Nachrichten
von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE
Neue Folge. Fachgruppe I.

NACHRICHTEN
aus der Altertumswissenschaft

2. Band

1936—38





GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1938

Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Nachrichten aus der Altertumswissenschaft. 2. Band.
Preis RM. 15,50



Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände
der
„Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen"

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

1. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis $1/2$ Bogen	Umfang	0,50 RM.
$1/2$—$1 1/2$ "	"	1,— "
$1 1/2$—$2 1/2$ "	"	2,— "
$2 1/2$—$3 1/2$ "	"	3,— "

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als $1/2$ Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Nachrichten
von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE
Neue Folge. Fachgruppe I.

NACHRICHTEN
aus der
Altertumswissenschaft

2. Band

1936—38



GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT
1938

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

INHALT:

NACHRICHTEN AUS DEM JAHR 1936.

NACHRICHTEN AUS DEM JAHR 1937.

NACHRICHTEN AUS DEM JAHR 1938.



PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 1

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates

Von
Hermann Kees





GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1936

Einzelpreis RM. 1.—



Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates.

Von

Hermann Kees.

Vorgelegt in der Sitzung am 20. November 1936.

Ed. Meyer hat in seiner „Geschichte des Altertums“ die Erhebung des Hohenpriesters des Amun Herihor auf den Thron der Ramessiden (um 1085 v. Chr.) als den ersten Versuch in der Weltgeschichte bezeichnet, eine wirkliche Theokratie aufzurichten[1]). Die Aufklärung der geschichtlichen Zusammenhänge, aus denen heraus er heranreifte, ist deshalb von größter Bedeutung. Bisher sind alle Geschichtsschreiber Ägyptens, mögen sie auch in der Anordnung der Ereignisse im einzelnen abweichen, darin grundsätzlich einig, daß die Krönung des Herihor einen Sieg des theokratischen Gedankens und zugleich politisch einen entscheidenden Triumph der von der Priesterschaft des Amonstempels von Karnak geführten Partei gegenüber den Mächten des ramessidischen Staates bedeutete[2]). Um den Preis der Durchführung des „Gottesstaates“ in der Thebaïs, also eines vorwiegend geistlichen Gedankens, hätte man in Theben sogar die Abtrennung von Unterägypten mit einem selbständigen Königtum in Tanis in Kauf genommen.

Das Verdienst, zuerst auf entscheidende Tatbestände zur Aufhellung der Vorgeschichte des Herihor aufmerksam gemacht zu haben, gebührt G. Lefebvre, dem Geschichtsschreiber der Hohenpriester des Amun. Zunächst wies er aus den Inschriften der einzigen in Karnak gefundenen Statue des Herihor, die ihn genau so wie einst den Oberbefehlshaber des Tutanchamun, Haremheb, aber auch einen der Vorgänger des Herihor im Amte des Hohen-

1) Gesch. d. Alt. II 2 (1931) S. 9 im Anschluß an seine Abhandlung „Gottesstaat, Militärherrschaft und Ständewesen in Ägypten“ Sb. Berl. Akad. 1928.

2) Außer Ed. Meyer s. Maspero Hist. anc. II S. 562 f.; Breasted Geschichte Ägyptens (1910) S. 382 f. und Cambridge Anc. History II (1926), S. 195; zuletzt Junker (-Delaporte), Völker des antiken Orients (1933) S. 167.





priesters, Ramsesnacht, im sog. „Schreibertyp“ darstellte, nach, daß Herihor nicht nur „Königssohn von Kusch“, sondern auch Vezir unter Ramses XI. war [1]); und zwar nach dem 17. Regierungsjahr dieses Königs, da in dem genannten Jahr ein anderer „Königssohn von Kusch“, namens Panehsi im Amte war [2]). Weiterhin betonte Lefebvre mit Recht, daß Herihor mit dem vorausgehenden Hohenpriestergeschlecht Ramsesnacht—Nesamun—Amenophis nicht verwandt war, denn im Gegensatz zu den erblichen Amonspriestern gibt Herihor auf seiner Gedenkstatue weder Name und Titel seines Vaters, noch seine Mutter an [3]). Offenbar war er als „erster Prophet des Amun“ ein homo novus! Dies Verschweigen der Herkunft hatte bereits Maspero zuerst richtig gesehen, später allerdings zugunsten gezwungener genealogischer Hypothesen außer Acht gelassen [4]). Herihor hatte also nicht, wie mancher andere Hohepriester vor ihm eine lange Reihe geistlicher Ämter durchlaufen, oder auch nur namhafte Pfründen in einem thebanischen Heiligtum, etwa dem Month- oder Chonstempel, vom Vater und Großvater ererbt, — sonst würde er sie nach der Sitte der Zeit auf der Gedenkstatue für den Reichstempel von Karnak dankbar verewigt haben [5]). Hebt er doch sehr bezeichnend hervor, diese Statue sei „gegeben aus Gunst des Herrn der Götter, Amun, des Urzeitlichen der beiden Länder“, nicht etwa von einem Könige! Im Anschluß an Lefebvre hat Ed. Meyer die Titulatur des Herihor, zugleich als Hoherpriester, Oberbefehlshaber, Königssohn von Kusch und Vezir, als politisch aufschlußreich anerkannt und ebenfalls auf die Ähnlichkeit mit Haremheb verwiesen. Aber Ed. Meyer stand dabei so stark unter dem Eindruck, in Herihor den Vollender der geistigen Idee des Gottesstaates vor sich zu haben, daß er folgerichtig die staatlichen Spitzenämter des Herihor als eine letzte Machtsteigerung des Priesters Herihor ansah, mithin als Sieg des Klerus über die widerstrebenden staatlichen Kräfte, Dynastie, Beamtenschaft und Heer.

Lefebvre selbst kam vielleicht in seiner vorzüglichen Geschichte

1) Annal. du Serv. 26 S. 63 f. Dort eine berichtigte Wiedergabe der Inschrift der Statue Kairo 42190 (= Legrain, Statues et statuettes III Taf. 52). Der Kopf fehlt.

2) S. u. S. 9.

3) Histoire des Grands prêtres d'Amon (1929) S. 205.

4) Maspero, Momies royales (Mém. Miss. fr. au Caire I, 4. 1889) S. 648, anders Hist. anc. II (1897) S. 562 f.

5) Man vergleiche die reichen Titulaturen des Ramsesnacht und Amenophis bei Lefebvre aaO. § 28 und 30.

der thebanischen Hohenpriester dem geschichtlichen Herihor am nächsten, als er schrieb: [1]) „Peut-être, comme tel autre fondateur de dynastie, Horemheb par exemple, appartenait-il à l'armée . . . En développant cette hypothèse, on pourrait supposer qu'il avait contribué, à la tête de ses troupes, à soutenir lors de „l'ère de Renouvellement des naissances“ l'autorité chancelante de Pharaon“. Aber auch Lefebvre verwischt anschließend diese von ihm selbst gewiesene Linie zugunsten der klerikalen Lösung. Einer weitergehenden Klarstellung standen zur Zeit, als Lefebvre und Ed. Meyer dieses schrieben, Unklarheiten über verschiedene geschichtliche Vorgänge im Wege; vor allem hinsichtlich der Einordnung jener seltsamen äraartigen Datierung in Theben nach Jahren „in der Erneuerung der Geburt“ (*whm-mśwt*), einer Renaissance in der Person des Herrschers. Lefebvre vermutet diese Periode im Anschluß an die Untersuchungen von Peet über die thebanischen Akten der 20. Dynastie am ersten in der Zeit Ramses' IX. (*Nfr-kꜣ-Rꜥ*), also als ein Zwischenspiel der letzten Ramessiden, nicht ihr Ende [2]). Peet selbst hat später diese Lösung mehr und mehr aufgegeben [3]). Ein zweiter schwieriger Punkt war die Datierung des historischen Romans über die Irrfahrten des Amonsgesandten Wenamun nach Syrien in das „5. Jahr“ (ohne Königsnamen), weil er bereits die Teilung des Landes zwischen dem Hohenpriester Herihor in Theben und einem Befehlshaber namens Smendes in Tanis voraussetzte. Nach der herrschenden Meinung mußte das Datum das 5. Regierungsjahr eines Königs, also am ersten des letzten Ramessiden (*Mn-mꜣꜥt-Rꜥ*, nach heutiger Zählung Nr. XI) sein, schien also den tatsächlichen Zerfall des Reiches bereits zu Beginn der Regierung dieses Herrschers vorauszusetzen [4]). Hier hatte Ed. Meyer in richtigem geschichtlichen Gefühl erkannt, daß eine Verbindung der in der Wenamungeschichte berichteten geschichtlichen Zustände mit dem Regierungsbeginn Ramses' XI. „völlig unmöglich“ sei [5]). Er half sich kurzerhand, indem er das Datum auf die Königsherrschaft des Herihor und Smendes verschob, was

1) aaO. S. 206.

2) aaO. S. 199 vgl. Peet JEA 12 S. 257 f.

3) JEA 14 S. 65 f. „the position of the *whm mswt* in relation to these three reigns [Ramses IX.—XI.] is very uncertain.“ Bestimmter Peet, The great tomb robberies I (1930) S. 130: „In the absence of conclusive evidence I am inclined to equate the whm mswt with the early years of Menmarêꜥ's reign“ (d.h. Ramses XI).

4) Vgl. Erman ÄZ 38 S. 2; Breasted Anc. Records IV § 557 und auch Lefebvre Histoire des Grands prêtres S. 207. 274.

5) Sb. Berl. Akad. 1928 S. 497 Anm. 3 vgl. Gesch. d. Alt. II 2 S. 12.

wiederum zu Unstimmigkeiten gegenüber sicheren Monumenten aus der Königszeit der Genannten führte.

Hier weiterzukommen und gleichzeitig in die dunkle Vorgeschichte des Herihor etwas Einblick zu gewinnen, ist möglich, wenn man die von Peet aus den thebanischen Akten für die letzte Ramessidenzeit gewonnenen geschichtlichen Fragmente mit den Darlegungen von Černy und Sethe[1]) über Ansetzung und Bedeutung der fraglichen *whm-mśwt* Periode in Einklang bringt. Vereinzelte Ereignisse, auf die in den Akten angespielt wird und die den Verfall staatlicher Autorität in drastischer Form hervortreten lassen, betreffen einen ernsten Aufruhr in Theben zur Zeit des Hohenpriesters Amenophis[2]) und gleichzeitige Unruhen, bei denen Ausländer maßgeblich beteiligt sind. Die Hauptquelle dafür bildet der Pap. Mayer A (col. 6, 6 f.) und der Pap. Brit. Mus. 10052, beides thebanische Aktenstücke, die zur gleichen Gruppe der Untersuchungsakten über Räubereien in der thebanischen Weststadt gehören und zu Beginn (Jahr 1) der *whm-mśwt* Periode niedergeschrieben wurden. Allerdings wird auf die unerfreulichen Ereignisse in den Zeugenaussagen in der vorsichtig umschreibenden Art des Ägypters angespielt. So konnte man im Zweifel sein, ob die Angabe:[3]) „Als man den Aufstand des ersten Propheten des Amun Amenophis machte“ (*ỉr m ḏr ỉrtw pꜣ ḫrwj n pꜣ ḥm-nṯr tpj n ʼImn*) eine Erhebung des Hohenpriesters gegen den König, also ein fehlgeschlagenes Vorspiel der Usurpation des Herihor, bedeuten sollte, — oder, wie es Sethe auf Grund einer genaueren grammatischen Analyse des Berichtes im Pap. Mayer A col. 6, 6 f. gegen Spiegelberg forderte, eine Unbotmäßigkeit (*thj*) gegen den Hohenpriester![4])

Auf alle Fälle brachte die Amenophisaffäre, die sich nach Angabe derselben Akten über 9 Monate hinzog, Übergriffe und Plünderungen seitens einer oft allgemein als „Ausländer“ (*ꜣʿʿ*) bezeichneten Gruppe in Theben mit sich, die den Charakter ernsten Aufruhrs tragen, z. B. Einbrüche in Tempel verbunden mit Brandstiftung,

1) Černy, JEA. 15 S. 194 f.; ÄZ 65 S. 129 f.; Sethe ÄZ 66 S. 1 f.

2) Auf ihn hat zuerst Spiegelberg Rec. de trav. 19. S. 91, dann ÄZ 58 S. 47 hingewiesen. Er deutete ihn als „Empörung des Hohenpriesters Amenḥotpe unter Ramses IX.“

3) Pap. Brit. Mus. 10052 col. 13, 24 bei Peet, The great tomb robberies II taf. 25 ff.; vgl. seine Übersetzung I S. 155 „When the war of the chief priest took place“.

4) Sethe ÄZ 59 S. 60 f. In der übersetzten Stelle des Pap. Brit. Mus. 10052 faßt Sethe die Praep. *n* als genetivus objectivus. Sethe's Deutung folgten Peet JEA 12 S. 254 und Lefebvre Histoire des Grands prêtres S. 198.

Verhaftung von Dienstleuten eines Tempels u. ä. U. Hölscher hat dann auch die ersten Zerstörungen an den Befestigungen der Tempelzitadelle von Medinet Habu, die nach dem Befund nicht allzulange nach den letzten Arbeiten der Nachfolger Ramses' III. erfolgt sein müssen, recht einleuchtend mit diesen Vorgängen in Zusammenhang gebracht[1]). Es sieht also so aus, als herrschte damals Feindschaft zwischen den zur thebanischen Amonsdomäne gehörigen Tempeln und der Gruppe der „Ausländer“ andererseits. Nun haben Černy und Sethe über Peet, der hinsichtlich der Einordnung der *whm-mśwt* Periode noch Zweifel hegte, hinausgehend, mit m. E. zwingenden Gründen nachgewiesen, daß diese thebanische Ära der „Renaissance“ sich nur an die Regierungszeit des letzten Ramessiden anschließen lasse, keinesfalls zeitiger, und daß es sich auch um keine königslose Zeit handeln könne, da der König auch unter der *whm-mśwt* mehrfach erwähnt wird[2]). Die weitaus wahrscheinlichste Lösung sei die, daß eine auf der Rückseite des bekannten Pap. Abbott verzeichnete Doppeldatierung „Jahr 19 entsprechend (*ḫft*) Jahr 1“ auszulegen ist als „Jahr 1 in der *whm mśwt* = Jahr 19 Ramses' XI. (*Mn-mꜣʿt-Rʿ*)“. Danach gehörte die *whm-mśwt* mit ihren 6 bisher bezeugten Jahren in die Endzeit Ramses' XI. Um diese Zeit (Jahr 1/2 *whm-mśwt*) wurden die erwähnten Zeugenaussagen über den Aufstand und die Plünderungen in Theben protokolliert. Dabei gab ein Nekropolenarbeiter als Zeuge an, daß die Vorgänge sich zur Zeit seines verstorbenen Vaters abspielten, als er selbst Esel hütete, also wahrscheinlich ein Junge von höchstens 12 Jahren war[3]). Es mögen also jene Vorfälle im Mindestfall 4—5, im Höchstfalle 10—15 Jahre zurückliegen[4]). Wir kommen damit, und das ist sehr wesentlich, in die Regierungsjahre 4—15 Ramses' XI., also in eine Zeit, als wahrscheinlich der aus dem 12.—17. Jahr Ramses' XI. nachweisbare Panehsi „Königssohn von Kusch“ war, jedenfalls Herihor noch nicht. Später zu besprechende Anhaltspunkte machen die mittleren Regierungsjahre Ramses' XI (etwa 12./15. Jahr) wahrscheinlicher, als den oben genannten frühest denkbaren Zeitpunkt[5]). Für die Träger der gegen die Tempel verübten Übergriffe, eben jene „Ausländer“-Gruppe, lassen sich aus Andeutungen thebanischer

1) Medinet Habu S. 50 (Morgenland Heft 24).

2) Černy, JEA 15 S. 194; ÄZ 65 S. 129. Sethe ÄZ 66 S. 6 f.

3) Pap. Mayer A col. 6, 6 f.

4) Peet JEA 12 S. 257 schätzte sehr knapp „hardly fewer than three or four“.

5) S. u. S. 10.

Akten der vorausgehenden Periode (unter Ramses IX. — Ramses X.) nähere Hinweise gewinnen.

Die Reste eines Arbeitstagebuches aus der thebanischen Nekropole in Turin, die z. T. durch Botti und Peet neu herausgegeben sind[1]), enthalten zwar, wo sie ausdrücklich „Libyer" (*Rbw*) oder gar „Maxyer" (Maschwesch) als in Theben anwesend nennen, keine absolut sichere Datierung mit Königsnamen[2]); doch spricht eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Ereignisse mit Arbeitseinstellungen in der Weststadt „wegen der Ausländer" (*ḫȝś.tjw*), die mehrfach in dem einzigen sicher datierten Text, dem aus dem 3. Jahr Ramses' X. (sog. Pap. Chabas—Lieblein), erwähnt werden[3]), zusammenhängen. Somit ist es unangebracht, die Zweifelsfrage aufzuwerfen, ob etwa einzelne Jahrgänge dieser Tagebücher, die solche Störungen des Arbeitsbetriebes durch Anwesenheit der Ausländer verzeichnen, z. B. gerade die aus dem Jahr 13, in die entsprechenden Jahre Ramses' XI. statt Ramses' IX. zu verschieben sind. Wenn z. B. nach einem Eintrag vom Jahre 8 (unter Ramses IX.?) im Arbeitstagebuch die bevorstehende Ankunft von libyschen Maschwesch (Truppen) dem Vezir gemeldet wurde, oder nach einem undatierten Stück (nach Botti vielleicht aus dem Jahre 10) Libyer „zum Westen von Theben (also der Totenstadt) herabkommen", einmal offenbar von der südlich Theben gelegenen Festung Gebelên (Krokodilopolis ägypt. *Śmnw*) her[4]), so braucht es sich dabei nicht um meuternde Truppen zu handeln; angesichts der schwierigen Verpflegungslage in dieser Zeit genügten schon normale Truppenverschiebungen, noch mehr eigenmächtig von einzelnen Führern eingeleitete Bewegungen von Söldnerkontingenten, um empfindliche Reibungen mit den Behörden hervorzurufen. Es waren ja dieselben Jahre, wo den Nekropolenarbeitern oftmals die Rationen vorenthalten wurden, und an die man sich später unter der „Renaissance" (*whm-mśwt*) erinnerte „im Jahre der Hyänen, als Hungersnot herrschte" d. h. als man vor Hunger sogar Hyänen aß![5]) Im 3. (und wahrscheinlich letzten) Jahre Ramses' X. war der Hungermarsch der Nekropolenarbeiter noch ziemlich glimpflich abgelaufen, indem Vorräte des Monthtempels

1) Il giornale della necropoli di Tebe (Torino 1928).

2) *Rbw* zuerst im Jahr 13 aaO. Taf. 5 Verso col. 1 Z. 16/17; vgl. Peet JEA 14 S. 68.

3) aaO. Recto col. 1 Z. 6. 8. 9. 11. (Taf. 50).

4) Peet JEA 12 S. 258 nach einem unpubl. Turiner Bruchstück.

5) Pap. Brit. Mus. 10052 col. 11, 8 bei Peet, The great tomb robberies II Taf. 32.

an die streikende Arbeiterschaft abgegeben wurden. Unter Ramses XI. aber treten zu den Einbruchsdiebstählen der Arbeiterschaft ernsthafte Ausschreitungen von Söldnertruppen, die sich nach den späteren Zeugenaussagen vornehmlich gegen Tempelgut und damit gegen das Herrschaftsbereich des Hohenpriesters Amenophis, dessen Domäne in den Tempelspeichern die größten Nahrungsmittelreserven umfaßte, richteten. Das war die Zeit „als man sich gegen Amenophis, den damaligen Hohenpriester des Amun, 6 Monate hindurch verging", wie die späteren Zeugen es bezeichnen[1]). Da man im 1. Jahr der *whm-mśwt* von Amenophis „der (damals) Hoherpriester war" (*wn m ḥm-nṯr tpj n 'Imn*) spricht und dann die Wiederherstellung der Ordnung nach 9 Monaten Wirren kennzeichnet „als man in Ordnung war" (*ḫr jr twtw śpd*), kann das Ergebnis der Ordnung keinesfalls die Wiedereinsetzung des Amenophis in seine vorherige Machtstellung, die ihm erlaubte, sich auf Karnaker Tempelbildern aus dem 10. Jahr Ramses' IX. gleichberechtigt neben dem König darstellen zu lassen[2]), gewesen sein, falls Amenophis überhaupt den Aufstand überlebte. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam vielmehr bei der „Ordnung" der Nachfolger ins Amt, und das kann nur Herihor sein. Da alle diese Vorfälle sich aber erst unter Ramses XI. abspielten, kam Herihor erheblich später auf die Stelle des Hohenpriesters, als es Lefebvre vermutete, jedenfalls unter Ramses XI., wahrscheinlich um das 12.—15. Regierungsjahr[3]).

Wenn vielleicht auch die Ordnung vom König befohlen wurde, der den Aufruhr benutzte, um den zu mächtig gewordenen Hohenpriester zu beseitigen, er brauchte dazu einen Machtfaktor, der mit Waffengewalt in Theben einschreiten konnte, also wohl über jene „Ausländer" und Söldner verfügte, an deren Auftreten man später noch mit Schrecken dachte. Dieselbe Gruppe Zeugenaussagen eröffnen nun hinsichtlich der ausführenden Macht eine überraschende Perspektive: Der Hersteller der Ordnung in Theben war der bereits genannte „Königssohn von Kusch" und Oberkommandant des Heeres Panehsi, der aktenmäßig aus dem 12. und 17. Jahr Ramses' XI. bezeugt ist. Der unfähige „Graf des Westens" und Polizeikommandant im westlichen Theben Pawerô, den wir aus den Berichten des Pap.-Abbott

1) Pap. Mayer A col. 6, 6 f.

2) Lefebvre Inscriptions conc. les Grands prêtres d'Amon Romê-Roy et Amenhotep (1929) Taf. 2 (aus dem 10. Jahr Ramses' IX.).

3) S. u. S. 10.

über die Untersuchungskomödie gegen die Grabdiebe im 16. und 17. Jahr Ramses' IX. zur Genüge kennen, war offenbar der Zustände ebensowenig Herr geworden, wie der damalige thebanische Vezir (Wenennofre?)[1]).

Aus den Zeugenaussagen sind folgende Hinweise bedeutsam. Von den vermutlichen Grabräubern aus dem Personalbestand der thebanischen Totenstadt, also der Amonsdomäne, waren allein 5 von einem ohne weitere Kennzeichnung genannten Panehsi getötet worden[2]); und eine recht beträchtliche Zahl (15) der des Diebstahls verdächtigen Männer war unterdessen „in dem Aufstand (*ḫrwj*) in der nördlichen Hälfte" ums Leben gekommen. Leider ist die Bezeichnung „nördliche Hälfte" (*ʿmḥtj*) nicht eindeutig, sie kann an sich die nördliche Landeshälfte Ägyptens d. h. Unterägypten bedeuten, aber auch in engerem Sinne die „nördliche Hälfte" von Oberägypten[3]). Andere Aussagen helfen hier weiter. Ein in Verhör genommener Sklave sagte aus:[4]) „Als Panehsi Hartai (damals Hauptstadt des 17. oberägyptischen Gaues „Kynopolites") zerstörte (*fḫ*), erwarb mich der junge Nubier Butehamûn, der Nubier Petesachen kaufte mich von ihm . . . . Als er getötet war, kaufte mich der Gärtner . . ." usw.

Die volle Schwere der hierin angedeuteten Ereignisse hat Peet noch unterschätzt, obwohl er aus den gleichzeitigen Angaben über Gewaltakte gegen Einwohner der thebanischen Totenstadt richtig schloß, daß jener Panehsi „a protagonist in these events" gewesen sei[5]). Er deutete wohl einmal beiläufig die Möglichkeit an, daß dieser Panehsi, der stets ohne nähere Bezeichnung vorkommt, also ein ganz bekannter Mann gewesen sein muß („meaning some famous Nubian")[6]), wirklich der damalige Vizekönig von Kusch war[7]), verfolgte aber diese Möglichkeit von höchster Bedeutung nicht weiter. Denn wenn um die fragliche Zeit (also zwischen den Jahren 4 und 15 Ramses' XI., um die weiteste Spanne zu nennen) wirklich der Gouverneur von Nubien mit starken nubischen

1) Pawerô war übrigens im 12. Jahr Ramses' XI. noch im Amte s. u. S. 10 Anm. 2.

2) „Diebe, die Panehsi tötete, 3 + 2, zusammen 5 Mann" Pap. Mayer A 13 B, 3 in unmittelbarem Anschluß an die Verlustliste aus dem Aufstand!

3) Vgl. Kees ÄZ 70 S. 88f.

4) Pap. Brit. Mus. 10052 col. 10, 18f. bei Peet, The great tomb robberies II Taf. 31.

5) JEA 14 S. 68.

6) Peet JEA 12 S. 257.

7) JEA 14 S. 68 Anm. 2.

Kontingenten in der Gegend von Kynopolis-Hartai, nicht allzuweit südlich von Herakleopolis stand, dann kann es sich keinesfalls, wie Peet meinte, um irgendeine kleine Lokalfehde handeln („merely some local feud in Egypt"), sondern um sehr ernste Kämpfe, bei denen die miteingesetzten thebanischen Kontingente der Miliz recht erhebliche Verluste an Toten (darunter allein 15 der des Grabraubs Verdächtigen!) erlitten. Übrigens ist es nicht notwendig, daß Panehsi wegen seines Namens „der Nubier" ein gebürtiger Nubier gewesen sein muß[1]), wenn auch die Übertragung eines hohen Staatsamtes an einen Provinzialen durchaus in das staatliche Bild der sinkenden Ramessidenzeit paßt. Begegnen doch unter den „Truchsessen" des Königs, also an höchsten Vertrauensstellen im Staat, bereits seit Merenptah (19. Dynastie) häufig Provinzialen aller Art, auch schon solche libyscher Herkunft[2]). Auf jeden Fall ist das zwangsweise Eingreifen des Gouverneurs der nubischen Provinz in Theben und in Mittelägypten mit Söldnertruppen seiner Provinz äußerst aufschlußreich für die wahre Lage in Ägypten unter Ramses XI.

Das Gebiet von Hartai im 17. oberägyptischen Gau lag außerhalb der nach der Verwaltungsordnung des NR dem thebanischen Vezir unterstellten Landeshälfte (Thebaïs), deren nördliche Grenze damals wohl, wie unter der 18. und 22. Dynastie, nördlich von Assiût bei Kusai lag[3]). Damit spielten sich die Kämpfe tatsächlich, wie es die thebanischen Akten verwaltungsrechtlich richtig ausdrückten, in der „nördlichen Hälfte" des Landes, d. h. im Amtsbereich des unterägyptischen Vezirates ab.

Es ergibt sich die Frage, gegen wen Panehsi dort mit nubischen und thebanischen Kontingenten kämpfte. Man könnte bereits an den Versuch eines Staatsstreiches der thebanischen Partei gegen Unterägypten und die dort residierende Dynastie denken. Das scheint nach der Gesamtlage kaum möglich. Schwerlich brachte das damals von sozialen Unruhen aufgewühlte Theben die nötige Anstrengung auf. Überdies befand sich Panehsi noch im 17. Jahr Ramses' XI., also doch wohl nach diesen Kämpfen in seinem Amts-

1) So Peet aaO.; auch Steindorff Aniba I S. 12. Bereits ein thebanischer Vezir unter Merenptah führte denselben Namen. Weil Veziere des Pharaonenreiches S. 104.

2) Dazu gehört vielleicht der später zu nennende Truchseß *Ijns* unter Ramses XI. s. u. S. 10.

3) Vgl. Pauly-Wissowa-Kroll RE. Art. Lykonpolis 1. und Thebai 2, Sp. 1574. Für die Ausdehnung des thebanischen Herrschaftsbereiches unter der 22. Dyn. s. Legrain ÄZ 35 S. 14 Z. 2.

bereich in Nubien und erfreute sich des Vertrauens des Königs, der ihm damals die Unterstützung eines im besonderen Auftrag des Königs ins Kataraktengebiet entsandten Truchsesses *Ijns* anbefahl[1]). Bei dem Unternehmen in Mittelägypten kann es sich der ganzen Zeitlage nach nur um Kämpfe gegen das sich gegen Ende der 20. Dynastie unter einer libyschen Familie festigende Fürstentum von Herakleopolis handeln, das an der wichtigen Nahtstelle zwischen Memphis und Assiût die Thebaïs von dem eigentlichen Unterägypten zu trennen drohte.

Herakleopolis hatte schon einmal in Zeiten des Reichszerfalls unter Ausnutzung seiner günstigen Lage in Mittelägypten unweit des Fajûmeingangs den Versuch gemacht, die Vormacht im Lande als Erbin des AR von Memphis zu erringen und war dabei in entscheidenden Gegensatz zu dem aufstrebenden Theben und seinem neuen Gott Amun geraten!

Auf Grund dieser Gesamtlage läßt sich vielleicht der vorhin bezeichnete Spielraum für diese Ereignisse unter Ramses XI. noch verengen. Aus Resten thebanischer Abrechnungen erfahren wir, daß der Vizekönig von Nubien Panehsi im 12. Regierungsjahr in Theben anwesend war[2]); da eine dieser Abrechnungen über Kornlieferungen aus der Domäne des Pharao an Priester auf den 16. Tag des Monats Paophi (2. Monat der Überschwemmungsjahreszeit) des 12. Jahres Ramses' XI. lautet, ist zu vermuten, daß Panehsi zur Teilnahme an dem größten thebanischen Fest, dem am 19. Paophi beginnenden Opetfest, nach der Hauptstadt gekommen war.

Um diese Zeit scheint also in Theben leidlich Ordnung geherrscht zu haben. Wahrscheinlich sind also die Amenophisunruhen und der Krieg in Mittelägypten erst nach diesem Termin, also zwischen 12. und 15. Regierungsjahr Ramses' XI. einzuschalten. Dann könnte allerdings Herihor das thebanische Pontifikat erst zu diesem verhältnismäßig späten Zeitpunkt im Zuge der „Ordnung" in Theben durch Panehsi erhalten haben. Jedenfalls hören wir vor dem Ende der Amenophisaffäre nichts von Herihor. Für ihn ist vorerst nur Platz als Parteigänger des Panehsi, also in dem Sinne, wie es bereits Lefebvre als Möglichkeit andeutete, als Offizier in der oberägyptischen Armee[3]), in ähnlicher Stellung, wie einst der nachmalige König Ramses (I.) unter Haremheb. Dann

1) Pap. Turin ed. Pleyte-Rossi Taf. 66 Z. 5 = Breasted Anc. Records IV § 598.
2) Pap. Turin ed. Pleyte-Rossi Taf. 65c. Nach Pap. Turin 100, 5—6 und 156, 1 war im 12. Jahr noch der „Graf der Weststadt" Pawerô im Amte!
3) S. o. S. 3.

haben wir mit dem Tatbestand zu rechnen, daß aus Sicherheitsgründen und zweifellos im Einverständnis mit dem König kein Amonspriester, sondern eben der „homo novus" Herihor unter dem Schutz der nubischen Truppen des Panehsi zum thebanischen Hohenpriester erhoben wurde. Das läßt die Entstehung des „Gottesstaates" des Amun in wesentlich anderem Licht erscheinen, als bisher. Wenn man überhaupt von einer bestimmten klerikalen Partei der Amonspriesterschaft in Theben sprechen will, so hatte diese ihre Machthöhe in der erblichen Hohenpriesterfolge von Ramsesnacht über seine Söhne Nesamun und Amenophis erreicht, Herihor bedeutete ihr Ende! Übrigens sollte man auch die Familie des Ramsesnacht nicht zu einseitig als „geistliche" Herren sehen. Sie war aus ganz ähnlichen Kreisen emporgestiegen, wie Herihor, oder weit früher Haremheb und dann das ramessidische Königshaus selbst, allerdings aus der Beamtenschaft, jene aus dem Heer. Der Vater des Ramsesnacht, Meribastet, war „Vorsteher der Priester aller Götter von Hermopolis", also Superintendent einer der angesehensten Diözesen Ägyptens, der eigentlichen Heimat des Amun und der Achtheit, ungefähr zur Zeit Ramses' III. gewesen, aber zugleich „kgl. Schreiber, Oberamtmann (*mr-pr wr*) des Herrn der beiden Länder" (d. h. Beamter der kgl. Domänenverwaltung) und „Bergwerksvorsteher"[1]). Diese Ergänzungsart aus dem Beamtenstand ist für die hohe Geistlichkeit des NR geradezu typisch. Die Gemeinsamkeit kommt auch in den Ehrenstatuen für die Tempel, für die man den sog. „Schreibertyp" bevorzugte[2]), sichtbar zum Ausdruck; man vergleiche beispielsweise die Karnaker Statuen des Amenophis, Sohn des Hapu, oder des Oberbefehlshabers Haremheb (New York) mit denen der Hohenpriester Ramsesnacht und Herihor!

Nach dem 17. Regierungsjahr Ramses' XI. ersetzte Herihor den Panehsi als „Königssohn von Kusch" und Oberbefehlshaber in der Thebaïs und übernahm ausweislich seiner Titulatur auf der Karnaker Statue auch das thebanische Vezirat. Für die Datierung dieses Vorganges bleibt kein weiter Spielraum, da mit Beginn der *whm-mśwt* Jahre also im 19. Regierungsjahr Ramses' XI. diese entscheidende Machtzusammenfassung durchgeführt gewesen sein muß. Überdies ist für Panehsi selbst innerhalb der *whm-mśwt* in Theben kein Platz mehr. Die Tonart der Zeugenaussagen aus dem 1. Jahr zeigt unzweideutig, daß man sich seines Auftretens

1) Nachweise bei Lefebvre, Histoire des Grands prêtres d'Amon S. 179. 264.
2) S. o. S. 2.

in Theben keineswegs mit Freuden erinnerte, ja sein Name wird damals von den Schreibern, wohl nicht zufällig, mit dem Zeichen des gefallenen „Feindes“ determiniert[1]). Als einziges Zeugnis des entscheidenden Schrittes zur Vereinigung der gesamten Macht in Oberägypten einschließlich Nubien durch Herihor bleibt außer der Titulatur der Statue aus Karnak eine lange, aber außerordentlich zerstörte Inschrift im Chonstempel zu Karnak, die er bereits als Hoherpriester des Amonrasonter und Königssohn von Kusch hat aufzeichnen lassen, vielleicht also gleichzeitig mit der Weihung der Statue in den Amonstempel[2]). Breasted und ihm folgend Ed. Meyer wollten bereits die Berufung des Herihor durch ein Orakel des Chons auf den Königsthron herauslesen, weil an die Tür, auf deren Pfosten die Inschrift steht, (zwischen hypostyler Halle und Hof)[3]) unmittelbar Bauteile anschließen, die Herihor als König hat ausschmücken lassen. Leider ist, wie schon Sethe erklärte, aus den Textfragmenten keine Spur einer solchen Berufung und Erhebung des Herihor herauszulesen[4]), sie begann im Gegenteil wohl noch mit den Königsnamen Ramses' XI. Was man erfährt, ist etwa folgendes: Beim großen Opetfest[5]), als sich Amun im Luxortempel aufhielt, stellte der Hohepriester des Amun (Herihor) dem Chons eine Orakelfrage, die „deine (des Gottes) Stadt Theben“ betraf. Diesen Vorschlag lehnte der Gott in der bekannten Weise durch „Zurückweichen“ des Gottesbildes, natürlich im Sinne des Fragestellers, ab. Den Gegenvorschlag des Herihor billigte Chons emphatisch und verhieß ihm zugleich als Dank für seine Werke in Theben eine fernere gesunde Lebensdauer, vielleicht jene „20 Jahre“, die dann der aus Luxor heimkehrende Amun feierlich bestätigte. Der Bericht über dies „Wunder“ geht in der Tonart nicht über gleichartige Gunstbezeigungen hinaus, die sich beispielsweise Ramses IV. vom Osiris in Abydos als Dank für seine Arbeit am Osiristempel in den ersten 4 Regierungsjahren erbat[6]).

1) Pap. Mayer A, col. 13 B 3 berichtigt von Peet JEA 12 S. 257 Anm. 3 und The great tomb robberies II Taf. 24 (revised readings). Pap. Brit. Mus. 10052 col. 10, 18 (Zeichen Gardiner Z. 6 „Toter“).

2) LD III 248 b. = Breasted Anc. Records IV § 615 f. und Maspero Momies royales S. 653.

3) LD Text III S. 64 Tür g.

4) Sethe ÄZ, 66 S. 6 Anm. 2 gegenüber dem Deutungsversuch von Ed. Meyer Sb. Berl. Akad. 1928 S. 496.

5) Das ist nicht ausdrücklich bezeugt, ergibt sich aber aus dem Aufenthalt des Amun in Luxor.

6) Auf der Stele Mariette Abydos II Taf. 34/35 = Breasted Anc. Records IV § 469—471 erbat Ramses IV. das Doppelte der 67 Regierungsjahre

Allerdings wird man nach unseren Ergebnissen über die wahrscheinliche Vorgeschichte der Machtergreifung des Herihor annehmen müssen, daß das „Wunder“ im Chonstempel einen bestimmten realpolitischen Zweck hatte, der ganz eng mit der Geltung Thebens als „südliche Hauptstadt“ und zugleich der Einführung der neuen thebanischen Ära *whm-mśwt* in der Person des Herihor zusammenhing. Seit Beginn des NR wurden die großen thebanischen Feste, voran das Opetfest, mit Absicht zu staatlichen Kundgebungen durch Vermittlung eines göttlichen Orakels vor der versammelten Festmenge benutzt. Man braucht dafür nur an die Thronerhebung des Haremheb, oder aus der auf Herihor folgenden Zeit an die große Befriedungsaktion, die der zum Hohenpriester eingesetzte Mencheperrê im Auftrage seines Vaters des tanitischen Königs Pinutem I. vornehmen mußte[1]), zu erinnern. Das Orakel im Chonstempel wird also nicht die Ergreifung der Königswürde durch Herihor gefordert, vielmehr in der Ablehnung eines politischen Schrittes, der offenbar die Stellung von Theben als Reichshauptstadt in Frage stellte, seinen Kernpunkt haben: Man mag an die Stellung der wirklichen Residenz in Unterägypten Tanis und die Rolle des wahrscheinlichen „unterägyptischen“ Veziers Smendes denken! Als Antwort auf solche Versuche, Theben als Hauptstadt zu entrechten, mag man von Theben aus die neue Ära proklamiert haben. Sie leugnete zwar die ramessidische Dynastie nicht formell, schob sie aber als interesselos beiseite und beschränkte sie auf den Bezirk, den sie selbst seit Ramses II. zur ständigen Residenz gewählt hatte[2]). In ihrer Prägung *whm-mśwt* „Erneuerung der Geburt“ spielte sie so unzweideutig auf die Wiederkehr eines echten göttlichen Herrschers an, daß ihre Einführung allerdings als eine unmittelbare Vorstufe zur formellen Königserhebung zu gelten hat. Das war die endliche thebanische Absage an die ramessidische Politik, die, vom Aufbau einer neuen unterägyptischen Residenz in Tanis ausgehend, auf thebanischer Seite als eine schwere Zurücksetzung und Schädigung empfunden wurde; bekam man doch

Ramses' II. Nach Pap. Harris 1 col. 23, 2 verhieß Amun Ramses III. sogar 200 Jahre!

1) Stele im Louvre Brugsch Reise nach der gr. Oase Taf. 22 = Breasted Anc. Records IV § 650 f. Jahr 25 des Pinutem (I.) 29. Tag des 3. Sommermonats (Epiphi).

2) Von den Geschichtsschreibern Ägyptens hat einzig Junker (-Delaporte), Völker des antiken Orients S. 159 f. der Tatsache, daß der Ausbau der „Ramsesstadt“ zur eigentlichen Residenz für Theben eine schwere Schädigung bedeutete, das richtige Gewicht beigemessen.

den König und den Hof in Theben nur noch an den größten Festen, vielleicht nur einmal jährlich beim Opetfest, zu sehen[1]).

Die vorläufige Lösung, in die man in Theben die Lossage von der ramessidischen Dynastie kleidete, war vielleicht durch Rücksicht auf Smendes und die militärischen Machtverhältnisse im nördlichen Ägypten bedingt. Allerdings war der Hohepriester des Amun Herihor nunmehr tatsächlicher Herr der Thebaïs und Nubiens, aber auch nicht mehr. Wenn sich z. B. Herihor in seiner Titulatur als „Oberkommandant von Ober- und Unterägypten" bezeichnete, so ist das eine Phrase. Nach thebanischer Auslegung, die wir in der Wenamungeschichte aus dem Jahre 5 (in der *whm-mśwt*) in dem Bericht des thebanischen Gesandten an den Fürsten von Byblos herauslesen, waren ja auch das tanitische Herrscherpaar Smendes und seine Frau Tentamun die „Befehlshaber des Landes, die Amun dem Norden des Landes gegeben hat"[2]). Die Fiktion des Reichsgottes ist also aufrecht erhalten, und unter dieser Voraussetzung Smendes als gleichberechtigter Partner des Herihor anerkannt. Auch formell begnügten sich vorläufig beide Teile mit dem Vezirat ihrer Landeshälfte[3]). Übrigens übte Herihor auch in dieser Zeit keineswegs alle Hauptämter persönlich unter Ausschaltung jeglicher Ressortminister aus. Vielmehr ließ er, trotzdem er selbst den Titel „Vezir" angenommen hatte, auch in den *whm-mśwt* Jahren einen anderen Beamten als Vezir amtieren. Allerdings gab es im Zuge der politischen Neuordnung in Theben mit der *whm-mśwt* einschneidende Personalveränderungen. Peet empfand die Tatsache, daß viele leitende Beamte gegenüber den letzten Jahren Ramses' IX. gewechselt hatten, noch als „astonishing thing"[4]).

Bei unserer heutigen Einordnung der *whm-mśwt* Jahre vom 19. Jahre Ramses' XI. an finden wir das durchaus verständlich. Peet meinte selbst einmal „A change of government such as was not improbable in these troubled times might lead to a complet change of officials at one blow from the vizir downwards"[5]). Die beiden mächtigsten Männer aus der vorausgehenden Zeit, Amenophis, der Hohepriester, und Panehsi waren erledigt, vermutlich beide tot. Im „Jahr 1 in der Wiedergeburt" ist auch der thebanische

1) Breasted Geschichte Ägyptens S. 382 hatte die Stellung der letzten Ramessiden noch ganz falsch beurteilt.

2) Wenamun col. 2, 35. Vgl. Erman Literatur der Ägypter S. 233.

3) Für Smendes ist dies nicht erweisbar, aber die wahrscheinlichste Erklärung seiner Herkunft.

4) JEA 14 S. 66.

5) aaO. S. 69.

Vezir Wenennofre, der unter Ramses XI. wahrscheinlich sogar noch im 18. Jahr im Amte war[1]), verschwunden. An seine Stelle trat ein Nebmaatrênacht, ein Mann, der wenn nicht ein ganz seltsamer Zufall der Namensgleichheit mitspielt, bereits im 14. Jahr Ramses' IX. das Vezirat innehatte[2]), dann vielleicht in Ungnade fiel und jenem Chaemwêset weichen mußte, für dessen recht zweifelhafte Eignung als Regierungschef die Berichte des Pap. Abbott aus dem 16./17. Jahr Ramses' IX. und des sog. Pap. Chabas-Lieblein aus dem 3. Jahr Ramses' X.[3]) ein beredtes Zeugnis ablegen.

Nebmaatrênacht wäre dann der „Vezir", der im 4. und 5. Jahr in der Wiedergeburt neben dem Hohenpriester des Amun (Herihor) erwähnt wird, und auch der Vezir, der wiederum zusammen mit Herihor bei der bekannten Inspektion des Königsgräbertals im 6. Jahr (in der *whm-mśwt*, also nicht im 6. Regierungsjahr Ramses' XI.!) zugegen war[4]) Andere hohe Beamte blieben unter Herihor im Amte, in Ägypten eine bei Dynastiewechseln bekannte Erscheinung. Dies trifft z. B. bei dem kgl. Haushofmeister („Großen des Hauses") und kgl. Truchseß *Ijns*, der nach seinem Namen ein Ausländer, vielleicht Libyer war, zu, den wir schon im 17. Jahr aus dem früher erwähnten Legitimationsdekret an den „Königssohn von Kusch" Panehsi im Auftrag des Königs im Kataraktengebiet mit Materialtransporten für Tempelbauten, vielleicht in Tanis oder Memphis, beschäftigt finden; aber ebenso bei dem für den Staatshaushalt wichtigsten Beamten dem „Vorsteher des Schatzhauses des Pharao, Vorsteher der Speicher und kgl. Truchseß" Menmaatrênacht[5]). Auch durch diese Weiterbeschäftigung königlicher Beamter des ramessidischen Hofes verraten sich die „Jahre in der Wiedergeburt", trotzdem sie den Beginn einer neuen Herrschaftsepoche bedeuten wollen, für uns als

1) Durch ein Relief in Karnak Rec. de trav. 13 S. 173 unter Ramses XI. gesichert. Peet hat seine anfängliche Ansetzung unter Ramses IX. (JEA 12 S. 258) selbst JEA 14 S. 72 berichtigt.

2) Pap. Abbott 4, 15 vgl. die übersichtliche Tabelle der führenden Beamten bei Peet JEA 14 S. 70.

3) Recto col. 3, 15 f.

4) Peet hat JEA 14 S. 65 Anm. 4 richtig bemerkt, daß in dem Revisionsvermerk aus dem Jahre 6 auf dem Sarge Sethos' I. (Maspero Momies royales S. 553) der Titel „Vezir" nicht zu Herihor gehört, wie es früher z. B. Breasted Anc. Records IV § 593 annahm. Auch Lefebvre, Histoire des Grands prêtres d'Amon S. 274 bezog die Daten des 4. 5. und 6. Jahres noch auf Ramses XI. statt auf die *whm-mśwt*, mußte daraufhin auch zu einer unrichtigen Ansetzung der Übernahme des Hohenpriesteramtes durch Herihor kommen vgl. o. S. 3.

5) Siehe die Tabelle von Peet JEA 14 S. 70.

Übergangsjahre vor dem formellen Herrschaftsantritt des Herihor als König —, eine Tatsache, die übrigens der Norden nie als zu Recht bestehend anerkannte[1]). Einen neuen „Königssohn von Kusch" setzte allerdings Herihor aus guten Gründen vorerst nicht ein. Er behielt die nubische Provinz sozusagen als persönliche Hausmacht neben dem Oberbefehl über die Armee in der Thebaïs für sich selbst, bis er sie nach Übernahme des Königstitels an seinen Sohn Pianchi als Kronprinz vererbte. Beides geschah vermutlich nach dem Tode des letzten Ramessiden[2]), also mindestens 8 Jahre nach Einführung der *whm-mśwt*.

Mit Herihor hatte also der Klerus des Amonstempels seinen jahrhundertealten Kampf um die Macht im Staate nur äußerlich gewonnen. In Wirklichkeit gehörte Herihor zu jenen kämpferischen Männern, die aus eigenem Recht Geschichte machen, genau wie vor ihm Haremheb, der Oberbefehlshaber des Tutanchamun, und auch, so oft dies verkannt wird, sein thebanischer Gegenspieler Eje. Allerdings verstanden sie alle in einer ihrer Zeitlage entsprechenden Form die Autorität des Gottes Amun einzuschalten, um sich gegenüber dem Volk auf den ausgesprochenen Willen des Gottes berufen zu können, zum mindesten versuchten sie dies. Um die Wendung des Herihor vom militärischen Usurpator zum Schöpfer des Gottesstaates des Amun unter dem Zeichen der „Wiedergeburt" zu verstehen, müssen wir einen Blick auf diese eigentümlich ägyptische Art politischer Propaganda werfen.

Dreimal hat Amun an entscheidender Stelle des politischen Umbruchs gestanden: bei der Schaffung des MR von Theben aus, in den Krisenjahren der Amarnazeit und schließlich unter Herihor. Man muß dabei berücksichtigen, daß das ägyptische Dogma vom göttlichen Königtum grundsätzlich das Schicksal des Hausgottes mit dem des Königs verband. Daher hat jeder König, auch der ursprüngliche Empörer und Usurpator, seinen Erfolg als Beweis des Sieges der göttlichen „Richtigkeit" proklamiert, weil eben nur Gerechtigkeit auf die Dauer zu siegen vermag[3]). Aus dieser Überzeugung heraus wird alle Skepsis, die angesichts des tatsächlichen Geschehens auf Erden sich oft anklagend erhob, bekämpft und unterdrückt. Auch die „Wiedergeburt" (*whm-mśwt*) d. h. die Neugeburt eines legitimen Königs als göttlicher Horus enthält eine

1) Bekanntlich ignoriert die auf unterägyptische Quellen zurückgehende Königsfolge des Manetho den Herihor als König!

2) So auch Černy ÄZ 65 S. 130.

3) Zum Folgenden s. Kees Ägypten S. 175 f.

derartige Verkündigung. Schon in der Wortwahl beruft sie sich auf das seit den Tagen der altheliopolitanischen Religion maßgebliche Vorbild der Götterwelt, insbesondere der himmlischen Gestirne, die sieghaft alle zeitlichen Verdunklungen und Schädigungen überstehen und „neugeboren" hervorgehen[1]) „nach der Richtigkeit"; der einzigen Regel, die der Ägypter als bindend anerkennt.

Mit dem Siege der göttlichen Gerechtigkeit verband sich im Dogma des göttlichen Königtums der selbstverständliche Gedanke an einen durch Befriedung und Macht gesicherten Wohlstand im Lande, wie man ihn für die selige Götterzeit voraussetzte. Kultheimat und Name des in dieser Weltordnung herrschenden Gottes wechselte natürlich mit den Zeiten, je nach den politischen Bedingtheiten des Staates und der Dynastie. Gerade Amun ist mit seiner Erhebung zum Staatsgott als „Oberhaupt der Götter" und „Herr der Länderthrone" in Karnak, die er einem politischen Akt verdankte, ein von den wechselnden Schicksalen des Reiches und der Stadt Theben umwitterter Gott gewesen, der auch seine Kampfstellung gegenüber den alten bodenständigen Göttern nie ganz verloren hat.

Deshalb ist es kein Zufall, daß die Prägung *whm-mśwt* „Wiedergeburt", die Herihor als neue thebanische Ära einführte und dabei für ägyptische Sinnesart sehr passend auf ein „Wunder" des Mondgottes Chons bezog, dieselbe Formel benutzte, die einst Amenemhet I. bei seiner Thronerhebung als Horusnamen gewählt hatte[2]). Auch Amenemhet war bekanntlich Usurpator, vorher Vezir des letzten Königs Menthuhotep aus dem Gaufürstengeschlecht von Hermonthis. Und derselbe Amenemhet wurde, wenn auch die Übernahme des Amun von Hermopolis nach Theben bereits unter der 11. Dynastie erfolgt war[3]), doch der eigentliche Schöpfer der neuen Reichsidee unter dem Schutze des Amun, dessen Kult in dem neuerbauten Reichsheiligtum in Karnak verankert war. Mit welch starker Gegnerschaft die neue Dynastie bei den mit dem alten Königshaus von Hermonthis verbundenen Kreisen zu rechnen hatte, haben die von Sethe scharfsinnig gedeuteten „Ächtungsinschriften" aus Theben ungemein drastisch gezeigt[4]).

1) Das Verbum *mśt* bezeichnet das Aufgehen der Gestirne (Neugeburt aus dem Leib der Himmelsmutter Nut).

2) Auf diese „epochale" Bedeutung des Amenemhet verwies in diesem Zusammenhang zuerst Sethe ÄZ 66 S. 5 f.

3) Die ältesten Zeugnisse auf thebanischem Boden unter König Antef I. Sethe Amun und die acht Urgötter von Hermopolis § 9. 54.

4) Die Ächtung feindl. Fürsten usw. auf altägypt. Tongefäßscherben des MR S. 22 f.

Und als Amenemhet I. schließlich trotz aller Vorsicht in seiner neuen Residenz bei Lischt einem Anschlag zum Opfer fiel, ließ sein Sohn Sesostris I., wie vor kurzem de Buck sehr schön gezeigt hat[1]), ein literarisch bedeutungsvolles politisches Pamphlet verbreiten, — als „Mahnungen des Amenemhet" u. ä. bekannt, — mit dem Zweck, die Herrschaft des Vaters als vorbildliche Zeit zu erweisen, genau in dem Sinne, wie Amenemhet selbst in einem früheren Werk unter der literarischen Form einer Prophezeiung seinen Herrschaftsantritt als Wiederkehr des Rechtes nach langem Unfrieden im Lande hatte feiern lassen![2]) Vornehmlich hatte diese posthume Rechtfertigungsschrift den Zweck einer politischen Regierungserklärung des Thronerben Sesostris, der sich demgemäß als Horus-König „lebend an Geburt" (*ʿnḫ-mśwt*) nannte. Im Charakter als Propagandaschrift des Thronfolgers berührt sich das Literaturwerk der 12. Dynastie mit dem Text des großen Papyrus Harris, den Ramses IV. nach Ermordung seines Vaters Ramses III. als Regierungserklärung in Theben veröffentlichen ließ. Freilich spürt man zugleich in dem Unterschiede beider Texte, dort eine eigenartige literarische Schöpfung von eindrucksvoller innerer Haltung, hier ein phrasengeschwollener und ganz auf materielle Gesichtspunkte abgestellter Tatenbericht, den gewaltigen geistigen Abstand der Zeiten.

Nach dem Willen des Amenemhet sollte der Amonsgedanke die alten Mächte des Unfriedens und Unrechts überwinden; eine neue weitblickendere Zeit des Friedens und der Gerechtigkeit sollte kommen. Eine neue Idee und gesunde Macht stand gegen Erbanspruch und altes Herkommen. Beide nahmen göttliche Herkunft in Anspruch.

Im gleichen Sinne erfolgte die Einführung der „Neugeburt" durch Herihor, feierlich vor allem Volk bestätigt durch Amun am Opetfest. Sie enthielt eine ausdrückliche Spitze gegen das Ramessidenhaus dadurch, daß dieselbe Prägung „Neugeburt" (*wḥm-mśwt*) auch von Sethos I., dem eigentlichen Schöpfer des Ramessidenreiches, unter Ausnutzung des Zusammentreffens seines Regierungsantritts mit dem Beginn einer Sothisperiode (1318 v. Chr.) propagandistisch verwendet worden war[3]). Wenn also der Nichtkleriker und vorherige Usurpator des Hohenpriesteramtes in Theben

1) de Buck, The instruction of Amenemmes. Mélanges Maspero I (1935) S. 847 f.
2) Erman, Literatur d. Ägypter S. 156/57.
3) Sethe ÄZ 67 S. 1 ff.

Herihor bewußt die Karte der Amonstradition zu seiner Legitimierung ausspielte, so sollte ihm die göttliche Bestätigung die Stütze geben, um zugleich die weltlichen Ansprüche der „Stadt des Amun" auf die Weltherrschaft, insbesondere ihren Vorrang gegenüber Memphis und Tanis, wo der letzte Ramesside noch residierte, und auch gegenüber dem aufstrebenden Herakleopolis zu unterstreichen. In Herakleopolis spielte damals eine bereits erwähnte libysche Dynastenfamilie, auch in geistlicher Einkleidung als „Hohepriester des Harsaphes", alte Ansprüche gegen Theben erneut aus. Man erinnerte sich wohl dort, daß Theben unter den Menthuhoteps einst den herakleopolitischen Königen die Erbschaft des AR im Kampfe aus den Händen geschlagen hatte. Es ist übrigens recht bezeichnend, daß Herihor den Titel „erster Prophet des Amun" bei seiner Thronerhebung geradezu als Königsnamen übernahm. Das war, seit Amenophis IV. sich im Königsnamen „erster Prophet des Rê-Harachte usw." nannte, nicht vorgekommen. Haremheb und die Ramessiden hatten hier aus ihren Zeitverhältnissen heraus eine ganz andere Religionspolitik befolgt. Als König nahm Herihor als „Sohn des Amun" selbst göttliche Abkunft in Anspruch, war also für seine Untertanen zum „Gott" geworden, was übrigens durch die Erklärung der „Wiedergeburt" eines legitimen Herrschers bereits vorbereitet war[1]).

Die vertiefte Erkenntnis der treibenden Kräfte bei der Schaffung des Gottesstaates des Amun durch Herihor bildet die Voraussetzung, um die späteren Ereignisse in ihrer geistigen Zielsetzung zu verstehen. Auch die tanitischen Könige der 21. Dynastie handelten, wenn sie sich in die thebanischen Händel mischten, — und dazu bot sich bereits unter Pinutem I. (um 1050 v. Chr.) willkommene Gelegenheit, — angeblich im Einverständnis des Amun, mindestens sicherten sie sich seine Bestätigung in gleichem Sinne, wie dies Haremheb oder Ramses IV. getan hatten[2]).

Vor allem aber trugen im 8./7. Jahrhundert v. Chr. die Äthiopen und Saïten den Endkampf um die Macht in Ägypten im Schatten einer großen „Renaissance"-Bewegung aus. Mag diese auch sich viel bewußter „archaisierend" geben, und nunmehr in alle kulturellen Äußerungen, wie Kunst und Literatur vordringen, den

1) Daß die Prägung *wḥm-mśwt* auf den Herrscher, nicht etwa allgemeiner auf eine „Renaissance" zielte, hat Sethe ÄZ 66 S. 5 mit Recht betont.
2) Siehe den Text der oben S. 13 Anm. 1 genannten „Stele der Verbannten" im Louvre.

Ruf zur „Erneuerung" als geistige Begründung zu einer Neuordnung der Herrschaft im Staate war bereits zur Zeitenwende um 1085 v. Chr. wirksam, als der Usurpator Herihor in der Rolle eines Hohenpriesters den Gottesstaat des Amun aufrichtete. Daß seine Schöpfung sich politisch als wenig dauerhaft erwies, ist kein Grund, der Kühnheit des Gedankens die Anerkennung zu versagen.



Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

Abhandlungen
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse / Neue Folge
aus dem Gebiet der
FACHGRUPPE I: ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Klassische Philologie:

X. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur griechisch-römischen Poetik. 4°. (124 S.) 1908. [Vergr.]

II. Bd. Nr. 4. **Kaibel, Georg,** Die Prolegomena ΠΕΡΙ ΚΩΜΩΙΔΙΑΣ. 4°. (70 S.) 1898. 5,50 RM.

XII. Bd. Nr. 4. **Schultz, Hermann,** Die handschriftliche Überlieferung der Hesiod-Scholien. 4°. (VIII und 101 S.) 1910. 8,50 RM.

IV. Bd. Nr. 3. **Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von,** Die Textgeschichte der griechischen Lyriker. 4°. (121 S.) 1900. [Vergr.]

XVII. Bd. Nr. 2. **Wendel, Carl,** Überlieferung und Entstehung der Theokrit-Scholien. Lex.-8°. (211 S.) 1921. 8,50 RM.

II. Bd. Nr. 1. **Wellmann, Max,** Krateuas. Mit 2 Tafeln. 4°. (32 S.) 1897. 3,50 RM.

X. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. I. Mit 14 Tafeln. 4°. (65 S.) 1908. 9,50 RM.

XI. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. II. Mit 11 Tafeln. 4°. (109 S.) 1908. 11 RM.

XII. Bd. Nr. 5. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. III. Mit 7 Tafeln. 4°. (III und 87 S.) 1912. 9,50 RM.

I. Bd. Nr. 5. **Hultsch, Friedrich,** Poseidonios über die Größe und Entfernung der Sonne. 4°. (48 S.) 1897. 3,50 RM.

XIX. Bd. Nr. 3. **Heiberg, Joh. Ludwig,** Theodosius Tripolites Sphaerica. Lex.-8°. (XVI und 199 S.) 1927. 16 RM.

XIX. Bd. Nr. 4. **Fecht, Rudolf,** Theodosii de habitationibus liber, de diebus et noctibus libri duo. Lex.-8°. (II und 176 S.). 1927. 13 RM.

IV. Bd. Nr. 1. **Tüselmann, Otto,** Die Paraphrase des Euteknios zu Oppians Kynegetika. 4°. (43 S.) 1900. 5 RM.

II. Bd. Nr. 5. **Bechtel, Friedrich,** Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind. 4°. (85 S.) 1898. 6,50 RM.

XVI. Bd. Nr. 3. Papyrusurkunden der öffentlichen Bibliothek zu Basel. I. Urkunden in griechischer Sprache. Herausgeg. von **E. Rabel.** II. Ein koptischer Vertrag. Herausgeg. von **W. Spiegelberg.** Mit 2 Tafeln. 4°. (104 S.) 1917. 12 RM.

VIII. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Saturnische Vers. 4°. (III und 80 S.) 1905. 6,50 RM.

I. Bd. Nr. 7. **Leo, Friedrich,** Die Plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. 4°. (114 S.) 1897. 9 RM.

V. Bd. Nr. 5. **Schulze, Wilhelm,** Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen. 4°. (647 S.) 1904. Unveränderter Neudruck 1933. 48 RM.

DRITTE FOLGE

Nr. 1. **Wendel, Carl,** Die Überlieferung der Scholien zu Apollonios von Rhodos. Lex.-8°. (IV und 124 S.) 1932. 8 RM.

Nr. 5. **Jensen, Christian,** Ein neuer Brief Epikurs. Wiederhergestellt und erklärt. Mit 22 Abbildungen im Text. Lex.-8°. (II und 94 S.) 1933. 8 RM.

Nr. 12. **Thiersch, Hermann,** Artemis Ephesia. Eine archäologische Untersuchung. Teil I: Katalog der erhaltenen Denkmäler. Mit 76 Tafeln und 4 Textabbildungen. Lex.-8°. (IV und 150 S.) 1935. 22 RM.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 2

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri

Von

Ludwig Deicke





GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1937

Einzelpreis RM. 2.—

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis $\frac{1}{2}$ Bogen	Umfang	0,50 RM.
$\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ „	„	1,— „
$1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ „	„	2,— „
$2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als $\frac{1}{2}$ Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri.

Von

Ludwig Deicke.

Vorgelegt durch M. Pohlenz in der Sitzung am 5. März 1937.

Vorbemerkung.

Im Zusammenhang mit meinen Arbeiten an der kritischen Ausgabe von Plutarchs Moralia regte ich 1927 den textkritisch sehr begabten und interessierten stud. phil. Wilhelm Raude dazu an, im Anschluß an einen Aufsatz Arthur Ludwichs (Rhein. Mus. LXXII 537) die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift über Homer zu untersuchen. Aus Ludwichs Nachlaß wurden ihm freundlichst von der Königsberger Universitätsbibliothek Kollationen nach Göttingen geliehen. Außerdem konnte er auch solche benützen, die H. E. Sieckmann auf einer durch das Göttinger Sauppestipendium ermöglichten Studienreise in Italien angefertigt hatte. Endlich konnte er sich mit Hilfe der von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften für die Plutarchausgabe bewilligten Gelder auch Photographien des Ricc. 30 (**r**) und Paris. 2697 (**o**) beschaffen, deren Bedeutung er zuerst erkannte. Die Zuverlässigkeit seiner eigenen Kollationen hat sich ebenso wie die Sicherheit seines Urteils bei jeder Nachprüfung bewährt. Leider war es ihm nicht beschieden, die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Kurz vor dem Abschluß einer Dissertation raffte ihn 1929 eine Krankheit hinweg. Seine Aufzeichnungen zu Plutarch überließ mir mit dankenswerter Bereitwilligkeit sein Vater, Sanitätsrat Raude in Neustadt (Harz), zu weiterer wissenschaftlicher Verwertung. Ich gab die Kollationen und Photographien an Dr. Deicke, der auf Grund selbständiger Bearbeitung des Materials zu derselben Gesamtauffassung gelangt ist, die sich schon Raude gebildet hatte.

Max Pohlenz.



Die pseudoplutarchische Schrift de vita et poesi Homeri ist in mehreren Handschriften des corpus Planudeum der Plutarchischen Moralia und außerdem in einigen Homer- und Sammelhandschriften unter den Homerviten erhalten. Bei der Textherstellung verließen sich die Herausgeber im allgemeinen auf die Plutarchhandschriften und zogen die anderen nur dann heran, wenn der Text ganz unverständlich war. Erst Ludwich[1]) hat nachgewiesen, daß die Homerhandschriften eine stark abweichende Fassung enthalten, die nach seiner Meinung ein anderer Auszug aus der angeblich echten Plutarchschrift war. Da er jedoch von den beiden wichtigsten Homerhandschriften nur geringe Proben hatte, konnte er nicht erkennen, daß die eine von ihnen (**r**) oft gegen die jüngeren mit den Planudeshandschriften zusammengeht und die andere (**o**) sogar mitunter von der gesamten übrigen Überlieferung stark abweicht. Innerhalb der Plutarchüberlieferung ist die Schrift nur in den Planudeshandschriften (Π, Über diese vgl. die Praefatio zu Moralia I p. IX ff.) enthalten. Von 19 Codices des Corpus lagen in den Kollationen von Allen (zum ersten Teil der Schrift), Ludwich und Sieckmann Proben vor. Das Verwandtschaftsverhältnis ist das gleiche wie in den anderen Plutarchschriften. Ambr. 859 (*α*, bei Ludwich C, von Raude ganz nachverglichen) erweist sich auch hier als die älteste Handschrift des Planudes. Die Abweichungen der jüngeren sind so gering, daß sie unberücksichtigt bleiben konnten. Von den Homerhandschriften hat Raude Ricc. 30 (s. XIII.) **r** und Paris. 2697 (s. XIII. Allen P[8]; bricht bei 410, 25 *ἑτέρῳ* mitten auf der Seite ab) **o** neu kollationiert. Sieckmann und Ludwich hatten Laur. 56, 25 (**f**; enthält nur unsere Schrift), Laur. 32, 4 (**e**; eine Homerhandschrift), Paris. 1868 (**l**; Ludwich T; die Schrift steht hinter Jamblichos) und Guelferbyt. 4210 (Gud. gr. 23; **m**; Ludwich G; enthält nur unsere Schrift) verglichen. Alle vier stammen aus dem 15. Jahrhundert. Die Proben des Ambr. 348 (s. XV.) und Vind. suppl. Gr. 23 (s. XV.) reichen nur aus, die beiden dieser Klasse zuzuweisen. Zwei junge italienische Handschriften konnten bisher nicht geprüft werden. Die Übereinstimmung von **reflm** sei Γ genannt. Zitiert werden Seiten und Zeilen der Ausgabe von Bernardakis. Da diese die Überlieferung nicht immer klar erkennen läßt, wird stets von den Handschriften ausgegangen. Um für den Vergleich der verschiedenen Überlieferungszweige eine feste Grundlage zu bekommen, soll zunächst der Wert der einzelnen Γ-Handschriften geprüft werden.

1) Plutarch über Homer (Rhein. Mus. 72, 1917/18, 537 ff.).

Ein Beweis für die enge Zusammengehörigkeit von **reflm** sind die gemeinsamen Kbrruptelen 379, 6 *θάλασσαν* für *Θάλης*, 430, 26 *ὑστεροῦνται* für *ἐστέρηνται* (scil. *τῶν φιλτάτων*) und 448, 24 *παρὰ τῆς πάσης* für *παρ' αὐτῷ πάσης*. Die vier jungen Handschriften **eflm** schließen sich zu einer Gruppe zusammen, deren Vorlage der ältesten (**r**) sehr ähnlich war. Denn an Stellen, wo **r** sinnlose Fehler aufweist, suchen diese durch allerlei Änderungen den Text verständlich zu gestalten. 405, 13 hat Π *τὸ ἔρευθος ἀπολείπει τὴν ἐπιφάνειαν*, **r** schreibt *τὸ ἔρευθος ἀπολείπεται τὴν ἐπιφάνειαν*, wobei das Akkusativobjekt überflüssig und grammatisch falsch ist. **eflm** lassen daher dieses fort und haben nur *τὸ ἔρευθος ἀπολείπεται*. 408, 10 heißt es in Π *μεσότητι τὴν ἀρετὴν ὁρίζονται*. Durch ein Mißverständnis wird das Verbum in **r** zu *νομίζονται*, was sich nicht mit dem Dativ verbinden läßt. **eflm** stellen den notwendigen Akkusativ her und verwandeln das Verbum in das Aktiv *νομίζουσι*. 419, 16 läßt **r** in *παρ' Ἀλκινόῳ* das *λ* aus[1]). Daraus stellen **eflm** das glatte, aber hier sinnlose *παρακινῶν* her. 422, 23 hat **r** *περιειρίζεται* für *περιυβρίζετο*, **eflm** schreiben dafür das hier unmögliche *πειράζεται*. 398, 14 entstand durch falsche Wortabteilung in **r** *ἐπὶ τῇδε* aus *ἐπίτηδες*, was **eflm** in *ἐπὶ τοῦδε* weiter ändern, um es auf das vorhergehende Homerbeispiel beziehen zu können. Die Lesart verrät sich durch den falschen Präpositionsgebrauch. Aus demselben Grund ist 396, 20 die von Ludwich empfohlene (549[1]) **eflm**-Lesart abzulehnen. Dort hat Π *ἐξὸν ἀποσχέσθαι αὐτῶν* (scil. *βοῶν*). **r** hat *ἐξ ὧν ἀποσχέσθαι αὐτούς* (scil. *τοὺς ἑταίρους*); **eflm** geben dem scheinbaren Relativsatz ein Verb, sie haben *ἐξ ὧν ἀποσχέσθαι αὐτοὺς εἰκὸς ἦν*. Aber *ἀπέχεσθαι* verbunden mit *ἐκ* ist nicht belegt. Als letztes Beispiel dieser Wucherungen mag ein Homervers dienen (*π* 427). Er lautet 440, 20 in Π (**l**[2]) richtig

ἤκαχε Θεσπρωτούς· οἱ δ' ἡμῖν ἄρθμιοι ἦσαν,
r hat *ἤ καχθὲς*[2] *πρώτους ἀρίθμιοι ἦσαν*,
eflm haben *οἳ κάλχαντ' ἐς πρώτους εἰσαρίθμιοι ἦσαν*.

Die Vorlage von **eflm** hat hier wohl die metrische Unmöglichkeit der **r**-Lesart empfunden, aber die Herstellung ist nicht gelungen. Die Tätigkeit dieses eifrigen Textverbesserers erstreckt sich natürlich auch auf Fehler der Gesamtüberlieferung. 430, 4

1) **r** hat *παράκι|νόω*. Der Raum am Ende der Zeile war sehr knapp. Der Spiritus ist zweifelhaft, aber das zweite *α* ist wie alles übrige deutlich.

2) Über dem *α* stehen drei Punkte. Anscheinend wußte der Schreiber nichts mit der Stelle anzufangen.

heißt es in **Π r** *καὶ πρέποντα ἑκατέρῳ ἔπαινον τῷ μὲν ὡς πλεόνων βασιλεύοντι* (om. **r**), *τῷ δὲ ὡς πλέον ἰσχύοντι, . . . πραΰνειν αὐτοὺς ἐπιχειρεῖ*. Daß der Akkusativ *ἔπαινον* in der Luft hängt, hat Wyttenbach erkannt und mit Recht ein Partizip, *διδούς*, hinter *ἔπαινον* eingeschoben. **e f l m** haben die Schwierigkeit anders behoben, sie fügen ein zweites Hauptverbum hinzu, indem sie im Anfang schreiben *καὶ πλέκει ἔπαινον πρέποντα ἑκατέρῳ*. Aber alte Überlieferung liegt hier nicht vor[1]), da ja **e f l m** den **r**-Text im allgemeinen voraussetzen. Für das in **r** ausgelassene *βασιλεύοντι* haben sie *ἄρχοντι* ergänzt.

Da die Handschriften **e f l m** in allen diesen Fällen übereinstimmen, müssen sie auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen. Daher wird das Abspringen einer Handschrift bei einem Fehler nur auf das Eindringen von einzelnen fremden Lesarten zurückzuführen sein. 442, 8 hat **Π** *γηροτροφεῖσθαι τοὺς γονέας ὑπὸ τῶν παίδων . . . δίκαιον*, **r** und **f l m** haben statt des Passivs das Aktiv *γηροτροφῆσαι*, was in Verbindung mit *ὑπό* keinen Sinn gibt. Daher setzen **f l m** den Akkusativ *τοὺς παῖδας* ein, wobei nur das Nebeneinanderstehen der zwei Akkusative etwas störend ist. Die Handschrift **e** hat hier aus **Π** den richtigen Text übernommen. Oder 441, 9 heißt es in **Π r e** *ὀλιγαρχίαν δὲ δηλοῦν δοκεῖ διὰ τῆς τῶν μνηστήρων πλεονεξίας*, was in **f l m** zu *ὀλιγαρχίας δὲ δηλοῦν δοκεῖ ἐπὶ τῶν πλεονεκτούντων ἐν τοῖς μυστηρίοις*. Die Homerkenntnisse, die dieser Interpolator hatte, sind nicht bedeutend. Für die Vorlage von **e**, das nach den früheren Stellen eng zur Gruppe gehört, wird auch hier der Text von **f l m** anzusetzen sein[2]).

Die wichtigste Textabweichung hat Ludwich[3]) schon eingehend behandelt. Im cap. 146 ist das Thema, daß Homer *καὶ τὴν λογιστικὴν μέθοδον* (*τῶν ἀριθμῶν*) *ὑπέδειξε*. Nach dem Zitat von *B* 509/10 und *Π* 170 heißt es 418, 21 in

1) Anders Ludwich 549[1].

2) Die Übernahme von **Π**-Lesarten kann man auch in **l** verfolgen; dort sind sie oft von zweiter Hand an den Rand geschrieben und wären wahrscheinlich bei der nächsten Abschrift richtig in den Text aufgenommen.

3) Daß **r** hier mit **Γ** übereinstimmt, wußte Ludwich nicht. Er hatte den Unterschied der angeführten Homerbeispiele nicht bemerkt und hielt den Text von **e f l m** für einen selbständigen Auszug aus Plutarch. Das ist wegen des gemeinsamen Fehlers im Anfang unmöglich.

Π r	**e f l m**
ἐξ ὧν λογίζεσθαι πάρεστιν, ὅτι τῶν νεῶν πασῶν οὐσῶν ἐγγὺς χιλίων διακοσίων καὶ ἐχουσῶν ἐξ[1] *ἑκατὸν ἀνδρῶν*[2]	*ἐξ ὧν συλλογίζεσθαι πάρεστιν ὅτι τῶν νεῶν πασῶν οὐσῶν* (o. π. **l.**) *ἐγγὺς χιλίων διακοσίων καὶ ἐχουσῶν ἐξ ἀνδρῶν ὀγδοήκοντα πέντε*[1] *διὰ τὸ τὴν μείζω ἑκατὸν εἴκοσιν ἔχειν τὴν δὲ ἐλάσσω πεντήκοντα,*
ὁ σύμπας ἀριθμὸς δώδεκά που μυριάδων γίνεται.	*ὁ σύμπας ἀριθμὸς δέκα μυριάδες* (-ας **l m**) *καὶ ἐπέκεινα γίνεται.*
[1] *ἑκάστης* Wytt. *ἐγγὺς* (et *ἀνδρῶν*)? Pohlenz. [2] *ἄνδρας* Bern.	[1] Ludwich add. *τὸν στόλον.*

Der Anfang ist in beiden Fassungen fast gleich, beide haben einen gemeinsamen Fehler; denn das *ἐξ* hinter *ἐχουσῶν* läßt sich nicht konstruieren. Bis auf diese Korruptel ist der Text von **Π r** klar. Homer hätte ungefähr 1200 Schiffe mit einer Besatzung von je 100 Mann gerechnet, was dann rund 120000 Mann ergibt. Die Zahl 100 ist als runde Zahl zwischen 50 (*Π* 170) und 120 (*B* 510) gewählt, denn da die Schiffszahl auch nicht ganz genau stimmt, kam es dem Schriftsteller anscheinend nur auf Annäherungswerte an; er sagt *δώδεκά που μυριάδων*. Demgegenüber kann die Berechnung von **e f l m**, der die genaue Durchschnittshöhe $\frac{120+50}{2} = 85$ zugrunde liegt, bestechend wirken. Woher diese stammt, zeigt die Parallele Schol. B 488 (Tl.). Dort heißt es, man könnte die Stärke des Heeres ausrechnen, wenn man nach Thukydides 1, 10 das Mittel der größten (*B* 510) und der kleinsten (*B* 719) Besatzungen angenommen hätte. Der Text des Scholions und die Beispiele, die beide aus dem Katalog stammen, schließen sich eng an Thukydides an. Auch **e f l m** folgen der thukydideischen Berechnung. Aber daß diese hier nicht ursprünglich ist, ergibt sich daraus, daß **e f l m** nicht von seinen Homerstellen (*B* 510. 517), sondern wie **Π r** von *B* 510, *Π* 170 ausgehen. Dann versuchen sie über Thukydides hinaus die Aufgabe aufzulösen, wobei sie über die 100000 überschießenden letzten 2000 mit dem allgemeinen *καὶ ἐπέκεινα* sich hinwegsetzen. Da also **e f l m** außer der Korruptel im Anfang auch das Homerbeispiel, das zur Thukydides-Rechnung nicht paßt, mit **Π r** gemeinsam haben, setzen sie hier den **Π r**-Text voraus und sind von ihm abhängig. Den Anstoß zur Änderung hatte die scheinbar willkürlich gewählte Zahl 100 gegeben. Ähnlich schlecht sind die **e f l m**-Lesarten an zahlreichen anderen Stellen. 400, 18 lesen **e**[1]**f l m** *αὐτοὶ δὲ οἱ Στωικοὶ τὴν ψυχὴν ὁρί-*

ζονται für αὐτὴν δὲ τὴν ψυχὴν οἱ Στωικοὶ ὁρίζονται (sc. πνεῦμα) **Π r**. Vorher war von den seelischen Vorgängen gesprochen und jetzt soll das Wesen der Seele definiert werden. Da also nicht von den Lehren der Stoiker im Gegensatz zu den anderen die Rede ist, sondern der Schriftsteller sich dem neuen Thema, der Definition der Seele, zuwendet, muß das Pronomen zu ψυχήν gehören. — 441, 3 haben sie einen neuen Homervers gedichtet. **Π r e** (von Aigisthos): καὶ ὁπότε ἀνῃρέθη, (Ὅμηρος) φησὶν ὅτι (om. **r**) οὐκ ἂν ἔτυχε (ἀτύχει **r**) ταφῆς εἴπερ Μενέλαος παρῆν. **f l m** haben hinter ὅτι: οὐκ ἂν ὅς γε ταφῆς ἔτυχ' εἴ γε παρῆν Μενέλαος und den Vers γ 258, der nach einem Zwischensatz[1]) auch in **Π r e** folgt, dann mit καί angeschlossen. Der Text von **r** war unverständlich und **f l m** versuchten die Heilung. Anlaß zur Versinterpolation bot das vorangestellte φησίν, das meistens Zitate einleitet, und das folgende Homerbeispiel. Die epischen Floskeln ὅς und zweimal γέ zeigen, daß es wirklich ein Vers sein soll.

Dagegen treffen sie an folgenden Stellen sicher das Richtige. 388, 20 haben sie allein in dem Satz ἅμα παύεται καὶ ἄρχεται ὁ δὲ μήν das störende δέ getilgt, das in **r** und auch in **Π o** steht. 392, 2 haben die übrigen ἀγάλματα θεῶν μετὰ τοῦ εἰς ἀνθρώπων εἶδος ἠκριβωμένα, wo μετὰ τοῦ falsch aus dem vorhergehenden Satz (θεῶν μετὰ τοῦ κοσμῆσαι) wiederholt ist. **e f l m** lassen es aus. 434, 17 steht in den übrigen Codices hinter einem Infinitiv Futuri (ἀποπλεύσεσθαι) der zweite im Präsens. **e f l m** allein haben das zu erwartende Futur βουλεύσεσθαι. 455, 8 wird vom Herausziehen der Geschosse aus den Wunden gesprochen. Auch hier ist die Lesart **e f l** ἐκκομισάμενος (τὸ βέλος) besser als **Π r** κομισάμενος (**m** läßt 451, 23—457, 24 aus).

Alle diese Lesarten weichen nicht so stark von der Überlieferung ab, daß sie nicht auf Konjektur beruhen könnten. Andererseits führen die Wucherungen von **r**-Fehlern dazu, zwischen **r** und **e f l m** ein sehr enges Verwandtschaftsverhältnis anzunehmen. Die direkte Abhängigkeit der vier läßt sich trotzdem nicht sicher erweisen[2]). Denn **r** hat eine Reihe von Fehlern, die in **e f l m** nicht wiederkehren, wie 459, 20 τὸ ἐπὶ τῶν γραμμάτων für τὸ τῶν ἐπιγραμμάτων und 459, 22 die Auslassung von καὶ αὖ πάλιν ἐπὶ τῶν

1) τοῦτο γὰρ ἐπὶ τῶν τυράννων νενόμισται. **l m** haben diesen Satz hinter den Homerversen γ 258—260, **r** und vielleicht **f** haben ihn vor und hinter den Versen, Π hat ihn nur vor γ 258.

2) Nur in (e) **f l m** sind die meisten Beispiele, die Ludwich 549[1] für Γ aufzählte (386, 23. 406, 4. 409, 8. 23. 418, 11. 423, 12. 436, 17. 437, 5. 455, 4) überliefert. Sie lassen erkennen, wie stark der Text umgearbeitet ist.

μνημάτων (ein Homoioteleutonsprung) und ebenda συντόνως für συντόμως und 459, 23 τούτων für τοῦτο. Diese Stellen können natürlich aus Π verbessert sein, aber da dieses nicht sicher zu beweisen ist, wird man vorsichtiger annehmen, daß **e f l m** aus einer Schwesterhandschrift von **r** stammen. Nach dieser Vorlage sind zwei Abschriften gemacht, die fortgewirkt haben. Denn **e f l m** lassen sich in zwei Paare aufteilen. Als Musterfall kann der 445, 14 zitierte Homervers *H* 336 gelten. Bei Homer steht

τύμβον δ' ἀμφὶ πυρὴν ἕνα χεύομεν ἐξαγαγόντες
ἄκριτον ἐκ πεδίου.

Er lautet in Π τύμβον δ' ἐκ πεδίου ἕνα χεύομεν ἐ.
r τύμβον δ' ἐκ πεδίοις ἐνεχεύομεν ἐ.
e f τύμβον δὲ πεδίοιο ἐνεχεύομεν ἐ.
l m τύμβον δ' ἐν πεδίοις ἐνεχεύομεν ἐ.

Offenbar war schon im Archetypos aller Handschriften ἀμφὶ πυρήν durch das ἐκ πεδίου des folgenden Verses verdrängt, was zu weiteren Änderungen führte[1]). Daß diese Handschriftengruppierung nicht auf Zufall beruht, zeigt 402, 10. Dort heißt es in

Π ἆρ οὖν οὐ πρότερος Ὅμηρος (εἶδε τὴν τούτου διαφοράν)
r ἆρ οὖν Ὅμηρος οὐ προτέραν
l m ἄρα Ὅμηρος οὐ προτέραν
e f ἄρα Ὅμηρος οὐ πρότερον.

Die Übereinstimmung von **Π r** lehrt, daß οὖν gehalten werden muß. Die Beziehung von προτέραν in **r l m** ist ganz unmöglich. Daher haben **e f** das Adverb vorgezogen. Die Änderung von **r** sollte die drei einsilbigen Wörter im Satzanfang trennen, **e f l m** haben nur eines am Anfang gelassen. Aus dieser Stelle darf man nicht schließen, daß **l m** das Alte besser als **e f** bewahrten. Denn 442, 21 weichen gerade sie etwas stärker ab. Der Text lautet in Π ὅπως πρὸς τοὺς τῆς πολιτείας κοινωνοῦντας ἔχειν (scil. χρή), in **r** ὅπως πρὸς τοὺς τῆς πολιτείας κοινωνοῦντας φιλίας ἔχειν δεῖ. **e f l m** lassen πρός aus und außerdem haben **l m** φιλίως für φιλίας (**r**). Da das angeführte Homerbeispiel nicht von φιλία handelt und das δεῖ entbehrlich ist (vgl. 438, 20) — denn auch im folgenden Satzglied muß das Verb ergänzt werden —, ist die Lesart von Π in den Text aufzunehmen. Auch hier hat **r** das Ursprüngliche besser als die anderen bewahrt.

Für die Zusammengehörigkeit von **e f** sprechen auch gemein-

1) πεδίοις in **r** ist wohl aus πεδίοιο entstellt. Das veranlaßte in **l m** den Präpositionswechsel, denn ἐκ πεδίοις erschien untragbar.

same Auslassungen wie 345, 24 τῶν λέξεων, 346, 11 ἧπερ, 350, 25 ἐμφύτους und 393, 3 ἀεί. 438, 21 lassen sie bei einer Interpolation von **e f l m** ein notwendiges Wort aus. Es heißt in Π **r** ὅτι δεῖ τῷ ἡγουμένῳ πείθεσθαι ... καὶ ὅπως ἑκάστῳ προσφέρεσθαι τὸν προτεταγμένον (προστ. **r**), ὁ Ὀδυσσεὺς ὑποδείκνυσι τοὺς (τῷ **r**) μὲν ἐντίμους λόγοις προσήνεσι πείθων, τοῖς δὲ ἐκ τοῦ ὄχλου (ἐκτὸς ὄχλου **r**) πικρότερον ἐπιπλήσσων. Hinter ὅπως lautet der Text in **e f l m** μετὰ τιμῆς (om. **e f**) προσφέρειν λόγους τοῖς ἄρχουσιν, ὁ Ὀδυσσεὺς ὑποδείκνυσι (δείκν. **l m**) τῷ μὲν ἐντίμοις λόγοις καὶ προσήνεσι πείθων τοῖς δὲ ὄχλοις ἐπιπλήσσων. Im Nachsatz haben sich **e f l m** bemüht, die offenbaren Fehler von **r** zu beseitigen. Die beiden gleichgestellten Adjektiva wurden durch καί verbunden, das sinnlose ἐκτός ausgelassen und der zum Artikel τοῖς passende Kasus von ὄχλος hergestellt. Im Vordersatz haben sie anscheinend das προσφέρεσθαι nicht verstanden und daher das deutlichere προσφέρειν λόγους eingesetzt. **e f** lassen das in diesem Zusammenhang erforderliche τιμῆς aus. — Den richtigen Text haben sie 373, 12. Denn in dem Satz πάσῃ ἀκολουθεῖ τοιαύτῃ διηγήσει haben sie τῇ vor τοιαύτῃ eingeschoben. 426, 11 haben sie das schon in Π verdorbene Demostheneszitat 18, 97 halb verbessert. In dem Satz des Demosthenes δεῖ δὲ τοὺς ἀγαθοὺς ἄνδρας ἐγχειρεῖν μὲν ἅπασιν ἀεὶ τοῖς καλοῖς τὴν ἀγαθὴν προβαλλομένους ἐλπίδα φέρειν δ' ἂν ὁ θεὸς διδῷ γενναίως hat Π durch Homoioteleutonsprung μέν ... φέρειν δ(έ) ausgelassen und fährt mit ἃ ὁ θεός fort. **r l m** haben obendrein δι' ἡδονῆς διαδῷ für διδῷ[1]), was gar keinen Sinn ergibt. Wie diese Verwirrung entstanden ist, läßt sich nicht eindeutig entscheiden. **e f** haben den ersten Teil der Lücke ausgefüllt, sie fahren hinter ἐγχειρεῖν fort μὲν ἅπασιν ἀεὶ τοῖς καλοῖς φέρειν δ' ἂν ὁ θεὸς διδῷ γενναίως. Diesen Text, der nur eine halbe Verbesserung des Zitates darstellt, hat Bernardakis aufgenommen.

Die Handschrift **e** weicht oft von **r f l m** ab und tritt dann zu Π (Beispiele s. S. 24. 29). Da sie also viele Fehler nicht mitmacht, weist sie den lesbarsten Text der ganzen Gruppe auf. 331, 2 läßt sie allein δέ hinter κηρυξάντων weg, anscheinend eine richtige Änderung. Da sie sonst außer einigen kleinen Fehlern — 344, 1 fehlt τό und 23 τοῦ — nichts enthält, das nicht aus Π oder Γ bekannt wäre, kann sie mit ihrem kontaminierten Text bei der Textherstellung ganz unberücksichtigt bleiben.

Die beiden Handschriften **l m** gehören ebenfalls eng zusammen. Beide haben ἄκμων 383, 17 für Ἁρμονία, **r** hat (vielleicht auf Ra-

1) **l m** lassen auch ὁ aus und haben ἃ θεὸς δι' ἡδονῆς διαδῷ.

sur[1]) am knappen Zeilenende αρμενα mit hochgestelltem Schluß-α. **l**[2] hat das Richtige aus Π hergestellt. 339, 10 lesen **r l m** ἀγορίας (die drei ersten Buchstaben stehen in **r** auf Rasur) für ἀγωνίας und 373, 1 τῆς γῆς für ὀργῆς. Hier hat wahrscheinlich die Vorlage von **e f** einzelne Π-Lesarten übernommen. Die Handschrift **m** hat dies auch oft getan, wie 341, 12 εἰς τὴν εἶ δίφθογγον für εἰς τὸ ει, das Ludwich (549[1]) vorzog[2]). Da also die vier Handschriften außer der Verbesserung eines Zitates und einiger unwesentlichen Änderungen, die auf Konjektur beruhen können, nichts enthalten, das für alte Überlieferung gelten muß, dürfen sie, abgesehen von ihren guten Einfällen bei der Textgestaltung, ausgeschaltet werden. So bleibt von der Klasse Γ, die Ludwich zuerst näher untersucht hatte, allein die älteste Handschrift **r**, die Ludwich nur unzureichend kannte, übrig. Ihr Text ist, wie die früheren Beispiele zeigten, in vielen Kleinigkeiten schlechter als Π. Ein sicheres Urteil werden uns erst die Stellen geben, wo **r** stärker von Π abweicht. Belanglose Wortvarianten von **e f l m** werden in Zukunft nur aufgeführt, aber nicht besprochen.

385, 8 lautet der Text in Π **e**[2] καὶ ὅτι ἀεὶ ὑπὲρ ἡμᾶς ἰὼν καὶ διὰ τοῦτο Ὑπερίων προσαγορευόμενος ὑπὸ αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ τήν τε ἀνατολὴν ἐκ τοῦ περιέχοντος τὴν γῆν ὕδατος τουτέστι τοῦ Ὠκεανοῦ ποιεῖται καὶ εἰς αὐτὸν καταδύεται δηλοῖ σαφῶς τὴν μὲν ἀνατολὴν κἀν τούτοις (γ 1—2) τὴν δὲ δύσιν (Θ 486/7). **r e**[1] **f l m** lassen ἐκ ... ἀνατολήν aus und fügen hinter τούτοις das Verb δείκνυσι ein. In Γ entspricht dem τὴν δὲ δύσιν kein Glied mit μέν und der Nebensatz mit ὅτι hat kein Verb, da δείκνυσι Homer als Subjekt verlangt. Es liegt also in Γ eine Auslassung vor, die durch einen Homoioteleutonsprung vom ersten zum zweiten ἀνατολήν leicht entstehen konnte. Um die Homerbeispiele glatt anreihen zu können, ist in Γ δείκνυσι eingeschoben, eine naheliegende Ergänzung.

cap. 210 handelt von der Heilkunst. Dort heißt es 455, 18 καὶ οὐκ εὐθέως ἰασάμενος ὁ Πάτροκλος ἀπῆλθεν, ἀλλ' 'ἧστό τε καὶ τὸν ἔτερπε λόγοις' (O 393). Für das Homerzitat haben **r f l** ἀλλ' ἵστατο θεραπεύσων (-πεύων **f l**) αὐτὸν καὶ λόγοις. Daß diese Prosafassung nicht das Ursprüngliche bietet, zeigt das merkwürdige ἵστατο, das vielleicht aus einem verderbten ἧστό τε entstanden ist. Das Zitat war nicht wie sonst durch φησίν oder οἷον angekündigt, sondern (vgl. 456. 22) in den Satz einbezogen. So hat es der Kor-

1) 414, 14 (Λ 492) geht der Korrektor von **r** zusammen mit **l m** (μίμνων für μένων).

2) Da hier **o** zu Π tritt, muß es für den Archetypos abgelehnt werden.

rektor nicht erkannt und in Prosa den Sinn herzustellen versucht. Im folgenden Kapitel werden die Heilkräuter behandelt[1]). 456, 2 fährt der Schriftsteller fort: *τὰ δὲ ποτά, ὅπου ἡ Ἑλένη τῷ κρατῆρι μίσγει φάρμακον* (*δ* 221). *τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον καὶ τῶν δηλητηρίων φαρμάκων τὰ μὲν ἐπίχριστα οἶδεν ὡς ἐν τούτοις* (*α* 261/2 *χαλκήρεας*), *τὰ δὲ ποτὰ ἐν ἐκείνοις* (*β* 330). *ταῦτα μὲν καὶ περὶ τῶν παρ' Ὁμήρῳ ἰατρικῶν.* Für *ὅπου . . . ἐκείνοις* liest Γ (-l²) *καὶ σιτούμενα ὡς ὅταν εἴπῃ φάρμακον ἄχολον ἦν γε κακῶν ἐπὶ λήθης* (*-θες* **f e l¹**) *πάντων* (∼ *δ* 220/1). Die Trinkbarkeit der Kräuter wird in Π durch die Worte *τῷ κρατῆρι μίσγει* eine Paraphrase von *δ* 220, hinreichend bezeichnet, aber in Γ, das nur den verstümmelten Homervers enthält, wird nicht gesagt, ob die Kräuter gegessen, getrunken oder eingerieben werden. Anscheinend ist ein Schreiber vom ersten *ποτά* zum folgenden *ποτά* geglitten und hat das ganze Zwischenstück ausgelassen. Als Ersatz wurde *δ* 220/21 eingefügt und da in diesen Versen nichts von dem Trinken stand, die andere Möglichkeit *σιτούμενα* hinzugesetzt.

Im nächsten Kapitel wird die *μαντική* bei Homer nachgewiesen. 456, 14 heißt es in

Π **e**	Γ (-**e**)
ταύτης μέντοι (*μὲν*: **α**) *τὸ μὲν τεχνικόν φασιν εἶναι οἱ Στωικοί, οἷον ἱεροσκοπίαν καὶ οἰωνοὺς καὶ τὸ περὶ φήμας καὶ κληδόνας καὶ σύμβολα ἅπερ συλλήβδην ὅτταν καλοῦμεν, τὸ δὲ ἄτεχνον . . .*	*ταύτης οὖν τὸ μὲν τεχνικόν φασιν* (**f** add. *εἶναι*) *οἱ Στωικοί, οἷον ὀρνεοσκοπίους* (*-ίας*: **f l**) *καὶ οἰωνισμοὺς καὶ τὸ περὶ φήμας καὶ κληδόνας ἅπερ συλλήβδην τεχνικὰ προσηγόρευσαν* (*-σεν* **f**) *τὸ δ' ἄτεχνον . . .*

Zum *ἄτεχνον* werden Träume und Wahrsagerei gerechnet. Für alle erwähnten Arten werden dann Beispiele gegeben. Unter *ἱεροσκοπία* und *οἰωνός* verstand der Schriftsteller nur eine Sache. Im Bereich des Technischen werden in Π allein durch die verschiedene Konstruktion (zuerst Akkusative und dann *τὸ περὶ*) zwei Gruppen geschieden, nämlich *ἱεροσκοπία* und *ὅττα*. Die Umschreibung mit der Präposition und die abschließende Zusammenfassung durch *ὅττα* wählte der Schriftsteller, weil er kein passendes Wort hatte, das der Vogelkunde hätte entsprechen können. Γ vermied das seltene Wort und schrieb *τεχνικά*, das wegen des folgenden *ἄτεχνον* nahelag. Diese *τεχνικά* müssen auf alle Glieder bezogen

1) Der Anfang lautet *οὐκ ἀγνοεῖ τῶν ἰατρικῶν φαρμάκων τὰ μὲν ἐπίπλαστα* (*-παστα* **r f l**) *καὶ ἐπίπαστα* (*-πλαστα* **r f l**) *ὡς ὅταν εἴπῃ Δ* 218.

werden und ergeben nur eine Wiederholung des ersten *τεχνικόν*. Durch die Änderung des Verbums wurde diese Anwendung des Wortes der Vergangenheit oder (in **f**) sogar Homer zugeschoben. Auch im Anfang ist Π klarer als mit den seltenen *ὀρνεοσκοπίους*. Aus Klanggründen wird *οὖν* für *μέντοι* eingesetzt sein. So haben wir auch auf zwei Teubnerseiten drei größere Textänderungen, zu denen noch zahlreiche kleinere hinzukommen, wie 455, 1 *ψυχρῷ δ' αὖ* für *θυμηρές*. Sie zeigen, wie schlecht die Vorlage von Γ geschrieben war und wie stark der Text auch an Stellen, die nicht durch Auslassungen unklar geworden waren, willkürlich geändert ist. Daß der Korrektor wirklich seltene Wörter durch die gebräuchlichen ersetzt hat, wird auch 413, 16 klar. Π hat *Ὀδυσσέα καίπερ ἐπητὴν ὄντα καὶ ἀγχίνοον καὶ ἐχέφρονα.* Γ hat für *ἐπητήν* das allbekannte *πολύμητιν.* Da aber drei Beiwörter zusammen sehr selten sind und die drei von Π tatsächlich alle an einer Stelle (*ν* 332) zusammentreffen und obendrein *ἀγχίνοος* nur in diesem Homervers belegt ist, müssen wir annehmen, daß der Verfasser diese Stelle bei der Abfassung des Kapitels im Sinn hatte. Später hat dann ein anderer, der das geläufige *πολύμητιν* vermißte, dieses für *ἐπητήν* eingesetzt. Auch 447, 10 haben Γ (-**e**) die übliche Floskel hergestellt. Der Text lautet in Π **e** *καὶ μαχόμενοι θνήσκουσι γενναίως οἱ τούτοις ἑπόμενοι* (vgl. 446, 5) in **r f l m** aber *καὶ μαχόμενοι θνήσκουσι γενναίως ἐν τούτοις.*

Im vorhergehenden Kapitel (195) hat Γ ein Homerbeispiel zugesetzt. Im Anfang finden sich nur belanglosere Abweichungen. 446, 23 heißt es *καὶ τὸ ἐν τῷ στρατοπεδεύεσθαι χάρακάς τε περιβάλλεσθαι καὶ τάφρους ἀποσκάπτειν εἰς εὖρος καὶ μῆκος* (*βάθος* **e f l m** *καὶ σκόλοψι κύκλῳ διαλαμβάνειν*) *ὡς μήτε ὑπερπηδᾶν τινα διὰ* (*τὸ* add. **e f l m**) *πλάτος μήτε διὰ* (*τὸ* add. **e f l m**) *βάθος κατιέναι δύνασθαι γίνεταί τε ἐν τοῖς πολεμίοις καὶ παρ' Ὁμήρῳ M* 52 *ἀπὸ* . . . 57. Hinter *Ὁμήρῳ* hat

Γ: (*I* 349/50) *καὶ δὴ τεῖχος ἔδειμε καὶ ἤλασε τάφρον ἐπ' αὐτῷ*
εὐρεῖαν μεγάλην, ἐν δὲ σκόλοπας κατέπηξε
καὶ τὸ ῥηιδίως . . . (*M* 54/57).

Für *ῥηιδίως* haben Π und Homer *ῥηιδίη*, das sich auf *τάφρος* (v. 52) bezieht. Gegen die Gewohnheit des Schriftstellers verstößt die Änderung im Homervers, die in Γ notwendig war, weil nach Weglassung von 52 jedes Beziehungswort für den Nominativ *ῥηιδίη* fehlte. Aber nicht einmal das Adverb läßt sich richtig konstruieren. Außerdem wird in dem Einleitungssatz des Kapitels, der

sich eng an die Homerworte anschließt (*M* 52—57), nicht *τεῖχος* erwähnt. Daher gehört das Beispiel von Γ nicht in das Kapitel[1]).

Auch cap. 110 hat Ludwich den Wert von Γ überschätzt. Die Stelle ist auch in der Handschrift **o**, dem dritten Überlieferungszweig erhalten und sie findet sich in den Scholien zu ε 295 wieder, die offenbar eine Handschrift der Planudesgruppe ausschreiben. Die Abweichungen des Scholion (Σ) und der Handschrift **o** werden bei Π aufgeführt.

Π **o** Σ	Γ
389, 23 *ἠπίστατο δὲ κἀκεῖνος* (ὁ *ποιητης* Σ) *ὅτι* (ὁ add. Σ) *βόρειος πόλος* (om. **o**) *ὑπὲρ γῆν ἐστι μετέωρος ὡς καϑ' ἡμᾶς τοὺς ἐν τῷ κλίματι τούτῳ κατοικοῦντας, ὁ δὲ νότος* (*νοτίος*: **α**²) *ἐκ τοῦ ἐναντίου βαϑύς. ὅϑεν ἐπὶ μὲν τοῦ βορείου φησί* (ε 296) *τὴν ἄνωϑεν ἐμπίπτουσαν φορὰν τοῦ ἀνέμου ἐμφαίνει* (*σημαίνων*: Σ) *τὸ* (*τῷ* edd.) *δὲ ὤϑει τὴν ἀπὸ τοῦ κοιλοτέρου πρὸς τὸ ἄναντες βίαν.*	*ἠπίστατο δὲ κἀκεῖνο* (-*νος* **efm**) *ὅτι νότιος πόλος ὑπὸ γῆν ἐστι μετέωρος ὡς καϑ' ἡμᾶς τοὺς ἐν τῷ κλίματι τούτῳ κατοικοῦντας ὁ βόρειος ὁ δὲ νοτος ἐκ τοῦ ἐν αὐτῷ βάϑους. ὅϑεν ἐπὶ μὲν τοῦ βορείου φησί* (ε 296) *τὴν ἄνωϑεν ἐμπίπτουσαν φορὰν τοῦ ἀνέμου ἐμφαίνει* (-*νων*: **eflm**) *τὸ δὲ ὤϑει τῷ νότῳ ἀπονέμει τὴν ἀπὸ τοῦ κοιλοτέρου πρὸς τὸ ἄναντες βίαν* (*δηλῶν* add. **eflm**).

In Π heißt es, der Nordpol sei für unsere Breiten über der Erde und der Südpol unter der Erde. Darauf folgt ein Homerbeispiel für den Nordwind und Erklärung für Nord- und Südwind. Aus diesem Tatbestand schloß Wyttenbach, daß das Beispiel für den Südwind ausgefallen sei und ergänzte hinter dem ersten Beispiel, also nach ε 296 *κυλίνδων*—⟨*ἐπὶ δὲ τοῦ νοτίου* (γ 295) *καὶ τῷ μὲν κυλίνδων*⟩ *τὴν*—*ἐμφαίνει*. Damit war der notwendige Sinn hergestellt und die Verderbnis durch ein Abgleiten vom einen *κυλίνδων* zum anderen erklärt. Da das Scholion außer dieser Auslassung auch noch einen zweiten Fehler mit Π gemeinsam hat (*νότος* für *νότιος*), kommt seinen Abweichungen kein eigener Wert zu, denn es ist aus Π oder seiner Vorlage abgeschrieben[2]). In Γ ist zu An-

1) Es ist möglich, daß in Γ *M* 52—53 ausgefallen sind und die Lücke dann mit den Versen I 348—50 ausgefüllt ist. Ludwich kommt zur anderen Bewertung von Γ, da er die Änderung *ῥηιδίως* nicht anführt und den Anfangssatz anders auslegt.

2) Die Änderung *ὁ ποιητής* war im Scholion notwendig, weil es sich nicht auf früher Gesagtes beziehen konnte. Sie setzt die Π-Lesart *κἀκεῖνος* voraus. Das Partizip am Schluß soll den Satzbau glätten. *κἀκεῖνο* von **rl** entspricht den übrigen Kapitelanfängen und wird richtig sein.

fang anscheinend *βόρειος* und *νότιος* verwechselt; *ἐν αὐτῷ* ist natürlich durch ein grobes Versehen aus *ἐναντίου* entstanden. Dieser erste Satz läßt sich überhaupt nicht verstehen. Jedoch klingt der Schluß verständiger: Homer teilt das *ὤϑει* dem Süden zu. Daß auch diese Konstruktion nicht klar ist, zeigen die Änderungen der Handschriften **eflm**, von denen Ludwich hier ausging. Diese stellen für jedes Glied ein regierendes Verb (also *ἀπονέμει* entsprechend den *φησί*) und ein zugehöriges Partizip her. Da aber von den Verben das erste im Nebensatz steht, bleibt die Entsprechung der Glieder, abgesehen von dem ungleichmäßigen *ἐπὶ μέν* zu *τῷ δέ* schlecht. Jedenfalls dürfen wir diese Lesart von **eflm** nicht für Γ voraussetzen. Für Γ ist entscheidend, daß *ὤϑει* bei Homer so häufig ist, daß es allein nicht als Hinweis auf γ 295 genügen kann. Γ setzt also die von Wyttenbach angesetzte Lücke voraus und hat sie, so gut es ging, durch Konjektur verdeckt.

Auch 343, 23 ist Γ nicht so wertvoll, wie Ludwich meinte. Im Anfang gehen die Handschriften weit auseinander[1]), die Lesart von **o**, die die einzelnen Beispiele wie 343, 1. 5. 15 hintereinander erledigt, scheint am besten zu sein. Dann fahren Π **o** fort *ἔστι δὲ καὶ ἡ τῶν δυικῶν χρῆσις τῆς συνηϑείας καὶ Ὅμηρος χρῆται συνεχῶς.* Für *δυικῶν . . . συνηϑείας* hat Γ *εὐκτικῶν χρῆσις ἀντὶ τῶν παρεληλυϑότων τῆς αὐτῆς συνηϑείας, ᾗ κτλ.* Da der Verfasser in diesem Kapitel nur über die attischen Formen der homerischen Sprache redet, paßt nur die Erwähnung des Dual, dessen Anwendung wegen seiner Häufigkeit nicht mit besondern Beispielen belegt wurde[2]). Die syntaktische Regel, die Γ vorträgt, hätte Belege erfordert. Diese finden sich auch in der richtigen Behandlung der Regel 362, 13[3]). Wie bei allen seinen Änderungen hat der Überarbeiter einzelne Glieder des Alten stehen gelassen, und seine eigenen Ergänzungen, die hier vielleicht durch eine Korruptel oder Verschreibung von *δυικῶν* notwendig wurden, geschickt eingeflochten. *αὐτῆς* und *ᾗ* hat er anscheinend richtig ergänzt. Denn daß diese Worte nicht auf echter Überlieferung beruhen können, ergibt sich aus dem Stemma.

Der Text des Buches ist also gerade in den Homerhand-

1) Π Γ **o** haben gemeinsam *ἔτι* (*ἐστὶ δέ*: Γ) *καὶ τοῦτο Ἀττικὸν τὸ λέγειν*, dann hat **o**: *ἔστων ἀντὶ τοῦ ἔστωσαν καὶ ἐπέσϑων ἀντὶ τοῦ ἐπέσϑωσαν*, Γ: *ἔστων καὶ ἐπέσϑων*, *α*¹ *ἔστωσαν καὶ ἐπέσϑωσαν*, *α*² *ἔστων καὶ ἐπέσϑων ἀντὶ τοῦ ἔστωσαν καὶ ἐπέσϑωσαν.*

2) 344, 3 folgen eine ganze Reihe Duale.

3) Wenn Ludwich darauf hinweist, daß die Regel richtig ist, so ist das kein Beweis, daß sie in das Kapitel über Formen gehört.

schriften besonders stark überarbeitet. Denn da er nicht um seiner selbst willen, sondern nur als Einführung in die Homerlektüre abgeschrieben wurde, wurde er nicht in seinem Wortlaut gewissenhaft weitergegeben, sondern er war zahlreichen Änderungen, Erweiterungen und scheinbaren Verbesserungen ausgesetzt. Schon in der ältesten Handschrift, die ungefähr gleichzeitig mit der Planudesrezension entstanden ist (**r**), weist der Text Fehler, Konjekturen und Verwilderungen auf, die vier jüngeren Mischhandschriften verbessern den oft sinnlosen Text, aber sie bieten nie wertvolle Lesarten aus unbekannter Quelle, sondern nur Konjekturen. Daher ist die Ausbeute, die wir aus Γ als Ergänzung des Planudestextes erwarten dürfen, äußerst gering. Daß Γ sogar auf dieselbe Urhandschrift wie Π zurückgeht, zeigte 389, 23. Dort mußte eine Auslassung von Π auch für Γ vorausgesetzt werden. Damit ist Ludwichs Theorie, daß Γ ein abweichendes Exzerpt der Plutarchschrift sei, hinfällig. Bei den guten Lesarten von Γ liegt natürlich der Verdacht nahe, daß sie auf Konjektur beruhen. Um hier wenigstens einige Sicherheit zu erreichen, müssen wir zunächst den letzten selbständigen Zweig der Überlieferung, der uns leider nur in der verstümmelten Handschrift **o** erhalten ist, prüfen.

Da **o** einige ΠΓ-Korruptelen, die nicht durch Konjektur ergänzt werden konnten, heilt, muß es von ΠΓ unabhängig sein. Die guten Lesarten von **o** wurden schon in den früheren Ausgaben für die ersten Kapitel verwendet; nur für den Rest ist hier möglichste Vollständigkeit erstrebt. Bei der Behandlung der *σχήματα* kommt der Schriftsteller 351, 13 zum Hyperbaton. ΠΓ: *καὶ τὰ τοιαῦτα δὲ κατὰ ἐναλλαγὴν σχηματίζει τὴν εἰθισμένην τάξιν ἀναστρέφων. καὶ ἤτοι ἐν μέσῳ μηδὲν* (*λέξιν* Γ) *ἐντιθείς, ὃ καλεῖται ὑπέρβατον ὡς ἐν τούτῳ*

αἱματόεις ὥς τίς τε λέων κατὰ ταῦρον ἐδηδώς (*P* 542).

Hinter *ἐντιθείς* hat **o**: *ὡς εἶναι τὴν μετάθεσιν τάξεως ἀγχίστροφον ὅπερ ἰδίως ἀναστροφὴ λέγεται ὡς ἐν τῷ ὄρνιθες ὥς ποτὲ δὲ καὶ μέσας λέξεις ἐντιθείς* (*-θησι* corr.). Die Trennung von Verbum und Präfix durch das Nomen war natürlich oft beobachtet. Es ist möglich, daß *P* 542 der Mustervers für diese Figur gewesen ist, denn er wird auch Apol. Dysc. p. 311 angeführt. Unser Schriftsteller setzt ihn anschließend in die normale Stellung *λέων ταῦρον κατεδηδώς* um. Die Lesart von Π (*μηδὲν ἐντιθείς*) ist sinnwidrig, da ja *ταῦρον* zwischen *κατὰ* und *ἐδηδώς* gestellt wird. Γ hebt scheinbar durch *λέξιν* diesen Anstoß auf, aber auch diese Lesart ist unmöglich; denn nach *ἤτοι* sollten offenbar zwei Fälle folgen. Der

Text von **o**, in dem das *μηδέν* von Π durch ein Beispiel erläutert wird, ist zweifellos richtig. Die Unterscheidung der beiden Figuren *ἀναστροφή* und *ὑπέρβατον* war den Rhetoren geläufig (Phoeb. de fig. I 4 Spengel Rhetores III. p. 48). *Ἐναλλαγή* ist keine besondere Figur, sondern der gewöhnliche grammatische Ausdruck für Umstellung. Auch *ἀγχίστροφος* ist in diesem Zusammenhang nicht ungewöhnlich, es kommt bei der Beschreibung des Hyperbatons in *π. ὕψους* 22, 1 vor. Offenbar war in der Vorlage von durch einen Homoioteleutonsprung von *ἐντιθείς* auf *ἐντιθείς* eine Lücke entstanden; Π hat den unverständlichen Text ohne Änderung weitergegeben, Γ empfand den Anstoß und hat sich bemüht, durch die Änderung eines Wortes den Text sinnvoll zu gestalten. Die Herausgeber, die **o** nicht kannten, haben sich natürlich Γ angeschlossen. Wir sehen hier, wie gefährlich es ist, scheinbar bessere Lesarten aus Γ auszunehmen, da sie unter Umständen nur Verbesserungen und Konjekturen der unverständlichen Überlieferung bieten.

Auch 335, 1 füllt **o** eine durch Homoioteleutonsprung entstandene Lücke von ΠΓ aus: *ἐπικρατήσαντες* (sc. *οἱ περὶ Ἀγαμέμνονα*) *τοὺς μὲν* (**o** allein: *Τρῶας ἐντὸς τειχῶν κατέκλεισαν, αὐτοὶ δὲ εἰς δύο μερισθέντες τοὺς μὲν*) *εἴασαν παρεδρεύειν τῇ πόλει, οἱ δὲ στρατηγοῦντος Ἀχιλλέως τὰς περικειμένας πόλεις ἐπόρθουν.* Daß ΠΓ das in Klammern eingeschlossene Stück nicht haben, wird in den Ausgaben nicht erwähnt. Da die Erzählung des trojanischen Krieges sonst sehr genau sein will[1]), wäre es unverständlich, warum dieses wichtige Ereignis der Einschließung übergangen sein sollte. Außerdem bekommt der Satz durch den doppelten Wechsel von Nominativ und Akkusativ *τοὺς μέν, αὐτοὶ δέ, τοὺς μέν, οἱ δέ* seinen eigenen Rhythmus. Auch eine Paraphrase unseres Kapitels im Ambr. 426[2]), die kaum direkt aus **o** stammt, setzt diesen Text voraus: *κἀντεῦθεν οἱ Ἕλληνες πρώτῃ ἐσβολῇ τοὺς Τρῶας ἐντὸς τοῦ τείχους κατέκλεισαν, ἀλλ' ἅπαν τὸ Ἑλληνικὸν στράτευμα διχῇ διαιρεθὲν σὺν τῷ Μενελάῳ καὶ τῷ Ἀγαμέμνονι τοῖς ἄγουσι τοῦτο ἐπολιόρκει τὴν Τροίαν παρακαθημένον. τὸ δὲ Ἀχιλλέως τὰς πέριξ πόλεις ... ἐπόρθει.*

In cap. 45 behandelt der Schriftsteller den Genuswechsel, ein Thema, das die Rhetoren (Anonym. Spengel Rhet. III p. 159, 25) in ähnlicher Form mit denselben Beispielen erörterten. Die Verse *B* 459—63 werden erläutert:

1) Allerdings ist sie es natürlich nicht in allen Punkten geworden. Nach der Bitte des Patroklos wird Achills Absage ausgelassen und es folgt gleich 335, 19 das Ausrücken des Patroklos.

2) Die Handschrift enthält u. a. auch Homer.

(ΠΓo:) τῶν δ' ὥς τ' ὀρνίθων πετεηνῶν ἔθνεα πολλά
χηνῶν ἢ γεράνων ἢ κύκνων δουλιχοδείρων
ἔνθα καὶ ἔνθα πέτονται ἀγαλλόμεναι πτερύγεσσι
(o allein:) κλαγγηδὸν προκαθιζόντων. (461 ausgelassen).

In der Erklärung weichen die einzelnen Überlieferungszweige stark voneinander ab. 358, 15 hat:

Π	Γ	o
προθεὶς γὰρ γενικῶς τὰ τῶν ὀρνίθων γένη ἅπερ οὐδετέρως λέγεται, ἐπήνεγκε τὸ θηλυκόν κλαγγηδὸν προκαθιζόντων ἀποδιδοὺς τὸ οἰκεῖον τῷ γενικῷ ὀνόματι τῶν γενικῶν ἔθνων.	προθεὶς γὰρ οὐδετέρως τὸ γενικὸν τῶν ὀρνίθων ὄνομα εἶτα θηλυκῶς εἰπὼν τὰ εἰδικά, ἐπήνεγκε πάλιν τὸ κλαγγηδὸν προκαθιζόντων, ἀποδιδοὺς τὸ οἰκεῖον τῷ γενικῷ ὀνόματι τῶν ὀρνίθων.	προθεὶς γὰρ γενικῶς τὰ τῶν ὀρνίθων γένη ἅπερ οὐδετέρως λέγεται, ἐπήνεγκε τὸ θηλυκόν *B* 461 εἶτα κλαγγηδὸν προκαθιζόντων ἀποδιδοὺς τὸ οἰκεῖον τῷ γενικῷ ὀνόματι τῶν ὀρνίθων.

In Π folgt auf die Ankündigung des Femininums gleich das Neutrum προκαθιζόντων, es ist also das Beispiel mit ἀγαλλόμεναι und die Einführung des nächsten Beispiels ausgefallen. Wenn wir nach den früheren Fällen diese Lücke auch für Γ voraussetzen[1], dann hätte Γ sie durch das Partizip εἰπὼν τὰ εἰδικά verdeckt. Daß Γ tatsächlich nicht den ursprünglichen Text hat, zeigen die kleinen Unstimmigkeiten, die nicht zu beseitigen sind. Eine wirkliche Scheidung von γενικά und εἰδικά läßt sich nicht durchführen, da gerade die einzelnen Vogelnamen nicht alle weiblich sind. Ferner erwartet man nach πάλιν eine direkte Beziehung auf das erste Glied mit Erwähnung des Neutrums. Statt dessen folgt die Umschreibung τὸ οἰκεῖον. Solche substantivierte Neutra sind ziemlich häufig (339, 13 zweimal. 16; 340, 1. 26). Am Schluß muß der Sonderfehler von Π (γενικῶν ἔθνων) ausgeschaltet werden. Bernardakis, der die beiden Textformen vermischt, folgt in der Mitte Γ und hier am Schluß nahm er aus Π ἔθνῶν auf[2]). Gehen wir nun zum Text von o, so wird der Tatbestand durchaus zutreffend beschrieben und erklärt. Anstößig ist nur, daß der scharfe Gegensatz zu γενικά, das am Anfang und Schluß steht, in dem mittleren

1) Ludwich folgt Γ, nur will er ἔθνων hinter ὄνομα einschieben (567[1]).

2) Er schreibt ohne irgend eine Variantenangabe: προθεὶς γὰρ γενικῶς τὰ τῶν ὀρνίθων γένη ἅπερ οὐδετέρως λέγεται εἶτα θηλυκῶς εἰπὼν τὰ εἰδικὰ ἐπήνεγκε πάλιν οὐδετέρως τὸ οἰκεῖον τῷ γενικῷ ὀνόματι τῶν ἔθνων. Ludwich bespricht die Stelle kurz 567[1].

Beispiel fehlt[1]). Aber bei einem Buch, das nur traditionelles Gut verwendet und zum Teil fast wörtlich wiederholt (355, 10—17 = Zonaios Spengel Rhet. III 167, 3—10) wird man diese Ungenauigkeit ertragen müssen. So ist cap. 53 das Beispiel für den Superlativ so verkürzt, daß man es ohne das Scholion *Δ* 832 überhaupt nicht richtig verstehen könnte (vgl. Ludwich 569). Also hat auch hier o den besten Text[2]). Die Verderbnis konnte sehr leicht dadurch entstehen, daß der Schreiber ein Homerbeispiel ausließ. Die Lücke hat Γ wieder zu einer willkürlichen Änderung verführt, aber der Schluß zeigt deutlich, daß auch Γ mitunter die richtige Überlieferung besser als Π bewahrt hat.

In cap. 51 werden syntaktische Figuren besprochen. Als letztes Beispiel wird *H* 306—7 zitiert:

τὼ δὲ διακρινθέντε ὁ μὲν μετὰ λαὸν Ἀχαιῶν
ἤϊ' ὁ δ' ἐς Τρώων ὅμαδον κίε.

Im ersten Vers hat Π διακρινθέντες, der zweite lautet in ΠΓ ἤιε θεῶν δ' ἐς ὁμ. κ. In o steht ἤιεν auf Rasur und für κίε hat es ἦκε. Im Anfang hat es jedenfalls nicht den Fehler von ΠΓ. Das Scholion zur Stelle lehrt, daß den antiken Auslegern der Nominativ τὼ δέ auffiel, der für einen Genetiv (Absolutus) stehe. Die Interpretation lautet in (361, 18)

Π	Γ	o
οὐκ ἄλογον γὰρ τὸν μέλλοντα περὶ δυεῖν τινων λέγειν προτάξαι τὴν εὐθεῖαν πτῶσιν τὸ κοινὸν αὐτῶν ἐν ἑκατέρῳ φυλάξαντα	οὐκ ἄλογον γὰρ τὸν μέλλοντα περὶ δυοῖν τινων λέγειν τὸ κοινὸν αὐτῶν προτάξαι τὴν εὐθεῖαν πτῶσιν ἐν ἑκατέρῳ φυλάξαντα. (sic interpunxit **r**)	οὐκ ἄλογον γὰρ τὸν μέλλοντα περὶ δυοῖν τινων λέγειν προτάξαι τὴν εὐθεῖαν πτῶσιν καὶ τὸ κοινὸν αὐτῶν ἐν ἑκατέρῳ φυλάξαντα καινὸν ἀπεργάσασθαι τὸν λόγον. ὅτε (lege ὅτι)
δὲ τὸ κοινὸν τοῦ λόγου χάριν πολλὴν ἐπιφαίνει, πρόδηλον.	δὲ τὸ κοινὸν τοῦ λόγου χάριν πολλὴν ἐπιφέρειν (ἐπιφαίνειν **eflm**).	δὲ τὸ καινὸν τοῦ λόγου χάριν πολλὴν ἐπιφαίνει, πρόδηλον.

Unter τὸ κοινόν darf man nicht den Dual verstehen. Denn entweder müßte dieser ἡ δυική (343, 23) oder wie 361, 24 ἡ κοινὴ

1) Der Anonymus (Spengel Rhet. III 159 verwendet hier den Gegensatz von ἐκφαινόμενον (τὰ ἔθνεα) und νοούμενον (ὄρνιθες), der tatsächlich besser paßt. In unserem Buch findet sich dieses Paar mit anderen Worten (λόγος und σημαινόμενον) 357, 23.

2) „Nur im Anfang ist γένη in ἔθνη zu ändern". Pohlenz.

πτῶσις heißen; außerdem ist in dem ersten Beispiel (μ 72) überhaupt kein Dual, sondern nur ein Nominativ pluralis, der durch zwei Singularnominative aufgenommen wird[1]). Es ist also der gemeinsame Nominativ gemeint. Dann ist der Anfang von Π klar. Es sei verständlich, daß einer, der über zweierlei reden wollte, den Nominativ vorausschickte und bei den einzelnen Gliedern beibehielte. Der Schluß bleibt dunkel, denn vor δέ vermißt man eine Konjunktion, da ja πρόδηλον Hauptverb sein muß, und warum ein gemeinsamer Nominativ besonders gut klingen sollte, ist nicht einzusehen. Γ hat im Anfang eine kleine Umstellung vorgenommen und am Ende πρόδηλον ausgelassen. Anscheinend sollte trotz der Interpunktion in r auch der letzte Infinitiv ἐπιφέρειν von οὐκ ἄλογον abhängig sein. Aber wie der Schreiber sich den Text im einzelnen ausgelegt hat, ist nicht ganz sicher. **o** bringt in seinem Zwischensatz den Begriff des καινόν herein und hat ihn auch am Schluß statt κοινόν, das in ΠΓ sich leicht aus dem vorhergehenden κοινόν erklärt. Außerdem hat es die grammatisch passende Konjunktion ὅτι, die in Π fehlte. Der in **o** ausgeführte Gedanke vom Reiz des Neuen ist unserem Schriftsteller nicht fremd, denn ähnliches findet sich 339, 16 und 345, 24 πολλῇ τῇ καινότητι ... κέχρηται ... ἕνεκα τοῦ κάλλος καὶ μέγεθος ἐμποιεῖν. Es war also in der Vorlage von ΠΓ καινόν ... ὅτι ausgefallen. Wieder hat Π die Überlieferung besser und reiner als Γ gewahrt.

362, 1 wird die Vertauschung der Komparationsgrade besprochen[2]). Der Text lautet in Π καὶ τὰ εἴδη δὲ τῶν ὀνομάτων ἐξαλλάσσει πολλάκις, ποτὲ μὲν † τὸ ἁπλοῦν τιθεὶς ἀντὶ τοῦ ἐξ ὑπερβολῆς ἁπλοῦ † ὡς τὸ ʻσαώτερος ὥς κε νέηαιʼ (Α 32), ποτὲ δὲ καὶ τὸ ὑπερθετικὸν ὁμοίως ἀντὶ τοῦ ἁπλοῦ ὡς τὸ δικαιότατος Κενταύρων. Für das von Kreuzen eingeschlossene Stück hat Γ: τὸ συγκριτικὸν τιθεὶς ἀντὶ τοῦ ὑπερβολικοῦ ἁπλοῦ, **o**: ἐξ ὑπερβολῆς τιθεὶς τὸ συγκριτικὸν ἀντὶ τοῦ ἁπλοῦ[3]). Der Π-Text ist sicher falsch, da ja in dem Homerbeispiel ein Komparativ (σαώτερος) und kein Positiv (ἁπλοῦν τιθείς) gesetzt ist. Auch läßt sich nicht ἐξ ὑπερβολῆς mit

1) Γ und Bernardakis verstand den Dual unter τὸ κοινόν. Daß die aus stilistischen Gründen gesuchten Neutra bei unserem Autor Schwierigkeiten bereiten, sahen wir schon mehrfach. τὸ κοινὸν τοῦ λόγου kann natürlich erst recht nicht Dual heißen.

2) Sie werden hier gegen den sonstigen Sprachgebrauch εἴδη und nicht τρόποι genannt.

3) Bernardakis schreibt dafür ἁπλοῦν τιθεὶς ἀντὶ τοῦ ἐξ ὑπερβολῆς ⟨ὡς τό * * * ποτὲ δὲ τὸ ἐξ ὑπερβολῆς ἀντὶ τοῦ⟩. Dieser Text ist falsch. Denn der gewöhnliche Ausdruck für Komparativ ist eben συγκριτικόν und nicht τὸ ἐξ ὑπερβολῆς. Ferner ist die Setzung eines Positivs für einen Komparativ nicht in den Scholien behandelt (B. weiß ja selbst kein Beispiel), wohl aber die beiden anderen Fälle (vgl. Σ zu Α 32, Λ 832). Außerdem bleibt die Beziehung von ὁμοίως unklar. Die alte Ergänzung von Xylander traf den Sinn der Stelle viel besser συγκριτικὸν τιθεὶς ἀντὶ τοῦ ἁπλοῦ, das ποτέ hinter πολλάκις ließ er fort.

ἁπλοῦ verbinden. Den ersten Fehler hat Γ richtig beseitigt, es schreibt τὸ συγκριτικόν. Bei dem zweiten hat es nur den Ausdruck verbessert und die eine präpositionale Wendung durch ein Adjektiv ersetzt. Daß aber ausgerechnet der Positiv ein übertreibendes Moment enthalten soll, ist unverständlich. Worauf sich der Ausdruck ἐξ ὑπερβολῆς beziehen muß, lehrt das Beispiel Λ 832. Der Schriftsteller (vgl. Σ Λ 832) faßte die Stelle so auf, als ob Homer δικαιότατος an Stelle des „einfachen“ δικαίος gesagt hätte. Das ὁμοίως kann sich nur auf ἐξ ὑπερβολῆς beziehen. Der Dichter hätte aus Übertreibung die höheren Komparationsgrade gewählt. Daher ist der Text von **o**, der ἐξ ὑπ. richtig im ersten Fall nicht auf ἁπλοῦ, sondern auf τὸ συγκριτικὸν τιθείς bezieht, aufzunehmen. Wie die ganze Verwirrung in ΠΓ entstanden ist, läßt sich nicht mehr sicher erkennen. Was hier stehen muß, hatten die älteren Herausgeber klar erkannt. Γ hat wieder den Text durch zwei Verbesserungen geglättet.

Diese Stellen zeigen hinreichend, wie wichtig **o** für die Textgestaltung des Ps.-Plutarch ist. Auch unter den kleineren Abweichungen finden sich brauchbare und beachtenswerte Lesarten. 331, 14 hat es mit Euseb μητρίς und πατρίς für μητρός und πατρός. 330, 25 hat es das notwendige οὐ in χρόνου δὲ οὐ πολλοῦ διελθόντος. (In Par. 672 E steht es von zweiter Hand, doch wird es da Konjektur sein.) 335, 28 ist λαμπράς für μακράς schon längst angenommen. 339, 10 hat **o** allein richtig ὑπέρ, die anderen dagegen ὑπό. 343, 11 hat es mit Homer (ω 112) περιταμνομένους (παρατεμνομένους ΠΓ). Am Schluß von cap. 14 sagt Ps.-Plutarch καὶ θαυμάσειέ τις ὅτι καὶ κοιναὶ λέξεις παρ' αὐτῷ σῴζουσι τὸ σεμνὸν τοῦ λόγου. Hinter λόγου 344, 22 schreibt **o** allein τοιοῦτον γὰρ τὸ ἵππους τε ξανθὰς ἑκατὸν καὶ πεντήκοντα (Λ 680). Da jedes Wort dieses Verses auch in der Prosa vorkommt, kann dieser Belegvers wirklich echt sein; von Rhetoren und Scholiasten ist er allerdings sonst nicht behandelt. 356, 2 hat **o** mit Homer (κ 252) καλά für ΠΓ Κίρκης. 364, 9—11 füllt **o** den Homoioteleutonsprung von ΠΓ. **o** hat καὶ ἐν αὐτῷ δὲ τῷ διηγηματικῷ πολλάκις χρῆται τῇ ἀποστροφῇ (Υ 2) ἀλλὰ καὶ ἐν τῷ μιμητικῷ πολλάκις[1]) χρῆται τῇ ἀποστροφῇ ⟨καὶ⟩ μεταβολῇ

1) om. Bern.

τῶν προσώπων. ΠΓ sind vom ersten ἀποστροφῇ gleich zum zweiten geglitten. 357, 23 heißt es in ΠΓ πολλάκις οὐ πρὸς τὸν λόγον ἀλλὰ πρὸς τὸ σημαινόμενον ποιεῖται τὴν ἀπάντησιν. Der Schriftsteller handelt vom Genuswechsel, er zieht φάλαγγες ἐλπόμενοι als Beispiel heran. Mit φάλαγγες würden die Männer bezeichnet, deshalb stände das Maskulinum. Was ἀπάντησιν bedeuten soll, ist unklar. **o** hat dafür passend ἀπόδοσιν.

Natürlich darf man auch der Handschrift **o** nicht in allen Fällen folgen. Schon ihre Vorlage muß sehr schlecht lesbar gewesen sein; es werden nämlich mitunter einzelne Wörter unter Freilassung eines entsprechenden Zwischenraumes ausgelassen (363, 25 νῦν 373, 16 αὐτίκα 19 δὲ διήγησις 377, 18 κεχρήμενος). Homoioteleutonsprünge sind ziemlich häufig: so springt **o** 401, 8—11 vom ersten zum zweiten πνεῦμα über, 362, 19—363, 1 vom ersten zum zweiten παρῳχηκότος, 392, 13 von θεῶν auf ἀνθρώπων, 394, 11—12 vom einen zum anderen Ὀδυσσεῖ. Diese Auslassung findet sich auch in **r** wieder. 394, 9 heißt es in Π πῶς δ' αὐτοῖς τοῖς ἀνθρώποις ὁμιλοῦντας καὶ συμπονοῦντας ποιεῖ τοὺς θεούς . . . Γ**o** lassen καὶ συμπονοῦντας aus. Dieses kann wieder eine mechanisch entstandene Lücke sein, aber da für die göttliche Mitarbeit kein direktes Beispiel angeführt wird, können die fraglichen Wörter auch ein Π-Zusatz sein. Kleinere Versehen sind auch nicht selten. 354, 1 ist κλινόμενα wegen des folgenden λήγωσιν zu ληγόμενα geworden, 402, 9 ist παρά für περί geschrieben, wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit der Sigeln, die gerade in **o** mitunter nur aus dem Zusammenhang richtig zu deuten sind.

Mehrfach sind Homer-Beispiele oder Verse zugesetzt. In cap. 36 wird gezeigt, wie Homer zwei Figuren, nämlich Epanaphora und Homoioteleuton verbindet. Unter Homoioteleuton versteht der Schriftsteller nur Gleichlaut der Schlußsilbe (353, 21 φιλεῖν πέμπειν), während er den Gleichklang mehrerer Silben Homoioptoton nennt (354, 4 ἐρχομενάων, ἀδινάων). Für die doppelte Figurenverwendung zitieren nun ΠΓ nur *B* 382/83.

354, 13 εὖ μέν τις δόρυ θηξάσθω εὖ δ' ἀσπίδα θέσθω
εὖ δέ τις ἵπποισι δεῖπνον δότω ὠκυπόδεσσι.

o fügt 384 hinzu:

εὖ δέ τις ἅρματος ἀμφὶς ἰδὼν πολέμοιο μεδέσθω.

Die Epanaphora ist durch das dreifache εὖ schon in den ersten beiden Versen gezeigt, das Homoioteleuton bietet schon der erste Vers mit θηξάσθω . . . θέσθω. Das μεδέσθω des dritten Verses würde nur ein Homoioptoton zu θέσθω ergeben; deshalb ist der

Zusatzvers von **o** hier nicht am Platze. Spengel Rhet. III 131 werden die drei Verse auch wirklich für ein Homoioptoton zitiert. — Am Ende von cap. 45 (358, 19) werden *Π* 280/1, eingeleitet durch καί aus cap. 44 wiederholt. — 367, 17 hinter βασιλικώτερον folgt in **o** *I* 346/7. Kurz vorher waren aus der gleichen Achillesrede *I* 391/92 zitiert. Da *I* 346/47 nicht erklärt werden, sind sie zu tilgen. Gleich darauf folgt eine zweite Schlimmbesserung in **o**; es heißt 367, 19: ὅταν τις ἄλλο ἐμφαίνειν προσποιῆται, δι' ὧν λέγει τῇ δὲ ἀληθείᾳ ψόγον. In ΠΓ lautet der richtige Text ὅταν τις ἄλλον ἐπαινεῖν προσποιῆται τῇ ἀληθείᾳ (τὴν ἀλήθειαν Γ-l[2]) ψέγων. Auf Kenntnis von rhetorischen Handbüchern, die sich eng mit großen Partien unserer Schrift berühren, scheint ein Prosazusatz hinzuweisen. Im Abschnitt über die Redefiguren gibt der Schriftsteller jedesmal zuerst eine kurze Definition und schließt dann die Beispiele an. So bestimmt er die Metonymia 349, 10 als λέξις ἐπ' ἄλλου μὲν κυρίως κειμένη, ἄλλο δὲ κατὰ ἀναφορὰν σημαίνουσα. **o** schiebt die Worte διὰ τῆς ὁμωνυμίας τὸ συνώνυμον δηλοῦσα ἢ hinter λέξις ein. Da wir sonst in unserer Schrift stets nur eine Definition finden und die angeführten Homerbeispiele nur zur ΠΓ-Definition passen, darf die andere als Interpolation gelten. Sie wurde nach einem Rhetor gemacht, denn Tryphon (Spengel Rhet. III 195, 20) sagt μετωνυμία ἐστι λέξις ἀπὸ τοῦ ὁμωνύμου τὸ συνώνυμον δηλοῦσα. 340, 26 hat **o** hinter τὸ συγγενὲς αὐτοῖς ein erklärendes, aber überflüssiges φημὶ τὸ ψ eingesetzt. 366, 2 hat es am Abschnittsende den nichtssagenden Zusatz καὶ ὅσα ὅμοια.

Diese Fehlerliste könnte natürlich noch vermehrt werden, aber es würde sich für unseren Zweck nichts Neues dabei ergeben. Denn daß **o** ein zweiter und selbständiger Überlieferungszweig neben ΠΓ ist, haben die früheren Stellen gelehrt. Wenn also **o**Γ zusammengehen, ist ein Sonderfehler von Π anzunehmen, sofern nicht zweimal leicht derselbe Fehler in **o**Γ unabhängig voneinander gemacht werden konnte[1]).

337, 19 heißt es in Γ**o** ὥσπερ τὰ τοῦ γένους αὐτοῦ διαπορεῖται οὕτω καὶ τὰ περὶ τῶν χρόνων. Π hat αὐτῷ, wofür schon Bernardakis lieber αὐτοῦ lesen wollte, und ließ das zweite τά fort, das wegen der Parallelität der Glieder gut ist[2]). 338, 22 ist das Neutrum δῆλον in Π**lm** falsch, **oref** haben richtig δῆλός ἐστι παριστάς. — 339, 11 läßt Π**lm** das notwendige τήν hinter ἐκπληκτικήν aus, **orfe** haben es. — 345, 7 ist οἶδε von **or** besser als εἶδε

1) Homoioteleutonsprünge von oΓ s. S. 40.
2) 329, 5 ist auch τὰ περί eindeutig überliefert.

Π e f l m. 19 ist **o Γ** *ἄλλα* gegen *ἄλλοις* (*-λας*) von **Π** richtig. — 346, 12 setzen **o Γ** *καί* hinter *χρῆσιν* ein. Die andere Lesart ist an sich genau so gut möglich. Hier muß die bessere Bezeugung entscheiden. — 348, 1 läßt **Π** *κατά* aus, es konnte zwischen *τό* und *σχῆμα* leicht ausfallen. **o Γ** wieder richtig. Die Übersicht über die guten **o Γ**-Lesarten auf rund 10 Teubnerseiten zeigt, daß wir am Ende der Schrift, wo **o** fehlt, auch **Γ** zur Korrektur von **Π** brauchen. Ob aber die **Γ**-Lesarten auf alter Überlieferung oder Konjektur beruhen, wird mitunter nicht sicher zu entscheiden sein[1]).

Nun gibt es freilich einige Stellen, an denen **Π o** unverständlich erscheinen und **Γ** einen glatten Text bietet. Im cap. 7 (334, 6 ff.) erzählt Ps. Plutarch den Inhalt der Ilias in schlichter direkter Rede. 335, 14 heißt es *Ἀγαμέμνων ὀργισθεὶς ἠπείλησεν ἀφαιρήσεσθαι τὸ Ἀχιλλέως γέρας Βρισηίδα. τὸν δὲ τὴν μητέρα Θέτιν αἰτήσασθαι παρὰ τοῦ Διὸς ἧτταν Ἑλλήνων. οὗ γενομένου Πάτροκλος . . . ἱκέτευσε* . . . **o Π**. Nur der Satz *τὸν δὲ κτλ.* steht in indirekter Rede. Der plötzliche Übergang ist unmöglich und wird nicht durch 330, 22, wo der Verfasser aus der indirekten in die direkte Rede gleitet, ausreichend erklärt. **Γ** schreibt *ὁ δὲ τὴν μητέρα Θέτιν ἔπεισεν αἰτήσασθαι.* Dieser Satz ist durchaus verständlich und wird auch von Ludwich (549[1]) unter den guten **Γ**-Lesarten aufgezählt. Aber nach Analogie der früheren Fälle müßte man ihn für eine Verbesserung unter möglichster Beibehaltung des Alten halten. Tatsächlich wird auch durch **Γ** noch nicht der richtige Gedankengang hergestellt. Im ganzen Kapitel ist die Darstellung pedantisch genau, wie schon die mit einer Ausnahme (*ἐμήνυε δὲ τὸ σημεῖον*) regelmäßig am Satzanfang stehenden Partizipialkonstruktionen zeigen. Hier allein fehlt eine solche, wobei auch in der Weiterführung der Handlung eine fühlbare Lücke entsteht. Denn es ist wohl Agamemnons Drohung erwähnt, aber die tatsächliche Auslieferung der Briseis fehlt. Es muß also mindestens ein Glied ausgefallen sein, und **Γ** hat die Lücke wie in den früher besprochenen Fällen überdeckt[2]). — Ein besonders schwieriger

1) Einzelne Handschriften von **Γ** gehen auch bisweilen mit **o** zusammen. 352, 20 haben **o f** in *α* 23 allein *ἀνδρῶν* statt des falschen *ἄλλων.* 354, 9 haben **o e f** *καί* vor *πολλάκις.* 381, 19 (*O* 187) haben **o e f l m** *τοι* für *τε*(*κ*), 384, 1 und 9 lassen **o f l m** das ganz ungewöhnliche *καί* vor *ὅτι* fort. An diesen Stellen werden **e f l m** und vielleicht auch **o** das gleiche durch unabhängige Konjektur gefunden haben.

2) Wenigstens einen Fehler der Gesamtüberlieferung will ich hier noch anführen: 372, 10 **Π** *ὀργάνου δὲ τὴν διήγησιν ὁποίαν διέξεισι τῆς ἀσπίδος ἣν*

Fall liegt 339, 1 vor. Nachdem der Schriftsteller das Leben Homers und den Inhalt seiner Werke berichtet hat, erwähnt er kurz ihren ethischen Gehalt. Dieser Satz veranlaßte ihn, Homer gegen den Angriff, daß er auch Schlechtes behandelt hätte, zu verteidigen. **Π Γ o** *ποιητὴν γὰρ ὄντα δεῖ μιμεῖσθαι οὐ μόνον τὰ χρηστὰ ἤθη ἀλλὰ καὶ τὰ φαῦλα* (**Π o** fügen hinzu *ἄνευ γὰρ τούτων παράδοξοι πράξεις οὐ συνίστανται*) *ὧν ἀκούοντα ἔνεστιν αἱρεῖν τὰ βελτίω.* Dann spricht er vom Verkehr der Götter mit Menschen: der Dichter habe zeigen wollen, wie die Götter für die Menschen sorgen; und kommt cap. 6 zum Stil; Homers Darstellung sei *παράδοξος* und *μυθώδης*, was zunächst ästhetisch mit der Wirkung auf den Hörer begründet wird, die kurz vorher schon berührt war (339, 5 *οὐ μόνον . . . ἐκπλήξεως χάριν*, hier *ἐκπληκτικὴν τὴν ἀκρόασιν καθιστάναι*)[1]). Dann aber wird für diejenigen, welche der Sache auf den Grund gehen, wieder die Deutung mit Allegorien herangezogen und genauer behandelt. — In diesem ziemlich klaren und glatten Gedankengang paßt der Satz von **Π o** offenbar nicht hinein. Denn die *παράδοξοι πράξεις* sind hier noch überflüssig, da ja nur die Schilderung der Wirklichkeit verteidigt werden soll. Außerdem ist die Beziehung von *ὧν* zu den *ἤθη* besser und deutlicher, wenn der Zwischensatz fehlt. Trotzdem muß der **o Π**-Text für eindeutig überliefert gelten, den **Γ** wegen der offenbaren Anstöße getilgt hat. Eine äußere Bestätigung erhalten wir aus dem Schlußkapitel, das allerdings nur in **Π Γ** überliefert ist. Denn sein Gedankengang entspricht genau cap. 5/6. Mit direkter Beziehung auf cap. 5 erklärt der Schriftsteller, wir werden uns nicht darum kümmern, wenn jemand Homer tadelt; das wird 461, 27 begründet: *καὶ οὐκ ἂν φροντίσαιμεν, εἴ τις ἐπιτιμήσειεν ὅτι πονηρῶν πραγμάτων ὑπόθεσιν ἐχουσῶν τῶν τοῦ Ὁμήρου ποιημάτων προσάπτομεν αὐτῷ λόγους φυσικοὺς πολιτικοὺς καὶ ἠθικοὺς {καὶ ἐπιστήμας ποικίλας. ἀνάγκη μὲν γὰρ ἦν τῷ ποιητῇ πράξεις παραδόξους καὶ πάθη καὶ ἤθη*

Ἥφαιστος Ἀχιλλεῖ κατεσκεύασε περὶ τοῦ Ἕκτορος δόρατος *Θ* 493/5. **Γ** *ὀργάνου δὲ διήγησιν ὁποίαν διέξεισι τῆς ἀσπίδος ἣν Ἥφαιστος Ἀχιλλεῖ κατεσκεύασε. καὶ ἄλλη σύντομος περὶ τοῦ Ἑ. δ. . .* **o** *ὀργάνου δὲ ὡς ἐκεῖνα ἐν οἷς τὴν διήγησιν ὅποια διέξεισι τῆς ἀσπίδος ἣν Ἥφαιστος Ἀχιλλεῖ κατεσκεύασε. καὶ ἄλλη* . . . wie **Γ**. Der Text von **o** scheint eine Glättung zu versuchen *ὡς ἐκεῖνα ἐν οἷς ὁ ποι⟨ητής⟩ διέξεισι*, die bestimmt falsch ist, weil sie *διήγησις* von *ὀργάνου* trennt (vgl. 371, 9; 372, 16. 22). **Π** hat drei Worte (*καὶ ἄλλη σύντομος*) gegen **o Γ** ausgelassen, aber der Text von **Γ** mit seinem Wechsel von Akkusativ *διήγησιν* und Nominativ *ἄλλη* ist auch nicht in Ordnung. Wahrscheinlich ist *διήγησις* für *διήγησιν* zu schreiben, oder auch *ἐστὶ διήγησις* (Raude).

1) Der Gedanke ist seit Herakleides (Philodem. de Poem. V. 13 ed. Jensen) in der Poetik geläufig. Zum Schlußkapitel finden sich V, 4. V, 5 Anklänge.

διάφορα ὑποθέσθαι, ἐπεὶ τὰ μὲν ἀγαθὰ ἁπλᾶ ἐστι καὶ μονοειδῆ καὶ ἀκατασκεύαστα, τὰ δὲ τοῖς κακοῖς ἀναμεμιγμένα πολλοὺς ἔχει τρόπους καὶ παντοίας διαθέσεις, ἐξ ὧν ἡ ὕλη τῶν πραγμάτων συνίσταται ἐν ᾗ παρατιθεμένων τῶν χειρόνων ἡ τῶν ἀμεινόνων γνῶσις καὶ αἵρεσις ῥάων καθίσταται. καὶ τὸ ὅλον ἡ τοιαύτη ὑπόθεσις} παρέσχεν ἀφορμὰς τῷ ποιητῇ παντοδαποὺς κινῆσαι λόγους τοὺς μὲν ἀπ' αὐτοῦ τοὺς δ' ἀπὸ τῶν εἰσαγομένων προσώπων ὥστε τὴν τούτων ὠφέλειαν τοῖς ἐν τυγχάνουσι παρασχεῖν. πῶς δ' οὐκ ἂν πᾶσαν ἀρετὴν ἀναθείημεν Ὁμήρῳ ὅπου καὶ ὅσα αὐτὸς μὴ ἐπετήδευσε, ταῦτα οἱ ἐπιγενόμενοι ἐν τοῖς ποιήμασι αὐτοῦ κατενόησαν; so Π. Hinter ἠθικούς bietet Γ statt der zwischen den Klammern stehenden Worte ὅτι μὴ δ' ὁ ποιητὴς ἀλόγως πρὸς τὸ γράφειν κεκίνηται, ἀλλὰ τῆς τῶν ἀνθρώπων ὠφελείας χάριν ἢ καί und fährt dann fort παρέσχεν ἀφορμὰς αὐτῷ παντοδαποὺς κινῆσαι λόγους, τοὺς μὲν παρ' ἑαυτοῦ τοὺς δὲ παρὰ τῶν εἰσαγομένων προσώπων, ὥστε τὴν ἀπὸ τούτων ὠφέλειαν τοῖς ἐντυγχάνουσι παρέχειν. πῶς δ' οὐκ ἂν πάσης ἐπιστήμης καὶ τέχνης ἀρχηγὸν θείημεν τὸν Ὅμηρον ὅπου καὶ ὅσα κτλ.

Wir betrachten zunächst Π. Der Tadel wird zuerst kurz mit dem Hinweis auf die verschiedenen Kenntnisse Homers (vgl. 339, 25) abgefertigt. Nur auf einen kleinen Teil von ihnen, die in der Mitte genannten ἠθικοὶ λόγοι bezieht sich der nächste Satz ἀνάγκη κτλ. Der Dichter habe seinen Stoff (πράξεις παραδόξους καὶ πάθη καὶ ἤθη διάφορα) so wählen müssen, weil das Gute allein so einfach ist und nur bei einer Mischung von Gut und Schlecht die Erkenntnis und Wahl des Guten leichter möglich ist. Dieser Gedankengang entspricht ganz dem von cap. 5[1]). Und das Entscheidende ist, daß auch hier die παράδοξοι πράξεις als notwendiger Bestandteil der poetischen Stoffe erscheinen. Also ist der fragliche Zwischensatz in cap. 5 zu halten, wenn sich der Text von Π hier als besser herausstellen sollte. — Dann wird der Gedanke von cap. 6 aufgegriffen; dieser reiche Stoff habe mehr Gelegenheit gegeben, verschiedenartige λόγοι teils in eigener Erzählung, teils in den Reden der handelnden Personen zum Nutzen der Hörer einzuflechten. Man müsse ihm sogar jede ἀρετή zusprechen, denn das

1) Wie eng die Beziehungen zwischen cap. 5/6 und 218 sind, zeigen einzelne Ausdrücke, τὸ ὅλον kommt nur 339, 8 und 462, 10 vor. Nur ist der Stil hier am Schluß bombastisch und mit Doppelungen überladen und die wenigen Verben sind durch substantivische Ausdrücke weiter vermindert; 339, 3 ἔνεστιν αἱρεῖσθαι wird zu ἡ γνῶσις καὶ αἵρεσις ῥάων καθίσταται. Zu den Doppelausdrücken μονοειδῆ καὶ ἀκατασκεύαστα, πόλλους τρόπους καὶ παντοίας διαθέσεις lassen sich aus cap. 6 nur schwächere Parallelen beibringen, 339, 3 παράδοξος καὶ μυθώδης, 13 παράδοξον καὶ ἐπηρμένον, 16 καινὸν καὶ ἔξω τοῦ προχείρου.

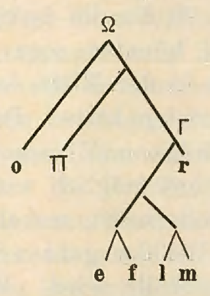
was er selbst noch nicht bewußt ausgesprochen habe, hätten die späteren in seinen Gedichten erkannt. So schreibt Π, dessen Gedankengang vielleicht nicht ganz einwandfrei ist, aber nach cap. 5/6 dem Verfasser unbedingt zuzutrauen ist. Dieser Text bot zwei Schwierigkeiten, die Anknüpfung des zweiten Satzes an die ἠθικοὶ λόγοι durch γάρ und die ἀρετή am Schluß. Gerade der letzte Gedanke ist in cap. 6 wesentlich klarer. Dort heißt es, Homer hätte die Ansatzpunkte für das spätere in Kunst und Wissenschaft gegeben, und man dürfe ihm daher jede ἐπιστήμη λογικὴ καὶ τέχνη (339, 23) zusprechen. Beide Anstöße hat Γ beseitigt; im Anfang hat es das letzte Glied gestrichen, so daß sich γάρ glatt an die ἠθικοὶ λόγοι anschließt. Dafür wurden die ἐπιστῆμαι am Ende unter Anlehnung an 339, 23 für die ἀρετή eingesetzt. Beide Änderungen sind sinnvoll und könnten sogar für den richtigen Text gelten, wenn sich nicht in der Mitte der Korrektor durch seine gewaltsame Kürzung verraten hätte. Denn zu παρέσχεν ἀφορμάς bietet wohl ἡ τοιαύτη ὑπόθεσις (Π) ein passendes Subjekt, aber nicht ὠφέλεια (Γ). Ganz unerträglich wird dieses dadurch, daß es am Schluß des Satzes wiederkehrt, wo aber das, was vorher handelndes Subjekt ist, als Ziel der ganzen Sache (ὥστε τὴν . . . ὠφέλειαν . . . παρασχεῖν) hingestellt wird. Wir sehen hier, wie der Kürzer Mühe hatte, den Satz in die alte Bahn zurückzuführen. Also hat Π hier den ursprünglicheren Text. Da dieser nun die παράδοξοι πράξεις als notwendigen Bestandteil der poetischen Stoffe aufführt, muß der fragliche Satz in cap. 5 gehalten werden[1]).

Wenn wir von den Fehlern, die zweimal unabhängig leicht entstehen konnten und leichten Verbesserungen absehen[2]), so bietet weder Γ allein gegen Π**o** noch Π gegen Γ**o** allein den richtigen Text, wohl aber **o** gegen ΠΓ. Unsere Überlieferung zerfällt also in zwei Stränge, von denen der eine uns nur durch **o** bekannt ist, der andere aber die gesamten übrigen Handschriften umfaßt. Daß auch **o** auf dieselbe Urhandschrift zurückgeht, zeigten die Korrup-

1) Von den Stellen, die Ludwich 549, 1 aufzählte, sind die meisten nur in **eflm** überliefert; 391, 23 haben auch Π**o** nicht φ, 392, 10 steht das καί auch in Π**o**, 387, 2, 391, 5 und 10 tritt **o** zu Γ. Es bleiben vier kleine Textausschmückungen übrig. 334, 20. 404, 1. 450, 7. 459, 23. (346, 22 tritt **o** zu Π und gibt den Ausschlag.)

2) So ein Fall liegt 374, 1 vor. **o**Γ haben τὸ γὰρ τάχος τῶν λόγων ἀπονώτερον καθίστησι . . . τὸν λέγοντα, *a* und die abhängigen Π-Handschriften haben für ἀπονώτερον das richtige εὐτονώτερον. Die Buchstaben εὐ stehen in *a* auf Rasur, also hat Planudes anscheinend den überlieferten Text geändert, was nach dem vorausgehenden εὔτονος (373, 21) sehr leicht war.

telen der Gesamtüberlieferung[1]). Eine schlechte und lückenhafte Abschrift des Archetypos liegt zugrunde. Während Planudes die Fehler meist stehen ließ, hat in Γ ein kluger und überlegender Gelehrter die Korruptelen durch allerlei Ergänzungen zu heilen gesucht. Diese Rezension liegt uns am treuesten in **r** vor. Auf ihrer Grundlage haben am Ausgang des Mittelalters andere Byzantiner den Text weiter überarbeitet. Die meisten Änderungen beruhten auf gewagten Einfällen, denn Homer selbst hat fast keiner bei korrupten Homerversen herangezogen. Durch gemeinsame Fehler ließen sie sich in zwei Paare **ef** und **lm** aufteilen; sie selbst sind dann einzeln mehr oder weniger nach Π durchkorrigiert[2]). Wir erhalten also folgendes Stemma:



1) Ludwich glaubte, die Stobaeus-Fragmente aus Plutarch bildeten eine eigene Rezension. Denn da er Π Γ für verschiedene Excerpte aus dieser Plutarchschrift hielt, mußte er jene Fragmente für einen unabhängigen Auszug aus Plutarch halten. Daß nun Γ nicht ein freies Excerpt ist, sondern auf dasselbe Exemplar zurückgeht, zeigten die gemeinsamen Korruptelen. Vielmehr darf unsere Schrift nicht als Plutarchexcerpt aufgefaßt werden, denn sie hat Zusätze gegen Stobaeus, der wahrscheinlich die echte Plutarchschrift kannte und benutzte. Es ist natürlich wahrscheinlich, daß sie Plutarch benutzt hat.

2) Vielleicht hat die Vorlage von **ef** auch Π-Lesarten übernommen, aber diese können auch schon in der Vorlage von **eflm** als Varianten gestanden haben. Diese beiden Möglichkeiten lassen sich nicht mehr entscheiden.

Abhandlungen
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse / Neue Folge
aus dem Gebiet der
FACHGRUPPE I: ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Klassische Philologie:

X. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur griechisch-römischen Poetik. 4°. (124 S.) 1908. [Vergr.]

II. Bd. Nr. 4. **Kaibel, Georg,** Die Prolegomena ΠΕΡΙ ΚΩΜΩΙΔΙΑΣ. 4°. (70 S.) 1898. 5,50 RM.

XII. Bd. Nr. 4. **Schultz, Hermann,** Die handschriftliche Überlieferung der Hesiod-Scholien. 4°. (VIII und 101 S.) 1910. 8,50 RM.

IV. Bd. Nr. 3. **Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von,** Die Textgeschichte der griechischen Lyriker. 4°. (121 S.) 1900. [Vergr.]

XVII. Bd. Nr. 2. **Wendel, Carl,** Überlieferung und Entstehung der Theokrit-Scholien. Lex.-8°. (211 S.) 1921. 8,50 RM.

II. Bd. Nr. 1. **Wellmann, Max,** Krateuas. Mit 2 Tafeln. 4°. (32 S.) 1897. 3,50 RM.

X. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. I. Mit 14 Tafeln. 4°. (65 S.) 1908. 9,50 RM.

XI. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. II. Mit 11 Tafeln. 4°. (109 S.) 1908. 11 RM.

XII. Bd. Nr. 5. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. III. Mit 7 Tafeln. 4°. (III und 87 S.) 1912. 9,50 RM.

I. Bd. Nr. 5. **Hultsch, Friedrich,** Poseidonios über die Größe und Entfernung der Sonne. 4°. (48 S.) 1897. 3,50 RM.

XIX. Bd. Nr. 3. **Heiberg, Joh. Ludwig,** Theodosius Tripolites Sphaerica. Lex.-8°. (XVI und 199 S.) 1927. 16 RM.

XIX. Bd. Nr. 4. **Fecht, Rudolf,** Theodosii de habitationibus liber, de diebus et noctibus libri duo. Lex.-8°. (II und 176 S.) 1927. 13 RM.

IV. Bd. Nr. 1. **Tüselmann, Otto,** Die Paraphrase des Euteknios zu Oppians Kynegetika. 4°. (43 S.) 1900. 5 RM.

II. Bd. Nr. 5. **Bechtel, Friedrich,** Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind. 4°. (85 S.) 1898. 6,50 RM.

XVI. Bd. Nr. 3. Papyrusurkunden der öffentlichen Bibliothek zu Basel. I. Urkunden in griechischer Sprache. Herausgeg. von **E. Rabel.** II. Ein koptischer Vertrag. Herausgeg. von **W. Spiegelberg.** Mit 2 Tafeln. 4°. (104 S.) 1917. 12 RM.

VIII. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Saturnische Vers. 4°. (III und 80 S.) 1905. 6,50 RM.

I. Bd. Nr. 7. **Leo, Friedrich,** Die Plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. 4°. (114 S.) 1897. 9 RM.

V. Bd. Nr. 5. **Schulze, Wilhelm,** Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen. 4°. (647 S.) 1904. Unveränderter Neudruck 1933. 48 RM.

DRITTE FOLGE

Nr. 1. **Wendel, Carl,** Die Überlieferung der Scholien zu Apollonios von Rhodos. Lex.-8°. (IV und 124 S.) 1932. 8 RM.

Nr. 5. **Jensen, Christian,** Ein neuer Brief Epikurs. Wiederhergestellt und erklärt. Mit 22 Abbildungen im Text. Lex.-8°. (II und 94 S.) 1933. 8 RM.

Nr. 12. **Thiersch, Hermann,** Artemis Ephesia. Eine archäologische Untersuchung. Teil 1: Katalog der erhaltenen Denkmäler. Mit 76 Tafeln und 4 Textabbildungen. Lex.-8°. (IV und 150 S.) 1935. 22 RM.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 3

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens

Von
W. Geilmann

Mit prähistorischen Erläuterungen
von
K. H. Jacob-Friesen





GÖTTINGEN ∗ VANDENHOECK & RUPRECHT ∗ 1937

Einzelpreis RM. 2.—

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände
der
„Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen"

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis 1/2 Bogen	Umfang	0,50 RM.
1/2—1 1/2 „	„	1,— „
1 1/2—2 1/2 „	„	2,— „
2 1/2—3 1/2 „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als 1/2 Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens.

Von

W. Geilmann.

Mit prähistorischen Erläuterungen

von

K. H. Jacob-Friesen.

Vorgelegt von W. Biltz in der Sitzung am 5. Februar 1937.

Zur Erörterung stand die Frage, welche Werkstoffe zur Herstellung und Ausschmückung der Griffe von Waffen aus der frühen Bronzezeit Niedersachsens verwendet worden sind. Sofern diese Griffe aus Bronze bestehen oder mit Bleifüllungen versehen sind, bedarf es hinsichtlich dieser Werkstoffe im allgemeinen keiner besonders subtilen Untersuchung. Aber der Augenschein und die mikroskopische Prüfung können höchstens als Hilfsmittel dienen, wenn es sich um die Erkennung der organischen Stoffe handelt, die durch die Verwitterung in weitestem Maße zerstört sind: Holz, Horn, Knochen und Hirschhorn. Hier vermag die chemische, gelegentlich im Mikromaßstabe durchgeführte Untersuchung der Reste bzw. der an den Bronzeteilen haftenden Patina so weit gehende Auskunft zu geben, daß man eine Einsicht in die Herstellung dieser Waffenteile gewinnt und sie unter Umständen danach rekonstruieren kann.

Knochen und Hirschhorn enthalten viel Calciumphosphat; Holz und Horn sehr wenig. Als entscheidend für die nachfolgende Untersuchung ist somit die Prüfung der an der Oberfläche der Griffreste haftenden Teilchen und der Bronzepatina auf *Phosphor und Kalk* zu betrachten. Allerdings kann während des Verwitterungsvorganges den Waffenteilen aus dem Boden oder aus Leichenteilen Phosphat zugeführt worden sein. Diese Mengen sind aber vergleichsweise gering. Der Schluß liegt nahe, daß etwaige reichlicher vorhandene Phosphormengen an der Griffoberfläche



Reste des ursprünglich verwendeten Werkstoffes sind. Dieser Schluß führt zur Gewißheit, wenn sich in der Patina der Klingen und Klingenspitzen Phosphate in nennenswerter Menge überhaupt nicht finden. Damit wurde die vergleichende Analyse auch dieser Waffenteile von Wichtigkeit.

Für die Untersuchung wurden Waffen der folgenden vier Hauptgruppen ausgewählt:

I. Einfache Dolche und Kurzschwerter.
II. Griffzungenschwerter.
III. Vollgriffdolche und Vollgriffschwerter.
IV. Lanzenspitzen und Beile.

Die im Nachstehenden gemachten Zeitangaben beziehen sich auf die von Oscar Montelius gegebene Einteilung des Bronzezeitalters:

Periode	I	1800—1550	v. Chr. G.
Periode	II	1550—1300	„ „ „
Periode	III	1300—1100	„ „ „
Periode	IV	1100— 950	„ „ „
Periode	V	950— 750	„ „ „

Sophus Müller hat eine Unterteilung der Bronzezeit in acht Perioden vorgenommen. Im Anschlusse daran hat Gustav Kossinna das obengenannte Schema noch weiter gegliedert und zwar die beiden ersten Perioden in drei Teile ($I_{a,b,c}$; $II_{a,b,c}$) und Periode III in zwei Teile ($III_{a,b}$). Auch von dieser Zeiteinteilung wird im Nachfolgenden gelegentlich Gebrauch gemacht.

Ein bodenständiges Metallgewerbe ist im nordischen Bezirke erst am Ende der Periode I nachweisbar; es entwickelte sich in der Folge aber zu einer Höhe, die in Europa nur im mykenischen Kulturkreis ihresgleichen findet.

Gang der chemischen Untersuchung. Die durch Abschaben und Abkratzen entnommene Oberflächenprobe wurde zunächst mit Äther und Alkohol oder Benzol von den organischen Stoffen befreit, die zur Konservierung aufgetragen und oft auch in das Werkstück eingedrungen waren, wie Wachs, Paraffin und Harz. Die Proben wurden durch Trocknen von den Extraktionsmitteln befreit und gewogen. Die der Analyse zur Verfügung stehenden Mengen betrugen 25—200 mg. Die Substanzen wurden in Salzsäure unter Zusatz von wenig Salpetersäure gelöst. Dabei blieben fast immer Sand und Bodenkörner in verschieden großen Mengen zurück. Aus der filtrierten Lösung wurden in üblicher Weise Kupfer und Zinn mit Schwefelwasserstoff ausgefällt, durch Schmelzen mit kristall-

wasserhaltigem Natriumsulfid getrennt und zur Wägung gebracht. In den Zinnsäure-Auswaagen ließ sich oft qualitativ Antimon in geringen Mengen nachweisen. Das Filtrat der Schwefelwasserstoffgruppe wurde eingedampft, der Rückstand mehrfach mit Salpetersäure abgeraucht und die Phosphorsäure aus der Lösung des Rückstandes mit Molybdat bestimmt. Nach Entfernung des Molybdatüberschusses wurden Eisen und Calcium durch Fällung mit Ammoniak bzw. Oxalat ermittelt. Eine Trennung der Ammoniakfällung in Eisen und Aluminium wurde nicht vorgenommen. Die Analysenergebnisse sind auf Sand- bzw. Rückstand freie Substanz bezogen.

I. Gruppe. Einfache Dolche und Kurzschwerter.

Die Dolchblätter der ältesten Periode haben dreieckige Form und bestehen aus Kupfer oder aus zinnarmer Bronze; sie sind aus dem Süden oder Südwesten, vor allem mit der „Glockenbecher Gruppe" nach Niedersachsen gekommen. Die im Nachfolgenden untersuchten Dolche und Schwerter gehören zur II. und III. Bronzezeitperiode und entstammen einem in Niedersachsen bodenständigen Handwerke. Die Klingen sind schmal und gehen ohne Absatz in die Hefte über; die Nackenenden der Hefte sind meist halbkreisförmig. Bei den ältesten untersuchten Stücken sitzen auf dem Hefte zwei Niete, bei den späteren mehrere. Der Querschnitt ist bei den älteren Klingen rhomboid; bei den späteren findet sich eine erhöhte Mittelrippe.

Nr. 1. Kurzer, schmaler Dolch. Fundort: Medingen, Krs. Ülzen. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4690. Beifunde und Fundumstände unbekannt. Maße: Länge der Klinge 11,2 cm, Breite des Heftes 2,5 cm. Die Ränder des Stückes sind stark ausgebrochen, doch läßt sich ein halbkreisförmiger Oberrand der Heftplatte annehmen. Auf der Heftplatte zwei Niete. Der Querschnitt der Klinge ist rhomboid. Die Patina läßt einen waagerechten Heftabschluß erkennen. Periode II, vielleicht II_a.

Zwischen den Nieten der Klinge sind noch Reste einer faserigen, bräunlichgrünen Patina vorhanden. In der der Klingenspitze entnommenen blaugrünen Patina war mikrochemisch keine Phosphorsäure nachweisbar.

Nr. 2. Kurzer, schmaler Dolch „aus dem Lüneburgischen". Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 11823. Als Beifunde sind angeführt: 2 Haften, 2 Knöpfe, Bruchstücke eines Gefäßes und einer Nadel sowie ein unbekannter Gegenstand. Länge der Klinge 8,5 cm, Breite des Heftes 2,5 cm. Typ wie Nr. 1. Periode II.

Zwischen den Nieten liegt eine bräunlichgrüne Patina, die leicht abzuheben ist und zerbröckelt. Auf ihrer Oberfläche ist eine Faserstruktur zu erkennen, die Fasern laufen in Richtung der Dolchachse. Die Patina der Klinge ist ebenfalls schwach bräunlichgrün, aber ohne jede Oberflächenstruktur. Untersucht wurde die oberhalb des Heftrandes, besonders zwischen den Nieten liegende Patina (Probe A) und eine von der Klingenspitze abgekratzte Probe (B).

Nr. 3. Kurzer, schmaler Dolch. Fundort: Wellendorf, Krs. Ülzen. Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 13573. Beifunde: zwei Armringe (Inv.Nr. 13570 und 13572), eine Lanzenspitze vom Typ Lüneburg II (Nr. 13571) und Bruchstücke eines Halsringes (Nr. 4500—4504). Länge der Klinge 14,0 cm, Breite des Heftes 3,5 cm. Typ wie Nr. 1, nur zeigt das Blatt eine deutliche Mittelrippe.

Die rauhe, bräunlichgrüne Patina liegt in ziemlich dicker Schicht zwischen den Nieten und läßt bei schräger Beleuchtung eine oberflächliche Faserung erkennen, die mit der Dolchachse einen Winkel von 15 bis 20° bildet. Zur Untersuchung kam die Patina zwischen den Nieten (A) und solche von der Klingenspitze (B).

Nr. 4. Kurze, schmale Dolchklinge aus Benefeld, Krs. Fallingbostel. Landesmuseum Hannover, Inv.Nr. 15782. „In einem Hügelgrabe gefunden zusammen mit einer Nadel, die ein langes, geriefeltes Kopfende hat, und mit einer zertrümmerten Urne.“ Länge der Klinge 11,5 cm, Breite des stark ausgebrochenen Heftes 2,7 cm. Typ wie Nr. 3.

Auf der bräunlichgrünen Patina zwischen den Nieten ist eine unscharfe Streifung vorhanden. Die Grenze des Heftes hebt sich durch eine scharfe, erhöhte und schräg verlaufende Linie und eine verschiedene Färbung der Patina ab. Untersucht wurde Patina vom Heftteil (Probe A) und solche vom unteren Teil der Klinge, die ebenfalls bräunlichgrün war (Probe B).

Nr. 5. Langer Dolch. Fundort Anderlingen, Krs. Bremervörde. Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 16967 a. Bild. 1. Gefunden mit Resten der Dolchscheide (Nr. 16967 b), einem Absatzbeil nordischer Form (Nr. 16948), einer Bügelfiebel früher Form (Nr. 16969) und einer Anzahl Nägel in einer Steinkammer unter einem Sandhügel. Bereits ausführlich beschrieben von H. Hahne im Jahrbuch des Provinzialmuseums Hannover 1907/1908. Länge des Dolches 18,5 cm, Breite des Heftes 3,8 cm. Der Oberrand der Heftplatte ist halbkreisförmig, auf ihr sind drei Niete. Die Patina läßt einen halbkreisförmigen Heftabschluß mit seitlichen Ecken erkennen. Zeit: Periode II_b.

Zwischen den Nieten findet sich eine dicke, bräunlichgrüne Patinaschicht. Unterhalb des einen Nietes liegt ein Stück bräunlicher Patina, die einen blättrigen Aufbau zeigt und ein mit Kupfersalzen durchtränkter Rest des Heftes sein dürfte. Zur Analyse wurde dieser Rest und ein Teil der Patina zwischen den Nieten verwandt (Probe A). Zum Vergleich wurde die von der Klingenspitze abgekratzte grünliche Patina verwandt (Probe B), die mit Kupferoxydul durchsetzt war.

Nr. 6. Dolch. Fundort: Wessenstedt, Krs. Ülzen. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4677. Fundumstände nicht bekannt. Länge 18 cm, Breite des Heftes 5 cm. Der Oberrand der Heftplatte scheint halbkreisförmig (oder glockenförmig?) gewesen zu sein; auf ihr sind vier Niete. Die Patina läßt einen bogenförmigen Heftabschluß erkennen. Das Blatt hat eine starke Mittelrippe, die sich am Heftabschluß nach beiden Seiten bis zur Heftbreite erweitert. Periode III. Zwischen den Nieten liegt eine bräunlichgrüne Patina von 0,2 bis 0,5 mm Dicke, die sich leicht abheben ließ und oberflächlich ein scharf ausgebildetes Streifenmuster zeigt.

Unterhalb des Heftabschlusses liegt eine reine grüne Patina, von der ein etwa 1 cm breiter Streifen (gerechnet von der Abschlußlinie) zur Analyse benutzt wurde (Probe B). Eine dritte Probe (C) wurde von der blaugrünen Patina der Dolchspitze abgekratzt.

Nr. 7. Oberteil eines Kurzschwertgriffes. Fundort: Holthusen, Krs. Ülzen. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 14260. Fundumstände unbekannt. Breite des Heftes 5,0 cm. Das Stück ist Nr. 6 nahe verwandt. Der Oberrand der Heftplatte ist glockenförmig, auf ihr sind sechs Niete. In der Patina tritt der bogenförmige Heftabschluß scharf hervor. Das Klingenblatt hat eine starke Mittelrippe, die sich dem Heftabschluß zu nach beiden Seiten bogenförmig erweitert. Periode III.

Die bräunliche Patina des Heftteiles liegt besonders dick zwischen den Nieten (Probe A). Die Patina der Klinge ist grünlich, liegt nur dünn auf und haftet fest. Zur Analyse kam die nahe der Bruchkante sitzende Patina (Probe B).

Nr. 8. Schwert. Fundort Bergen, Krs. Celle. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4706. Fundumstände unbekannt. Länge der Klinge 48,5 cm, Breite des Heftes 4 cm. Der

Oberrand der Heftplatte ist halbkreisförmig, auf ihr sitzen sechs Niete. Der Heftabschluß ist in der Patina deutlich als dreiviertelkreisförmig mit spitz ausgezogenen Ecken zu erkennen. Der Querschnitt der Klinge zeigt eine deutliche Mittelleiste, die von je einer schwachen Rippe an jeder Seite, flankiert wird. Periode II.

Zur Untersuchung kam die zwischen der Begrenzungslinie des Heftes und den Nieten liegende Patina. Die rings um die Niete liegende etwas dickere Patinaschicht ist bräunlichgrün und bröckelig. Sie enthält organische Stoffe; beim Auflösen in Säure hinterbleibt eine bräunliche Masse, in der unter dem Mikroskop neben zahlreichen Sandkörnchen einzelne blauschwarze Pflanzenfasern zu erkennen sind. Die an der Klingenspitze noch vorhandenen Patinaspuren waren so gering, daß nur die für eine mikrochemische Bestimmung der Phosphorsäure erforderliche Menge gewonnen werden konnte. Gefunden wurden 0,25 % P_2O_5.

Die Ergebnisse der chemischen Untersuchung sind in Tabelle 1 zusammengestellt. Das Metall der Klingen ist durchweg eine Bronze mit 8 bis 10 % Zinn. In der Patina tritt eine deutliche Verschiebung des Verhältnisses Zinn : Kupfer zutage; gelegentlich fand eine Anreicherung von Kupfer, gelegentlich eine solche von Zinn statt. Eisen findet sich in den Bronzen selbst nur in einigen Zehntel Prozenten. Die Patina enthält fast immer z. T. erheblich mehr (vgl. Probe 1, 2, 3). Offenbar stammt dieses Eisen aus dem Boden.

Der Phosphorsäure-Gehalt ist abgesehen von Probe 5 und 8 auffällig hoch (bis zu 25 %), und zwar ist er häufig (Probe, 1, 4, 5, 6 und 8) in der Patina des Heftes wesentlich höher als in der der Klinge.

Der Gehalt an Kalk zeigt eine gewisse Zuordnung zu dem an Phosphorsäure; meist enthalten die Proben mit viel Phosphorsäure auch vergleichsweise viel Kalk.

Auswertung der Ergebnisse. Nach dem Phosphorsäure- und Kalk-Gehalte zu urteilen, bestanden die Griffe der Stücke 1 bis 4 und 6 bis 7 aus Knochen oder, was wahrscheinlicher ist, aus Hirschhorn. Bei den Stücken 5 und 8 ist dagegen sicherlich ein anderer Werkstoff, wahrscheinlich Holz, verwendet worden. Auffällig ist der hohe Calciumphosphat-Gehalt der Klingen bei den Stücken 2, 3 und 7. Die Schlußweise, wonach aus dem *Unterschiede* des Phosphatgehaltes der Patina der Griffe und der Klingen auf den Werkstoff der Griffe gefolgert werden kann, besteht hier nicht zu Recht. Es bleibt nichts übrig, als aus dem hohen Ab-

Tabelle 1.

Analysen der Oberflächen von Dolchen und Kurzschwertern.

	Dolche											Kurzschwerter			
	1	2		3		4		5		6			7		8	
	4690	11 823		13 573		15 782		16 967 a		4677			14 260		4706	
		A	B	A	B	A	B	A	B	A	B	C	A	B	A	B
Cu O	34,67 %	31,67 %	35,05	32,85	40,86	35,91	57,85	46,29	80,87	43,05	45,92	69,88	41,69	54,42	45,76	
SnO_2	16,68	5,34	3,63	0,80	0,52	6,09	19,72	0,67	9,43	1,46	4,65	2,02	0,56	4,54	3,65	
$Fe_2O_3 + Al_2O_3$	4,25	7,72	4,75	3,50	2,70	1,07	3,40	2,09	0,71	1,85	2,92	0,87	1,54	1,14	1,55	
Ca O	0,91	4,58	5,97	5,65	5,58	0,53	0,93	—	—	2,57	3,23	2,27	5,42	3,20	0,34	
P_2O_5	9,24	22,45	25,85	20,46	22,62	21,37	13,53	2,80	0,16	15,68	18,89	6,06	20,48	12,91	1,92	0,25
Cl								1,46	3,85							
Glühverl.	34,63	27,63	24,07	36,22	27,29	35,03	4,57	46,68	5,01	34,81	24,53	18,91	30,66	24,07	46,80	
Summe	100,38	99,39	99,32	99,48	99,57	100,0	100,0	99,99	100,03	99,42	100,14	100,01	100,35	100,28	100,02	
	zwischen den Nieten	zwischen den Nieten	Klingenspitze	zwischen den Nieten	Klingenspitze	Heft	Klinge	Heft	Klingenspitze	zwischen den Nieten	unter dem Heft	Spitze	zwischen den Nieten	Klinge	Heft	Spitze

solutbetrage an Phosphat einen Schluß zu ziehen; der nächstliegende wäre, daß die Griffe aus Knochen oder Hirschhorn waren, und daß die Klingen in *Scheiden aus Knochen* steckten, wie das von anderen Funden her bekannt ist.

II. Gruppe. Griffzungenschwerter.

Über die Griffzungenschwerter sind wir durch die Monographie von E. Sprockhoff „die germanischen Griffzungenschwerter" [1]) gut unterrichtet; seiner Terminologie und Chronologie ist gefolgt worden.

A. Schwerter, deren Griffe mit Blei ausgegossen waren.

Nr. 9. Schwertgriff mit kurzem Klingenteil. Fundort: „Umgegend von Bergen, Krs. Celle." Aufbewahrt im Heimatmuseum Bergen. Beifunde und Fundumstände sind nicht bekannt. Erhalten ist nur der Griff und der obere Klingenteil. Länge des Griffes 6 cm, Breite des Heftes ebenfalls 6 cm. Zeit: Periode II b—c.

Dieses Stück ist ein typischer Vertreter des „alten Griffzungenschwertes" und zwar der Variante „mit ausgebauchter Zunge". Die Griffzunge weist hohe seitliche Ränder auf, die sich nach außen hörnerartig biegen. In der Mitte sitzt ein Bronzeniet. Bei den meisten derartigen Schwertern (es gibt im nordischen Kreise etwa 50) fehlt dieser Mittelniet. Die Griffschalen sind mit Blei ausgegossen. Dieses Blei ist an den Fundstücken mit einer 0,5 mm dicken Karbonat- und Sulfatschicht überdeckt. Früher nahm man an, daß Bleiweiß zur Verbindung zwischen Griffmetall und Griffbelag (Holz oder Horn) gedient habe. So schreibt Sprockhoff: „Über die Art des Griffbelages läßt sich nur soviel sagen, daß er aus vergänglichem organischem Material bestand, in der Regel also wohl Holz oder Horn verwendet wurde .... Der Griffbelag wurde nicht durch die Niete gehalten, vielmehr verwandte man Bleiweiß zur Befestigung, das sich an vielen Stellen noch feststellen läßt [2])."

Die seitlichen Ränder der Griffzunge setzen sich an den Schultern fort und verjüngen sich vom Klingenansatz. Die Klinge selbst setzt mit einer scharfen Einziehung an. Auf dem Heft sind

1) Römisch-germanische Forschungen Bd. V. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1931.

2) Ztschr. f. Ethnologie 15. Bd. 1883. S. 105. Vgl. auch Archaeologiai Értesitö 1930. S. 14 ff.

vier Nietlöcher angebracht; die Gegend unter der Griffzunge bleibt frei von Nieten. In der Patina ist ein halbkreisförmiger Heftabschluß mit seitlichen Rändern deutlich ausgeprägt. Der Querschnitt der Klinge zeigt eine dicke Mittelpartie, die nach beiden Seiten stufenförmig zu den Schneideflächen abfällt.

Zur chemischen Prüfung kam die auf dem Bilde 2 deutlich erkennbare, leicht abhebbare, graue, 0,5 mm starke Deckschicht des Griffes (Probe A), ferner die dem Metall unmittelbar aufliegende weiße Schicht (B) und die Patina der Heftplatte zwischen Nieten und Schultern (C). Eine vom Klingenteil nahe der Bruchstelle entnommene Patinaprobe enthielt weder Phosphat noch Blei, wie die mikrochemische Prüfung ergab. Der Mittelniet erhebt sich mit seiner Oberfläche nur 2,5 bis 3 mm über den Bleikern, ein Beweis, daß nur eine recht *dünne Griffschale* verwandt sein kann.

Nr. 10. Griff eines in Bruchstücken vollständig erhaltenen Schwertes. Fundort: Wehden, Krs. Lehe. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 15552. Beifunde unbekannt. Gesamtlänge des Schwertes 62 cm, Länge des Griffes 5,5 cm, Breite des Heftes 6 cm. Derselbe Typ wie Nr. 9, nur fehlt der Mittelniet auf der Griffzunge. Auf dem Heft sind vier Nietlöcher, der halbkreisförmige Heftabschluß ist in der Patina scharf ausgeprägt. Die Klinge zeigt eine dicke Mittelrippe mit flachen Schneidenflächen. Periode II b—c.

Die Griffzunge (s. Bild 3) ist mit einer bläulichweißen, drusigen Masse (Probe A) bedeckt, in der bei zwanzigfacher Vergrößerung hell glitzernde Kristallflächen zu erkennen sind. Diese weiße Masse liegt unmittelbar auf dem nur oberflächlich in Oxydul übergegangenen Metall. Auf dem oberen Teil der Heftplatte, besonders zwischen den beiden Nieten, tritt eine graugrüne bis olivgrüne, dickere Patinaschicht auf (Probe B), die bröckelig und leicht abhebbar ist. Auf ihrer Oberfläche (besonders gut ausgeprägt am Stück oberhalb des rechten Nietes) läßt sich bei Beobachtung im schräg auffallenden Licht eine deutliche Streifung erkennen. Um die beiden unteren Niete der Heftplatte findet sich eine olivgrüne, sehr fest haftende, höckerige Patina (Probe C). Auf dem linken Teil der Klinge, dicht an der Bruchstelle sitzt eine körnige, stellenweise warzige Patina, die mit einer weißlichen, auf dem Bilde gut zu erkennenden Masse bedeckt und durchsetzt ist (Probe D). Die rechte Klingenhälfte zeigt dagegen eine blaugrüne, rauhe und sehr fest haftende Patina (Probe E). An den seitlichen Rändern der Griffzunge sitzt eine warzige Patina (Probe F), unter der rotes Kupferoxydul zum Vorschein kommt.

Nr. 11. Schwertgriff mit oberem Klingenteil. Fundort: Harsefeld, Krs. Stade. Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 5440. In einem Grabhügel gefunden zusammen mit einem Bronzemesser. Breite des Heftes 6,6 cm. Derselbe Typ wie Nr. 10. Auf dem Heft vier Nietlöcher, jedoch ist kein Heftabschluß erkennbar. Klinge mit breiter, dicker Mittelrippe.

Auf dem weitgehend gesäuberten Sammlungsstücke fand sich nur noch zwischen den Nieten des Heftes eine geringe Menge einer tiefgrünen, bröckeligen Patina (Probe A), am Rande des Griffes ein Rest einer festen, oberflächlich braunschwarzen, innen weißen Kruste (Probe B). Die nahe der Bruchkante der Klinge abgekratzte Patina genügte nur zu einer qualitativen mikrochemischen Prüfung auf Blei und Phosphorsäure; sie verlief völlig negativ.

Nr. 12. Schwert, von dem der obere Teil der Griffzunge und untere Teil der Klinge abgebrochen ist. Gefunden in Bostelwiebeck, Krs. Ülzen. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4697. Fundumstände: „Zusammen gefunden mit Bruchstücken eines kleinen Dolches und Resten einer Nadel in einem Steingrabe.“ Breite des Heftes 5,8 cm. Derselbe Typ wie Nr. 10. Auf dem Heft sind vier Nietlöcher, von denen eines ausgebrochen ist. Der halbkreisförmige Heftabschluß ist in der Patina deutlich erkennbar. Die Klinge zeigt eine dicke Mittelrippe mit flachen Schneidenflächen. Zeit: Periode II b—c.

An den Griffrändern, besonders am Übergang zum Heft, findet sich etwas einer festhaftenden, weißlichen Masse mit bräunlicher Oberfläche (Probe A). Beim Abkratzen zeigen sich unmittelbar auf der Bronze winzige Bleitröpfchen, die von gelbrotem Oxyd durchsetzt sind. Unmittelbar um den vier Nietlöchern lag noch eine zur Analyse genügende Patinamenge (Probe B). Ebenso konnte nahe der Bruchstelle der Klinge noch eine genügende Menge abgekratzt werden (Probe C).

Die Schwerter Nr. 9 bis 12 gleichen sich nicht nur in ihren äußeren Formen sondern auch nach dem chemischen Befunde. Die Patina der Griffzungen besteht aus fast reinem Bleikarbonat; auf dem Hefte ist die Bleimenge geringer. Bei den Stücken 10 bis 12 findet sich eine erhebliche Menge Calciumphosphat.

Tabelle 2.

Analysen der Patina von Griffzungenschwertern.

	Nr. 9 Schwert von Bergen			Nr. 10 Schwert von Wehden Inv.Nr. 15 552						Nr. 11 Schwert von Harsefeld Inv.Nr. 5440		Nr. 12 Schwert von Bostelwiebeck Inv.Nr. 4697		
	A	B	C	A	B	C	D	E	F	A	B	A	B	C
CuO	0,37	0,25	38,07	0,50	23,59	63,66	57,96	72,42	74,09	41,61	2,20	1,08	30,33	63,09
SnO_2	—	—	0,12	—	1,15	7,71	12,74	5,02	1,69	3,81	—	—	10,50	6,20
PbO	76,21	84,24	12,90	81,04	42,21	3,09	—	0,24	3,95	9,79	77,09	84,80	23,55	0,37
Fe_2O_3, Al_2O_3	0,12	—	1,54	—	1,30	0,57	1,05	2,32	0,84	1,04	0,40	0,55	0,65	0,95
CaO	—	—	0,18	—	1,12	1,38	1,67	3,10	0,63	1,91	—	—	1,75	0,86
P_2O_5	0,05	—	0,82	—	6,00	3,85	6,21	3,86	—	9,29	—	—	6,48	1,25
SO_3	0,90	0,45	Spur	—	—	—	—	—	—	—	—	1,46	0,67	—
Cl	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	0,56	0,68	0,15
Glühverl.	22,42	15,23	46,48	18,18	23,93	19,74	20,37	13,04	18,80	32,54	20,43	11,62	25,61	27,19
Summe	100,07	100,17	100,11	99,72	99,30	100,00	100,00	100,00	100,00	99,99	100,12	100,07	100,21	100,06
	Griff Deckschicht	Griff	Patina der Heftplatte	Griffzunge	Patina der Heftplatte	Patina zwischen den Nieten	Patina von der Klinge (weiß)	Patina von der Klinge (grün)	Griffzunge	zwischen den Nieten	vom Griffe	vom Griffrand	Nietlöcher	Klinge

B. Schwerter ohne Bleigriff.

Nr. 13. Schwertgriff mit oberem Klingenteil. Fundort: Bramstedt, Krs. Geestemünde. Aus dem Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 5441. Länge des Griffes 5,2 cm, Breite des Heftes 6 cm. Derselbe Typ wie Nr. 10, anstatt der vier Niete sind aber nur zwei angebracht. Der Heftabschluß ist halbkreisförmig und in der Patina gut zu erkennen. Die Klinge zeigt eine starke Mittelrippe. Bronzezeit II_{b-c}.

Die Patina, die die Griffzunge bedeckt (Probe A), ist hellgrün. Auf der Heftplatte liegt eine leicht in Schollen abhebbare Patina mit deutlicher Streifung der Oberfläche (Probe B). Der bläulichgrünen Patina des Bruchrandes der Klinge wurde die Probe C entnommen.

Nr. 14. Kurzschwert mit oberem Klingenteil. Fundort: Neetze, Krs. Bleckede. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4702. Gesamtlänge 30,5 cm, Länge des Griffes 5,3 cm, Breite des Heftes 5,3 cm. Das Stück gehört zu den „alten Griffzungenschwertern", und zwar zur Untergruppe „Schwerter mit gerader Zunge". In der Mitte der Zunge befindet sich ein langer, breiter Schlitz, über dem oben und unten je ein größeres Nietloch angedeutet aber nicht durchstochen ist. Die Schultern dieses Stückes sind im Gegensatz zu den meisten anderen halbkreisförmig gewölbt. Der deutlich erkennbare Heftrand ist bogenförmig gewesen. Auf dem Heft sind acht Nietlöcher. Der Querschnitt der Klinge ist rhomboid. Bronzezeit II_b bis III_a.

Eine reichliche Menge bräunlicher Patina (Probe A) findet sich zwischen und an den Nieten. An der Klingenspitze liegt eine bläulichgrüne Patina, die fest haftet und nur schwierig abzukratzen ist (Probe B).

Nr. 15. Kurzschwert mit abgebrochenem Griff. Fundort: Bleckede, Krs. Bleckede. Im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4701. Gesamtlänge 26,5 cm, Breite des Heftes 5,4 cm. Das Stück gehört zu der Gruppe des „gemeinen Griffzungenschwertes", gewöhnlicher Typ. Die Zunge fehlt, die Schultern zeigen nur eine leichte Wölbung. Auf dem Heft sind vier Nietlöcher. Der in der Patina gut erkennbare Heftabschluß war glockenförmig. Die Klinge zeigt eine starke Mittelrippe. Bronzezeit Periode III_a.

Eine zur Untersuchung ausreichende Patinamenge konnte zwischen den Nieten entfernt werden. Die Klinge führte so wenig, daß nur eine zur qualitativen Prüfung genügende Menge abgekratzt werden konnte. Irgendwelche Spuren an P_2O_5 waren nicht erkennbar.

Nr. 16. Schwertgriff mit oberem Klingenteil. Fundort: Marxen, Krs. Winsen a. L. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 4665. Länge des Griffes 6 cm, Breite des Heftes 5,5 cm. Das Stück gehört zum Typ der „gemeinen Griffzungenschwerter", nach Sprockhoff Untergruppe „Typ von der Unterelbe". Die Zunge zeigt parallele Ränder, die sich oben hörnerartig nach außen umbiegen, in der Mitte ein langer, schmaler Schlitz. Die Schultern sind leicht gewölbt und in fast gerader Linie schräg nach unten gezogen. Auf dem Heft sind sechs Nietlöcher, der Heftabschluß ist glockenförmig. Die Klinge zeigt eine starke Mittelrippe. Bronzezeit III.

Zwischen den Nieten und der Schulter liegt eine 0,5 mm dicke, leicht abhebbare, lockere Patina von olivgrüner Farbe, die bei schräger Beleuchtung eine deutliche Streifenstruktur auf ihrer Oberfläche zeigt (Probe A). Am Klingenteil haftet die Patina fester und zeigt keine Streifen (Probe B).

Nr. 17. Teil eines Schwertgriffes. Fundort: Hohenaverbergen, Krs. Verden. Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 5427. Fundumstände unbekannt. Breite des Heftes 6 cm. Gemeines Griffzungenschwert vom Unterelbetypus. Die Griffzunge ist zur Hälfte abgebrochen, sie zeigt an ihrem unteren Ende ein Nietloch. Die Schultern sind glockenförmig gewölbt. Der Heftabschluß, auf der Patina deutlich erkennbar, ist halbkreisförmig. Auf dem Heft sind sechs Nietlöcher. Bronzezeit III. Bild 4.

Auf der Zunge und um die Nieten liegt in 2 mm dicker Schicht eine weißlichgrüne Patina, die sich leicht abheben läßt und zerbröckelt. Eine Struktur ist weder auf ihrer Oberfläche noch im Inneren erkennbar. In der von der Bruchkante der Klinge abgekratzten Patina ist mikrochemisch weder P_2O_5 noch CaO nachweisbar.

Nr. 18. Teil eines Schwertgriffes. Fundgegend: im „Lüneburgischen". Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 14243. Fundumstände unbekannt. Breite des Heftes 5,4 cm. Gemeines Griffzungenschwert vom Unterelbetypus. Von der Griffzunge ist nur der Unterteil erhalten, in dessen Mitte ein Nietloch sitzt. Die Schultern ziehen sich nur leicht gewölbt schräg nach unten. Auf dem Heft sind sechs kleine Nietlöcher. Der deutlich erkennbare Heftabschluß ist bogenförmig. Die Klinge zeigt eine starke Mittelrippe, die sich am Heftabschluß nach beiden Seiten bogenförmig erweitert. Bronzezeit III.

Reste einer bräunlichgrünen Patina sitzen noch an den Nieten und den Schultern (Probe A). Von der Klinge in der Nähe der Bruchkante läßt sich nur sehr wenig Patina ablösen, sodaß die Analyse nur verhältnismäßig ungenau durchgeführt werden konnte (B).

Tabelle 3.

Analyse der Patina von Griffzungenschwertern.

	13. Schwertgriff Bramstedt Inv.Nr. 5441			14. Kurzschwert Neetze Inv.Nr. 4702		Nr. 15 Inv.Nr. 4701	16. Schwertgriff Marxen Inv.Nr. 4665		17. Hohenawenbergen Inv.Nr. 5427	18. Schwertgriff Inv.Nr. 14243	
	A	B	C	A	B		A	B		A	B
CuO	62,44	55,68	69,26	51,24	62,37	56,65	40,43	49,11	30,68	43,41	49,0
SnO_2	4,80	1,27	4,30	5,65	12,09	1,65	0,18	Spur	1,43	1,70	2,0
PbO	Spur	Spur	Spur	—	—	—	—	—	—	—	—
Fe_2O_3, Al_2O_3	0,47	0,30	0,10	0,62	0,44	1,24	0,17	3,47	9,35	1,17	0,5
CaO	1,32	3,57	0,13	1,98	0,61	1,60	4,78	3,20	2,95	5,10	1,5
P_2O_5	9,82	11,40	1,77	12,42	3,96	1,45	28,35	18,10	8,78	17,04	1,5
Glühverl.	17,74	26,95	20,84	26,13	18,88	37,63	26,04	26,14	46,94	31,77	—
Cl	3,41	0,83	3,60	1,96	1,65	—	—	—	—	—	—
Summe	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,22	100,00	100,02	100,13	100,19	—
	Griffzunge	Heftplatte	Klinge	Nieten	Klinge	Nieten	Nieten	Klinge	Nieten	Nieten	Klinge

Im Gegensatz zur Gruppe II_a zeigt sich hier in keiner Probe Blei. Phosphorsäure ist teilweise in erheblicher Menge zugegen, mehrfach geht der Gehalt an Kalk dem an Phosphat annähernd parallel.

Auswertung der Ergebnisse: A. Unter den Griffzungenschwertern, deren Griffe mit Blei ausgegossen waren, sind die Hefte der Stücke 10 bis 12 mit einem calciumphosphathaltigen Belag, also Knochen oder Hirschhorn, versehen gewesen. Beim Schwertgriffe Nr. 10 (Bild 3) kann diese Aussage noch durch eine *mikroskopische Untersuchung* gesichert und präzisiert werden. Auf der Patina der Heftplatte war, wie erwähnt, eine Streifung sichtbar. Eine bei seitlicher Beleuchtung und vierzehnfacher Vergrößerung aufgenommene Mikrophotographie zeigt Bild 5. *Diese Zeichnung läßt sich als Abdruck der Struktur des Inneren einer Geweihstange (Spongiose) deuten.* Man erkennt deutlich die Rippen der unterhalb der festen Geweihmasse lagernden Spongiose. Bei der Verwitterung entstand in der wachsenden Patina ein Abdruck der aufgelegten Griffplatte mit allen Einzelheiten. Es kann kein Zweifel sein, daß der Griff dieses Schwertes mit Hirschhorn belegt war.

Der Schwertgriff Nr. 9 war mit einem phosphatfreien Material, Horn oder Holz, belegt. Bei der Beschreibung dieses Griffes war schon erwähnt worden, daß sich der Kopf der mittleren Niete nur 2,5 bis 3 mm über dem Bleikern erhebt, daß also ein *dünner* Griffbelag verwendet worden ist. Das würde dafür sprechen, daß es Horn war.

Das Bleicarbonat ist nicht als Kitt zu betrachten sondern als Verwitterungsschicht des Metalls, mit dem der Griff umgossen war.

B. Die bleifreien Griffe der untersuchten Griffzungenschwerter waren, wie der Gehalt der Oberflächen an Phosphorsäure und Kalk erweist, mit einem entsprechenden Material, also Knochen oder Hirschhorn, belegt; eine Ausnahme macht nur Nr. 15, woselbst ein anderer Werkstoff zur Verwendung gekommen sein muß. Bei Schwert Nr. 16 läßt sich wie bei Nr. 10 das Ergebnis der Analyse auch durch den mikroskopischen Befund bestätigen. In Bild 6 ist eine Mikrophotographie wiedergegeben, die die Längsstreifung, und wenn auch seltener, eine schwache Schrägstreifung erkennen läßt, wie sie für die Spongien des Hirschhornes charakteristisch ist. Man möchte annehmen, daß der Werkmeister bei der Herstellung dieses Griffes eine Geweihstange ihrer Länge nach durchschnitt und die passend gekürzten Hälften auf dem Griffkerne vernietete.

Bei den Griffzungenschwertern enthält die Patina der Klingen nur wenig Phosphat im Vergleiche zur Patina der Griffe. Nur bei dem Kurzschwerte Nr. 17 war auch die Patina der Klinge stark phosphathaltig.

III. Gruppe. Vollgriffdolche und Vollgriffschwerter.

Die Vollgriffwaffen kommen in der II. Periode der Bronzezeit zur vollen Entwicklung. Sie sind, technisch betrachtet, Griffangelschwerter mit Metallgriff.

Nr. 19. Vollgriffdolch mit oberem Klingenteil. Fundort: Westerwanna, Krs. Hadeln. Aufbewahrt im Landesmuseum Hannover. Inv.Nr. 5431. Länge des Griffes, einschließlich Knaufplatte 7 cm, Durchmesser der Knaufplatte 4 cm, Breite des Heftes 4,8 cm. Der Dolch (Abbildung 7) zeigt eine fast kreisrunde Knaufplatte mit flachem Mittelknopf. Als Verzierung sind am Rande zwei Zonen kurzer, dicker Kerben angebracht. Der Griff ist im Durchschnitt kreisrund. Auf der Vorder- und Rückseite sind in der Mitte konzentrische Kreise eingepunzt, die spiralig durch schmale Brücken verbunden sind. Nach beiden Seiten schließen sich Reihen von dreieckigen Gruben an, die zur Aufnahme von Einlagen dienten. Die Schultern des Heftes sind glockenförmig gewölbt. Auf dem Heft sind vier Niete, wovon die beiden mittelsten als Scheinniete, die nicht durch die Klinge gehen, ausgebildet sind. Je einer dieser Scheinniete besteht aus Bernstein, was durch chemische, physikalische und optische Prüfung einwandfrei festgestellt werden konnte. Der Heftausschnitt ist dreiviertelkreisförmig. Der Querschnitt des Dolchblattes zeigt eine breite Mittelrippe. Bronzezeit II_c.

Zur Analyse wurde aus den dreieckigen Vertiefungen Patina herausgekratzt (Probe A). Zum Vergleich wurde die besonders am Hefte in dicker Schicht liegende Patina der Klinge analysiert (Probe B). In einer geringen, der Bruchkante entnommenen Probe war mikrochemisch Phosphorsäure nicht nachweisbar.

Der Phosphat- und Kalkgehalt der Patina aus den Gruben beträgt über 10%, er ist geringer unter dem Heft auf der Klinge und nicht nachweisbar an der Bruchstelle der Klinge.

Bei der Prüfung einer Reihe weiterer Vollgriffwaffen ließ sich durchweg zeigen, daß die den Vertiefungen und Gruben der Griffe entnommene Patina reich an Kalk und Phosphorsäure ist, während die von den Klingen sich als völlig phosphatfrei erwies oder nur äußerst geringe Spuren führte. Den meist sorgfältigst gesäuberten

Museumsstücken konnten nur Patinamengen entnommen werden, wie sie zu einer mikrochemischen qualitativen Prüfung reichten. Bei den sechs geprüften Stücken gab in fünf Fällen die Patina der Gruben starke Phosphorsäurereaktionen.

Tabelle 4.
Patina eines Vollgriffdolches.
Westerwanna. Inv.Nr. 5431.

	A Aus den Gruben	B Von der Klinge
CuO	50,58 %	50,84 %
SnO_2	10,79	14,75
PbO	0,07	Spur
$Fe_2O_3 - Al_2O_3$	0,95	0,75
P_2O_5	6,25	2,93
CaO	4,70	0,11
Glühverlust	26,65	29,55
Summe	99,99	98,93

Auswertung der Ergebnisse. Die Verbreitung des Calciumphosphates in den Vertiefungen der Griffe und das Fehlen an den Klingen beweist, daß das Phosphat nicht zufällig an die Waffen gelangt sein kann. Zweifellos sind die Vertiefungen der Griffe mit phosphathaltigem Material ausgelegt gewesen; in Frage kommt wohl vornehmlich Knochen oder Bein. Eine auf Grund des analytischen Befundes vorgenommene Rekonstruktion einer solchen Waffe, die im Landesmuseum in Hannover hergestellt wurde, zeigt, welch schöne Wirkungen durch derartige kunstgewerbliche Arbeiten erzielt werden können. Bild 8.

IV. Gruppe. Lanzenspitzen und Beile.

Zum Vergleich wurde auch Patina von Lanzenspitzen und Beilen herangezogen. Geprüft wurden die folgenden Stücke aus dem Landesmuseum Hannover.

Nr. 20. Lanzenspitze. Gefunden in Beverbeck, Krs. Ülzen. Inv.Nr. 5518. Die Spitze gehört zum Lüneburger Typ Nr. II und zeigt bei einer schlanken Form den kennzeichnenden Grat auf der Mittelrippe, der vom Blattansatz bis zur Spitze läuft. Gesamtlänge der Spitze 30,5 cm. Bronzezeit II_b bis III.

Nr. 21. Bruchstücke einer Lanzenspitze. Fundort: Gielau, Krs. Lüchow. Inv.Nr. 13847. Derselbe Typ wie Nr. 20, in der Tülle noch Reste des Schaftes aus Eschenholz. Bronzezeit II_b bis III.

Nr. 22. Lanzenspitze. Westergellersen, Landkrs. Lüneburg. Inv.Nr. 13857. Gesamtlänge 26 cm. Die schlanke Spitze wird neuerdings von SPROCKHOFF als „Lüneburger Typ III“ bezeichnet. Bronzezeit IV.

Nr. 23. Lanzenspitze. Fundort: Oldendorf, Landkrs. Lüneburg. Inv.Nr. 4551. Gesamtlänge 16,2 cm. Diese Spitze unterscheidet sich von den vorher angeführten Typen durch ein verhältnismäßig breites Blatt. Zeitstellung unbekannt.

Nr. 24. Absatzbeil vom norddeutschen Typ. Fundort: Leveste, Landkrs. Hannover. Inv.Nr. 24426. Länge 14,2 cm. Kennzeichnend sind die parallelen, also geraden Schafträndern und der rechteckige Absatz. Bronzezeit II—III.

Nr. 25. Absatzbeil vom norddeutschen Typ. Fundort: Leveste, Landkrs. Hannover. Inv.Nr. 24463. Derselbe Typ wie Nr. 24, nur ist an der Schmalseite in Höhe des Absatzes eine Öse angebracht. Bronzezeit II bis III.

Nr. 26. Bruchstück eines Bronzebeiles vom nordischen Typus. Gefunden in der Umgegend von Soltau. Inv.Nr. 13833. Bronzezeit II bis III. Kennzeichnend ist die unterhalb des Absatzes und um den Körper laufende Leiste. Der Absatz ist an diesem Stück bogenförmig.

Das Stück ist weitgehend korrodiert und bereits in eine zinnreiche Patina überführt. Nur im Inneren findet sich noch ein oberflächlich in Oxydul übergegangener Metallkern.

Im Gegensatz zu der Patina der Schwert- und Dolchgriffe zeigen die Lanzenspitzen und Beile nicht oder nur sehr wenig Phosphat. Ebenso fehlt der Kalk in der Mehrzahl der Fälle völlig und nur zwei Beile (Nr. 24 und 25) zeigen einen nahezu gleichen Gehalt von rund 1,75 %, der von kalkhaltigen Bodenresten herrühren dürfte; sie lagerten im Kalkboden. *Recht deutlich tritt die mit fortschreitender Zersetzung erfolgte Anreicherung der Patina an Zinnsäure hervor.* Bei manchen Fundstücken geht, wie in anderem Zusammenhange ausführlicher berichtet werden wird, die Anreicherung der Zinnsäure durch Fortlösen des Kupfers so weit, daß das Probestück fast ganz und gar aus Zinnsäure zu bestehen scheint; es bewahrt dabei völlig seine ursprüngliche Form, sodaß begreiflich wird, wie man auf den Gedanken kommen konnte,

Tabelle 5.

Analysen der Patina von Lanzenspitzen und Beilen.

	Lanzenspitzen				Beile		
Laufende Nr.:	20	21	22	23	24	25	26
Inv.Nr.:	5518	13 847	13857	4551	24 426	24 463	13 833
CuO	89,23	51,14	73,02	67,85	41,62	39,94	30,35
SnO_2	0,92	9,45	0,78	0,65	21,55	24,06	48,48
PbO	—	1,79	—	—	—	—	0,47
$Fe_2O_3 + Al_2O_3$	0,96	2,88	0,78	0,29	13,43	1,03	1,66
CaO	—	—	—	—	1,77	1,75	0,05
P_2O_5	0,63	1,35	0,24	0,01	0,76	0,15	—
Glühverlust	7,19	26,67	27,08	29,07	20,18	32,52	19,82
Cl	0,28	3,58	0,10	—	—	—	0,18
SO_3	—	—	—	—	—	—	0,94
Summe	99,21	97,06	101,94	97,87	99,31	99,45	101,95

die betreffenden Geräte seien ursprünglich garnicht aus Bronze, sondern aus einem nichtmetallischen Werkstoff hergestellt. Andererseits kommen bei noch nicht sehr weit vorgeschrittener Verwitterung Fälle vor, wo die Kupferlösung den Bereich des Bronzestückes noch nicht völlig verlassen, sondern sich in der Patina angereichert hat. So sind die auf Seite 52 erwähnten Befunde zu erklären.

Zusammenfassung der Ergebnisse.

Die chemisch-analytische Untersuchung der Oberflächen der Griffe und Klingen von Dolchen, Kurzschwertern, Griffzungenschwertern und Vollgriffdolchen und -Schwertern aus den Bronzezeitperioden zwischen etwa 1550 bis 1100 ergab über die Werkstoffe, die zur Herstellung der Griffe gedient haben, das Folgende: In den meisten Fällen hat zur Herstellung der Griffe ein an Phosphorsäure und Kalk reicher Werkstoff gedient, also Knochen oder Hirschhorn. In drei Fällen ließen sich bei Griffzungenschwertern Abdrücke der Struktur des Hirschhornes in der Patina mikroskopisch nachweisen. Holz oder andere phosphorfreie Stoffe (Horn) sind seltener verwendet worden. In wenigen Fällen enthält auch die Patina der Dolchklingen Phosphat; wahrscheinlich steckten diese Dolche in Scheiden aus Knochen. Bei der Verwitterung der Bronzewaffen wandert aus dem Boden etwas Calciumphosphat in

die Patina; wie indessen Analysen von Lanzenspitzen und Beilen erwiesen, sind diese Mengen nur gering und nicht vergleichbar mit solchen, die aus phosphathaltigen Werkstoffen stammen. Eine Anzahl der untersuchten Griffzungenschwerter hatten Griffe, die mit Blei ausgegossen waren. Die bronzenen Vollgriffe von Dolchen und Schwertern enthalten Vertiefungen, die mit calciumphosphathaltigem Material (Bein oder Knochen) ausgelegt waren, wodurch eine reiche ornamentale Wirkung erzielt wurde; in einem Falle fand sich Bernstein als Schmuckstück.

Wie die vorliegende Untersuchung zeigt, kann die chemische Analyse der Oberflächen vorgeschichtlicher Fundstücke bisweilen Aussagen über die Herstellung der Werkstücke ergeben, die auf anderem Wege schwerlich zu erhalten sind. Es wäre darum wünschenswert, daß bei der Bergung der Fundstücke die Oberflächen entweder *nicht* von Patina gesäubert oder daß die bei einer derartigen Reinigung abfallenden Teile gesondert gesammelt werden. Eine Reihe besonders interessanter Stücke konnte nicht untersucht werden, weil eifrige Hände jeden Patinarest beseitigt hatten.

Hannover, Technische Hochschule, Institut für anorganische Chemie.



Bild 1



Bild 2

Bild 3

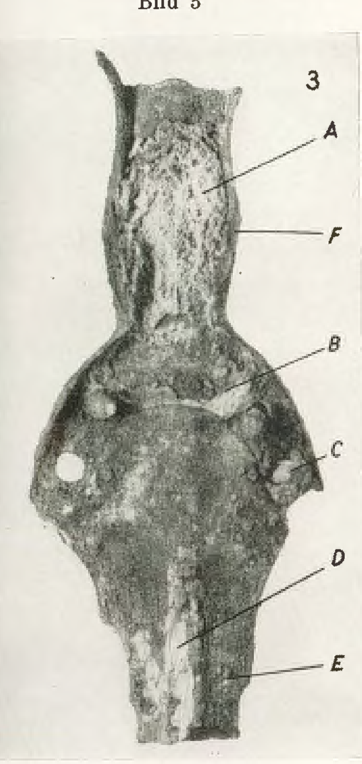
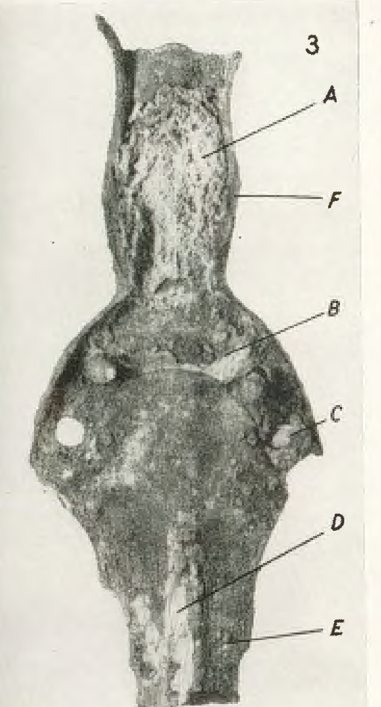



Bild 4



Bild 5

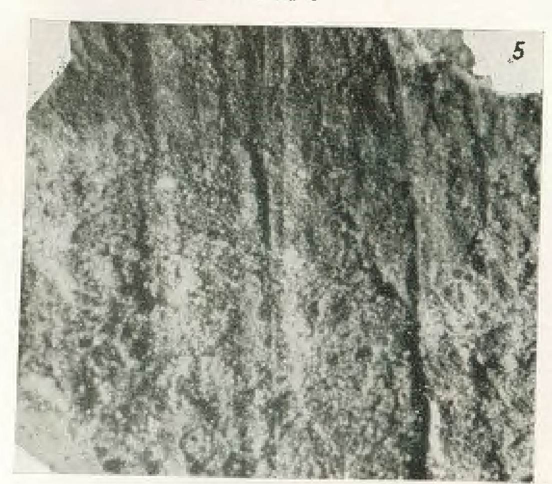




Bild 6

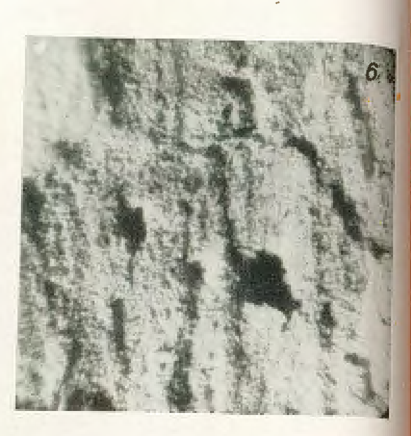


Bild 7



Bild 8



Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

Abhandlungen
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse / Neue Folge
aus dem Gebiet der
FACHGRUPPE I: ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Klassische Philologie:

X. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur griechisch-römischen Poetik. 4°. (124 S.) 1908. [Vergr.]

II. Bd. Nr. 4. **Kaibel, Georg,** Die Prolegomena ΠΕΡΙ ΚΩΜΩΙΔΙΑΣ. 4°. (70 S.) 1898. 5,50 RM.

XII. Bd. Nr. 4. **Schultz, Hermann,** Die handschriftliche Überlieferung der Hesiod-Scholien. 4°. (VIII und 101 S.) 1910. 8,50 RM.

IV. Bd. Nr. 3. **Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von,** Die Textgeschichte der griechischen Lyriker. 4°. (121 S.) 1900. [Vergr.]

XVII. Bd. Nr. 2. **Wendel, Carl,** Überlieferung und Entstehung der Theokrit-Scholien. Lex.-8°. (211 S.) 1921. 8,50 RM.

II. Bd. Nr. 1. **Wellmann, Max,** Krateuas. Mit 2 Tafeln. 4°. (32 S.) 1897. 3,50 RM.

X. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. I. Mit 14 Tafeln. 4°. (65 S.) 1908. 9,50 RM.

XI. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. II. Mit 11 Tafeln. 4°. (109 S.) 1908. 11 RM.

XII. Bd. Nr. 5. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. III. Mit 7 Tafeln. 4°. (III und 87 S.) 1912. 9,50 RM.

I. Bd. Nr. 5. **Hultsch, Friedrich,** Poseidonios über die Größe und Entfernung der Sonne. 4°. (48 S.) 1897. 3,50 RM.

XIX. Bd. Nr. 3. **Heiberg, Joh. Ludwig,** Theodosius Tripolites Sphaerica. Lex.-8°. (XVI und 199 S.) 1927. 16 RM.

XIX. Bd. Nr. 4. **Fecht, Rudolf,** Theodosii de habitationibus liber, de diebus et noctibus libri duo, Lex.-8°. (II und 176 S.) 1927. 13 RM.

IV. Bd. Nr. 1. **Tüselmann, Otto,** Die Paraphrase des Euteknios zu Oppians Kynegetika. 4°. (43 S.) 1900. 5 RM.

II. Bd. Nr. 5. **Bechtel, Friedrich,** Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind. 4°. (85 S.) 1898. 6,50 RM.

XVI. Bd. Nr. 3. Papyrusurkunden der öffentlichen Bibliothek zu Basel. I. Urkunden in griechischer Sprache. Herausgeg. von **E. Rabel.** II. Ein koptischer Vertrag. Herausgeg. von **W. Spiegelberg.** Mit 2 Tafeln. 4°. (104 S.) 1917. 12 RM.

VIII. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Saturnische Vers. 4°. (III und 80 S.) 1905. 6,50 RM.

I. Bd. Nr. 7. **Leo, Friedrich,** Die Plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. 4°. (114 S.) 1897. 9 RM.

V. Bd. Nr. 5. **Schulze, Wilhelm,** Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen. 4°. (647 S.) 1904. Unveränderter Neudruck 1933. 48 RM.

DRITTE FOLGE

Nr. 1. **Wendel, Carl,** Die Überlieferung der Scholien zu Apollonios von Rhodos. Lex.-8°. (IV und 124 S.) 1932. 8 RM.

Nr. 5. **Jensen, Christian,** Ein neuer Brief Epikurs. Wiederhergestellt und erklärt. Mit 22 Abbildungen im Text. Lex.-8°. (II und 94 S.) 1933. 8 RM.

Nr. 12. **Thiersch, Hermann,** Artemis Ephesia. Eine archäologische Untersuchung. Teil 1: Katalog der erhaltenen Denkmäler. Mit 76 Tafeln und 4 Textabbildungen. Lex.-8°. (IV und 150 S.) 1935. 22 RM.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 4

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Hippokratesstudien

Von
Max Pohlenz





GÖTTINGEN ✻ VANDENHOECK & RUPRECHT ✻ 1937

Einzelpreis RM. 2.–

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen"

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis $1/2$ Bogen	Umfang	0,50 RM.
$1/2$—$1^1/2$ „	„	1,— „
$1^1/2$—$2^1/2$ „	„	2,— „
$2^1/2$—$3^1/2$ „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisefstsetzung als $1/2$ Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Hippokratesstudien.

Von

Max Pohlenz.

Vorgelegt in der Sitzung am 22. Oktober 1937.

Eingehende Beschäftigung mit der Hippokratischen Frage hat mich allmählich zu der Überzeugung geführt, daß die zur Zeit auf diesem Gebiete herrschende Skepsis verfehlt ist. Innere Gründe wie die äußeren Zeugnisse berechtigen uns, die Abhandlungen *Περὶ ἱρῆς νούσου* und *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* sowie einige mit ihnen verwandte Schriften, namentlich die ältesten Epidemienbücher und das Prognostikon, als echte Werke des Hippokrates anzuerkennen. Die Begründung gebe ich in einem Buche über Hippokrates, das demnächst bei W. de Gruyter erscheinen wird, und suche zugleich auf dieser Grundlage ein Bild von der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Mannes zu entwerfen. Im Zusammenhange mit dieser Schrift ist eine Reihe von Einzeluntersuchungen entstanden, von denen ich hier einen Teil vorlege.

I.

Textkritische Bemerkungen zu *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*.

Hans Diller hat durch seine sorgfältigen Untersuchungen zur „Überlieferung der Hippokratischen Schrift *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*" (Philologus Suppl. XXIII 3) den festen Grund für die Herstellung des Textes gelegt. Denn wenn wir auch die Überlieferungsgeschichte noch keineswegs in allen Stadien klar überschauen, so kann doch darüber kein Zweifel mehr sein, welche Textzeugen wir zu verhören und wie wir sie zu bewerten haben. Auszugehen ist von der griechischen Überlieferung, dem Vaticanus V und der Rezension Gadaldinis, der außer seinen sonstigen Hilfsmitteln sicher auch eine von V unabhängige griechische Handschrift benützt hat[1].

1) Ob dem Barberinus B mit Diller S. 29 jeder eigene Überlieferungswert abzusprechen ist, scheint mir nicht sicher. Jedenfalls ist eine erneute Feststellung seiner Entstehungszeit notwendig.



Hinzu tritt die alte lateinische Übersetzung (L^{vet}), die in dem leider fragmentarischen Ambrosianus a und — viel schlechter — im Parisinus p erhalten ist, endlich aber auch die von Diller erschlossene junge Übertragung (L^{rec}), die zwar durch die orientalischen Sprachen hindurchgegangen ist und vielfach nur Paraphrase bietet, aber doch an nicht wenigen Stellen einen selbständigen antiken Text erkennen läßt. Mit Hilfe dieser drei Überlieferungszweige können wir uns ein Bild davon machen, wie der Text etwa in Galens Zeit gelesen wurde. Schon damals gab es viele Varianten; aber aufs Ganze gesehen, war der Text doch verhältnismäßig einheitlich und schon schwer entstellt. Das Kapitel 12 bot die Handschrift, aus der es Galen ὅτι ταῖς τοῦ σώματος κράσεσιν 8 entnahm, bereits in derselben Form wie unsere gesamte Überlieferung, ohne die große Lücke, die hier klafft, anzudeuten. Aristoteles las Hist. an. VIII 606 b noch den vollständigen Text. Aber in die Kaiserzeit ist, wie es scheint, ein einziges, schon verstümmeltes Exemplar gelangt, aus dem sie ihre Kenntnis der Schrift schöpfte[1]). Der Konjekturalkritik ist darum ein weiter Spielraum gelassen, und es gibt Stellen genug, an denen sich der echte Wortlaut nicht mit voller Sicherheit wiedergewinnen läßt.

Vollends verzweifeln müßten wir, wenn die Annahme von Wilamowitz („Die hippokratische Schrift περὶ ἱρῆς νούσου", Berl. SB. 1901 S. 1 ff.) und Jacoby („Zu Hippokrates περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων", Hermes 1911, 518) richtig wäre, nach der die Schrift ebenso wie die über die Epilepsie schon sehr bald nach der Abfassung überarbeitet und durch eine Fülle von Zusätzen entstellt sein soll. Ich glaube, daß diese Ansicht die Arbeitsweise des Verfassers verkennt. Das läßt sich aber nur durch eine genaue Analyse der Schrift zeigen, die ich in meinem Hippokratesbuche gebe. So gehe ich hier auf dieses Problem nicht ein und bemerke nur soviel: Am Schluß des zehnten Kapitels, das den Einfluß der Jahreszeiten behandelt, lesen wir den Satz ἢν δὲ ὁ χειμὼν βόρειος γένηται καὶ ξηρός, τὸ δὲ ἦρ νότιον καὶ ἔπομβρον usw., der aus der Disposition ganz herausfällt, da dieser Punkt schon am Anfang (p. 65, 4 H.) erledigt ist. Mit Recht ist er deshalb schon von den Humanisten, von Gadaldini und in der Handschrift B (Diller S. 27) getilgt worden. Hier ist also frühzeitig eine Randbemerkung eingedrungen. Das ist aber der einzige größere Zusatz, den wir mit Sicherheit nachweisen können. Alle andren Anstöße, die man genommen hat,

1) Gegen Ilbergs Vermutung, Erotian habe in cap. 12 noch den vollständigen Text gelesen, Diller S. 147.

erklären sich auf andere Weise. Wenigstens an zwei Beispielen sei dies erläutert. cap. 17 (p. 71, 15) heißt es von den sauromatischen Mädchen: οὐκ ἀποπαρθενεύονται δέ, μέχρις ἂν τῶν πολεμίων τρεῖς ἀποκτείνωσι, καὶ οὐ πρότερον συνοικέουσιν ἤπερ τὰ ἱερὰ θύουσαι τὰ ἐν νόμῳ. Hier ist der Text am Schluß nicht ganz sicher. τὰ ἐν νόμῳ dürfen wir freilich aus L^{vet} unbedenklich aufnehmen (*que in lege sunt*), auch wenn VB die leicht verständliche Korruptel θύουσαι τῷ ἐν νόμῳ bieten und Gadaldini τὰ ἔννομα konjiziert (vgl. Pind. Isthm. 2, 38 ἐν Πανελλάνων νόμῳ, Nem. 10, 28 ἐν Ἀδραστείῳ νόμῳ); dagegen kann man zweifeln, ob man dem Autor die singuläre Partizipialkonstruktion ἤπερ ... θύουσαι (mit generellem Präsens) zutrauen oder mit Koraes θύσωσι schreiben soll. Sicherlich ist aber das ganze Glied καὶ οὐ πρότερον usw. nicht etwa eine Doppelfassung des Vorigen (Jacoby 529). Denn im Gegensatz zum ἀποπαρθενεύεσθαι ist συνοικέειν der Terminus für die offizielle Eheschließung, und ob eine solche bei einem Volke üblich ist oder freie Liebe herrscht, wird in der Ethnographie ständig vermerkt, z. B. bei Herodot IV 180 Αὐσέες ... μεῖξιν ἐπίκοινον τῶν γυναικῶν ποιέονται, οὔτε συνοικέοντες κτηνηδόν τε μισγόμενοι I 93 IV 104. Hier war dieser Vermerk besonders nötig, weil nach anderen die Amazonen sich ohne Ehe mit den Skythen verbunden hatten (Her. IV 113 ff.).

In cap. 4 (p. 58, 20) wird die in der Nordlage gewöhnliche Körperkonstitution geschildert: ἐδωδοὺς δὲ ἀνάγκη τὰς τοιαύτας φύσιας εἶναι καὶ οὐ πολυπότας· οὐ γὰρ οἷόν τε ἅμα πολυβόρους τε εἶναι καὶ πολυπότας. Die Begründung ist nach dem stark betonten καὶ οὐ unbedingt notwendig[1]), und ihre Auslassung bei Gadaldini ist sicher nur durch das Homoioteleuton hervorgerufen (Diller S. 131). Trotzdem hat man sie tilgen wollen, weil sie einen Widerspruch zu p. 60, 22 enthalte, wo es von den Milzsüchtigen heißt: ὥστε ... ἐδωδούς τε εἶναι τοὺς τοιούτους καὶ διψηρούς. Aber bei diesen handelt es sich eben um ein krankhaftes Durstgefühl, dessen ständige Befriedigung neben starkem Essen die menschliche Konstitution an sich nicht verträgt. Ebensowenig besteht ein Widerspruch zum ersten Kapitel, nach dem der Wanderarzt darauf achten muß, ob die δίαιτα der Bevölkerung einfach ist, oder ob die Menschen luxuriös leben, einen Trunk lieben und zwei Mahlzeiten einnehmen. Denn deshalb brauchen sie noch keine starken Quantitäten zu sich zu nehmen (dies richtig betont von Diller, Wanderarzt und Ätiologe, Philol. Suppl. XXVI 3 S. 25), und es wird auch nicht gesagt,

1) Ganz ähnlich an der parallelen Stelle 57, 21.

ob sie dieses Leben auf die Dauer durchführen können. Dort sind aber die Worte nicht richtig überliefert. p. 56, 19 lesen wir: *πότερον φιλοπόται καὶ ἀριστηταὶ καὶ ἀταλαίπωροι ἢ φιλογυμνασταί τε καὶ φιλόπονοι καὶ ἐδωδοὶ καὶ ἄποτοι*[1]). Unser Autor liebt die Antithesen ebenso wie die chiastische Stellung. Hier entsprechen sich *φιλογυμνασταί τε καὶ φιλόπονοι* und *ἀταλαίπωροι*, *ἄποτοι* und *φιλοπόται*. Mit Recht erwarten deshalb schon Calvus und andre Herausgeber auch zu *ἀριστηταὶ* eine Antithese. Ihr *⟨οὐκ⟩ ἐδωδοὶ* ist freilich gewiß nicht richtig. Eher würde *⟨ἧσσον⟩ ἐδωδοὶ* passen. Auch an ein — sonst freilich nicht bezeugtes — *ὀλιγεδωδοὶ* könnte man denken.

Den schwersten Schaden hat der Text in cap. 12 erlitten, wo die ganze Schilderung von Ägypten und Libyen (nebst dem Abschluß des vorhergehenden Teiles) ausgefallen ist. Die griechische Überlieferung, zu der L^vet stimmt, bietet: *τὸ δὲ ἀνδρεῖον καὶ τὸ ἀταλαίπωρον καὶ τὸ ἔμπονον*[2]) *καὶ τὸ θυμοειδὲς οὐκ ἂν δύναιτο ἐν τοιαύτῃ φύσει ἐγγίνεσθαι μήτε ὁμοφύλου μήτε ἀλλοφύλου ἀλλὰ τὴν ἡδονὴν κρατέειν* (so B Gadd., *κρατέει* V)· *δι' ὅτι πολύμορφα γίνεται τὰ ἐν τοῖς θηρίοις*. L^rec hat die Korruptel gesehen und frei gestaltet, während der Vielschreiber Galen Scr. min. II p. 59, 1 bezeichnenderweise den Unsinn ohne Bedenken abschreibt (oder abschreiben läßt) und nur grammatisch den Satz einzurenken sucht (*οὔτε—οὔτε* und *⟨ἀνάγκη⟩ κρατέειν*; das *ἀνάγκη* nimmt aus ihm Gad. auf). Glücklicherweise hilft hier Aristoteles weiter, der, wie zuerst Schöne Rh. M. LXXIII 145 sah, den Abschnitt noch vollständig gelesen hat. In der Tiergeschichte VIII 28 spricht er nämlich über die regionale Verschiedenheit der Tiere und schließt mit einem Satze, den er de gener. anim. 746 b 7 fast gleichlautend wiederholt: *πολυμορφότατα δ' ἐν τῇ Λιβύῃ· καὶ λέγεται δέ τις παροιμία, ὅτι ἀεὶ Λιβύη φέρει τι καινόν*[3]). Die Erklärung dieses Phänomens findet er in den mannigfachen Kreuzungen, die in dem heißen trockenen Klima vorkommen: *διὰ γὰρ τὴν ἀνομβρίαν μίσγεσθαι δοκεῖ ἀπαντῶντα πρὸς τὰ ὑδάτια καὶ τὰ μὴ ὁμόφυλα* (die *μῖξις τῶν ὁμοφύλων* wieder erwähnt 607 a 1 und 746 b 8). Danach können wir den Anfang der auf die Lücke folgenden Worte nach

1) *καὶ ἄποτοι* fehlt in den beiden lateinischen Übersetzungen sicher durch bloßes Versehen, Diller W. u. A. 24 Anm. 47.

2) So V, aber richtig Wilamowitz *ἔντονον*, vgl. p. 77, 15 und 78, 4, wo L^vet wie hier *solidus* übersetzt, und 58, 11 (L^vet *fortes*); 73, 17. *εὔτονον* hat Galen hier wie p. 77, 15; 78, 4, *εὐτόνους* Gad. 58, 11.

3) Die merkwürdigen Tiere der *Λιβύη θηριώδης* kennt schon Herodot IV 191. 192. Daraus die Angabe bei Aristoteles 606 a 7.

ἐγγίνεσθαι etwa folgendermaßen dem Sinne nach ergänzen: *⟨ἐν τῇ Λιβύῃ διὰ τὴν ἀνομβρίην πάντα τὰ θηρία πρὸς τὰ αὐτὰ ὕδατα ἀπαντᾷ, ὥστε καὶ μίσγεσθαι ἀλλήλοισι καὶ μὴ ἀπέχεσθαι⟩ μήτε ὁμοφύλου μήτε ἀλλοφύλου, ἀλλὰ τὴν ἡδονὴν κρατέειν· δι' ὅτι πολύμορφα γίνεται τὰ ἐν τοῖς θηρίοις*[1]).

Unmittelbar darauf schließt der Autor mit *Περὶ μὲν οὖν Αἰγυπτίων καὶ Λιβύων οὕτως ἔχειν μοι δοκεῖ* diesen Teil ab und geht zum äußersten Norden Asiens über: *περὶ δὲ τῶν ἐν δεξιᾷ τοῦ ἡλίου τῶν ἀνατολῶν τῶν χειμερινῶν μέχρι Μαιώτιδος λίμνης*. Für *χειμερινῶν* hat Gadaldini *θερινῶν* eingesetzt. Das ist anerkanntermaßen eine Konjektur. Trotzdem gehen fast alle modernen Erklärungsversuche von ihr aus, ohne damit zu einer befriedigenden geographischen Vorstellung zu gelangen. Wilamowitz' Deutung hat Diller W. u. A. 73 mit Recht als geographisch undurchführbar zurückgewiesen; aber seine eigene Änderung von *χειμερινῶν* in *ἰσημερινῶν* befriedigt ebensowenig. Denn abgesehen davon, daß der Begriff *ἰσημεριναὶ ἀνατολαὶ* unserer Schrift fremd ist, findet die Erklärung, *δεξιὸς* bedeute wie im Kartenbilde 'nördlich', in der Schrift selber nirgends eine Stütze; ja, sie erscheint durch Stellen wie die kurz vorhergehende (p. 67, 23): *(ἡ Ἀσίη) τοῦ ἡλίου ἐν μέσῳ τῶν ἀνατολῶν κεῖται πρὸς τὴν ἠῶ* geradezu ausgeschlossen. In Wirklichkeit verfährt der Autor hier wie p. 58, 6 (*ὁκόσαι δὲ ἀντικέονται τουτέων πρὸς τὰ πνεύματα τὰ ψυχρά*) und 59, 10. 26 (*ὁκόσαι τὸ ἐναντίον τουτέων*): er geht unter Rückweis auf den abgeschlossenen Teil zu dem entgegengesetzt liegenden Gebiete über. Und damit folgt er nur der Gewohnheit der Geographen, die gerade Libyen (Äthiopien) und Skythien gern in solcher Weise einander gegenüberstellen, z. B. Ephoros F. 30: *δοκεῖ γὰρ τὸ τῶν Αἰθιόπων ἔθνος παρατείνειν ἀπ' ἀνατολῶν χειμερινῶν μέχρι δυσμῶν ⟨χειμερινῶν⟩· ἡ Σκυθία δ' ἀντίκειται τούτῳ* (*ἀντίκειται* noch zweimal dort p. 51, 20. 22 J.), und es liegt auf der Fortsetzung dieser Linie, wenn man später vom *ἀνταρκτικὸς πόλος* sprach. So heißen auch schon am Anfang von de victu II das südliche Libyen und der nördliche Pontos *ἐναντίαι χῶραι*. Danach dürfen wir *χειμερινῶν* nicht antasten; fehlerhaft ist *ΕΝΔΕΞΙΑ*, in dem ein *ἐξ ἀντίης* oder ein

1) Wilamowitz im Lesebuch kannte die Benutzung der Stelle durch Aristoteles noch nicht; aber merkwürdig ist, daß Edelstein, *Περὶ ἀέρων* und die Sammlung der hippokratischen Schriften (Problemata IV) 43[1] mit Regenbogen *μήτε—κρατέειν* als „versprengtes Stück der Ägyptenschilderung" ansieht und vorher wie hinterher eine Lücke ansetzt. — Die libyschen Tiere folgen also nicht der natürlichen Abneigung (vielleicht auch Furcht) gegenüber dem fremden Tiere, sondern dem Sexualtrieb, der *ἡδονή*.

adverbiales ἐναντία (ἀντία) stecken mag, das zuerst verschrieben und dann durch eine falsche Konjektur ersetzt wurde. Paläographisch noch näher läge *ΑΝΤΙΞΟΑ*, das auch den richtigen Sinn ergäbe (Ps. Plutarch bei Diels Doxogr. 340 a 19 von den Wendekreisen: πάντας δ' αὐτοὺς ὁ μεσημβρινὸς πρὸς ὀρθὰς ἀπὸ τῶν ἄρκτων ἐπὶ τὸ ἀντίξουν τέμνει (Stobaios: ἐπὶ τὸ ἀντικρύ), aber adverbial nicht bezeugt ist.

Ich bespreche nun eine Anzahl weiterer Stellen in der Folge, wie sie die Schrift selber bietet.

p. 58, 11 Πρῶτον μὲν τὰ ὕδατα τὰ σκληρά τε καὶ ψυχρὰ ὡς ἐπὶ τὸ πλῆθος γλαυκέαται. So V. Das zweite τὰ hat Kühlewein getilgt. Für das letzte Wort hat B γλυκαίνεται geschrieben, dem Sinne nach richtig; aber paläographisch näher liegt γλυκέα τε, das Kapferer in seiner Übersetzung vorschlägt.

p. 59, 16 ist selbstverständlich mit Klingner und Merz (Diller Überl. 34) zu lesen: ἠέρα τε μὴ (ἢ ἐρατεινά V καὶ ἔρα τε μή Gad.) ἐγγίνεσθαι ἐν ταύτῃ τῇ πόλει. Hierauf folgt die Begründung ὁ γὰρ ἥλιος κωλύει ἀνίσχων καὶ καταλάμπων, die weiter durch den allgemeinen Gedanken τὸ γὰρ ἑωθινὸν ἑκάστοτε αὐτὸς ὁ ἠὴρ ἐπέχει [1]) ὡς ἐπὶ τὸ πολύ erläutert wird. Entsprechend heißt es bei der Westlage, nur in chiastischer Folge (p. 59, 30): αἴτιον δέ, ὅτι ὁ ἠὴρ τὸ ἑωθινὸν κατέχει ὡς ἐπὶ τὸ πολύ ... ὁ γὰρ ἥλιος, πρὶν ἄνω ἀρθῆναι, οὐκ ἐπιλάμπει. Danach ist 59, 18 der Gedanke: „Denn die Sonne verhindert die Nebelbildung dadurch, daß sie gleich beim Aufgang den Ort bestrahlt". Und wenn auch gelegentlich zwei Partizipien durch καὶ unlogisch verbunden werden, scheint es hier notwendig, das καὶ vor καταλάμπων zu tilgen. In der folgenden Zeile ist αὐτὸς vor ὁ ἠὴρ zur Not verständlich, aber eher erwartet man ein Partizip wie ἀρθείς.

p. 65, 8 schildert der Autor, welche Folgen es hat, wenn auf einen kalten, trockenen Winter und ein regenreiches, vom Südwind beherrschtes Frühjahr plötzlich Sommerhitze folgt: ἀνάγκη διπλόον τὸ (so Zwinger für τε) καῦμα εἶναι, ἀπό τε τῆς γῆς διαβρόχου ἐούσης καὶ θερμῆς καὶ ὑπὸ τοῦ ἡλίου καίοντος, τῶν τε κοιλιῶν μὴ ξυνεστηκυιῶν τοῖς ἀνθρώποις μήτε τοῦ ἐγκεφάλου ἀνεξηρασμένου· οὐ γὰρ οἷόν τε τοῦ ἦρος τοιούτου ἐόντος μὴ οὐ πλαδᾶν τὸ σῶμα καὶ τὴν σάρκα· ὥστε τοὺς πυρετοὺς ἐπιπίπτειν ὀξυτάτους. Diller Überl. 143 bezieht das διπλόον καῦμα auf die äußere (ἀπό τε τῆς γῆς usw.) und

1) So Gad., ἐπισχεῖ B, ἐπιχεῖ V. Danach könnte man auch an ἐπίσχει (Sappho 98, 9) oder mit Koraes an ἐπιχεῖται (vgl. E 776) denken. Aber κατέχει (59, 30) spricht für Gad.

auf die innere Hitze (τῶν τε κοιλιῶν usw.) und tilgt zu diesem Zwecke das καὶ vor ὑπὸ τοῦ ἡλίου καίοντος. Aber das hat die Unmöglichkeit zur Folge, daß der Autor bei der äußeren Hitze nur von der Bodenwärme spricht und die unmittelbare Einwirkung der Sonnenbestrahlung auf den Körper ganz übergeht. Auch enthält der Gen. absolutus τῶν κοιλιῶν — ἀνεξηρασμένου nicht direkt den Begriff 'Hitze', und sachlich gehört er zum folgenden τοὺς πυρετοὺς ἐπιπίπτειν, für das er die physiologische Voraussetzung entwickelt. Alles kommt in Ordnung, wenn man ὥστε tilgt, das interpoliert worden ist, weil man den Parenthesencharakter von οὐ γὰρ—σάρκα und damit die Konstruktion verkannte. τῶν τε κοιλιῶν—ἅπασιν entspricht dem διπλόον τὸ καῦμα εἶναι.

Die aristotelischen Probleme I 8—10, auf die sich Diller beruft, knüpfen zweifellos an unsere Schrift an, verfahren aber zu selbständig, um als sichere Grundlage zu dienen (in 8 werden übrigens den ἐν τοῖς σώμασιν πνίγη die ἐ ν ἀ έ ρ ι πνίγη gegenübergestellt). So übergeht I 8 die Dysenterie. Aber die von B Gad. L^{rec} bezeugten, in V L^{vet} nur wegen des Homoioteleuton ausgefallenen Worte καὶ δυσεντερίας (p. 65, 5) und der Satz τὰς δὲ δυσεντερίας— ὑγροτάτοισι (65, 13) standen auch nach Diller schon zur Zeit der Aphorismen (III 11) im Text, und es liegt kein Anlaß vor, sie als Dublette zu 65, 27 zu tilgen, da nach der Grundanschauung des Arztes eine zu nasse Witterung bei den feuchten Naturen zu Dysenterien führen muß und diese auch bei der 65, 13 geschilderten Konstellation vorliegt (zu εἶδος vergleicht Diller selber die ὑγρὰ εἴδεα aus 73, 2. 3).

Bei Aristoteles ist 860 a 2 zu lesen: οἷον ὕδωρ καὶ λίθος τὸ μὲν ζεῖ ὁ δὲ κάει μᾶλλον (statt ὁ μὲν—τὸ δέ), vgl. 648 b 26.

p. 65, 32: ὁκόταν γὰρ τοῦ χειμῶνος ἐόντος νοτίου καὶ θερμοῦ τοῦ σώματος μὴ ξυνιστῆται μηδὲ αἱ φλέβες. Statt τοῦ σώματος (V, Gad. interpoliert) hat L^{rec} *corpora*, was ebensowenig wie Aristot. Probl. I 9 auf τὸ σῶμα führen würde (Diller Überl. 132 nach J. Hammer-Jensen), sondern auf τὰ σώματα, wobei aber der Plural gegen den Gebrauch des Autors wäre (p. 73, 18 ist an die einzelnen Skythen gedacht). Vorzüglich ist B: τὰ τοῦ σώματος. B gibt auch p. 66, 17 die — trotz Heiberg — evident richtige Stellung von βόρειον und νότιον (Diller 132). Nur Konjektur? (vgl. S. 67 [1]). Dagegen ist wohl p. 66, 20 ἢν δὲ βόρειόν τε ᾖ καὶ ἄνυδρον (sc. τὸ ἔτος) καὶ ⟨μήτε ὑπὸ κύνα ἔπομβρον⟩ μήτε ἐπὶ τῷ ἀρκτούρῳ nur sinngemäße Ergänzung von B, da Gadaldinis ⟨μήτε ἐπὶ τῷ κυνὶ γένηται ὕδωρ⟩ gefälliger ist.

p. 67, 29 wird Asiens gemäßigtes Klima geschildert: *οὔτε γὰρ ὑπὸ τοῦ θερμοῦ ἐκκέκαυται λίην οὔτε ὑπὸ αὐχμῶν καὶ ἀνυδρίης ἀναξηραίνεται οὔτε ὑπὸ ψύχους βεβιασμένη νοτία τε καὶ διάβροχός ἐστιν ὑπό τε ὄμβρων πολλῶν καὶ χιόνος*. Richtig hat hier schon der treffliche Koraes vor *νοτία* ein viertes *οὔτε* eingesetzt (ebenso Wilamowitz und Diller W. u. A. 70[108]). Die Konzinnität verlangt aber dann auch zum vorigen Gliede ein verbum finitum. Dieses steckt in dem *πέττει* (Galen) oder *πέπτεται* (Gad.), das nicht eine Variante zu dem an sich guten *βεβιασμένη* ist (vgl. p. 67, 25; 61, 10 u. ö.), sondern das ihm zugehörige Verbum enthalten muß. Doch ist nicht mit Wilamowitz *πέπεπται* (ohne *βεβιασμένη*) zu lesen, sondern *βεβιασμένη ⟨πιέζεται οὔτε⟩ νοτία ... ἐστιν*, vgl. 78, 2 *ὑπὸ τοῦ χειμῶνος πιεζευμένη* und an der parallelen Stelle Herodots (I 142): *οὔτε γὰρ τὰ ἄνω αὐτῆς χωρία τὠυτὸ ποιέει τῇ Ἰωνίῃ οὔτε τὰ πρὸς τὴν ἠῶ οὔτε τὰ πρὸς τὴν ἑσπέρην, τὰ μὲν ὑπὸ τοῦ ψυχροῦ τε καὶ ὑγροῦ πιεζόμενα τὰ δὲ ὑπὸ τοῦ θερμοῦ τε καὶ αὐχμώδεος*.

p. 68, 15: *τὰ δὲ ἔθνεα τὰ* (*ταῦτα* codd.) *ταύτῃ διάφορα αὐτὰ ἑωυτέων μᾶλλόν ἐστι τῶν προδιηγημένων*. — Gleich darauf ist in dem Vergleich *ἔχει δὲ καὶ κατὰ τὴν γῆν ὁμοίως, ἅπερ* (*ὥσπερ* Koraes, *κατάπερ*?) *καὶ κατὰ τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους* ein 'pleonastisches' *ἄλλους* schlechterdings unerträglich; denn dieses ist nur da am Platze, wo innerhalb einer zusammengehörigen Gruppe 'andere' genannt werden, die dann genauer bezeichnet werden, nicht aber im gegenüberstellenden Vergleich. Z. 22 heißt es: *οὕτω δὲ ἔχει καὶ περὶ τῶν ἀνθρώπων*.

p. 69, 1: *Καὶ ὁκόσα μὲν ὀλίγον διαφέρει τῶν ἐθνέων, παραλείψω, ὁκόσα δὲ μεγάλα, ... ἐρέω*. Hier ist *μεγάλα* an sich durchaus möglich, aber doch wohl durch das vorhergehende *ὁκόσα* verursacht. Denn zu *ὀλίγον* paßt besser *μέγα*.

p. 69, 7 *ἔχει δὲ περὶ νόμου ὧδε*. Da damit das Stichwort des Folgenden gegeben wird, ist nicht *περὶ νόμου* mit Wilamowitz zu tilgen, sondern *περὶ ⟨τοῦ⟩ νόμου* zu schreiben. Nach der Schilderung des Nomos folgt: *οὕτως τὴν ἀρχὴν ὁ νόμος κατειργάσατο, ὥστε ὑπὸ βίης* (so Gad., *ὑπὸ βίης* om. V) *τοιαύτην τὴν φύσιν γενέσθαι τοῦ δὲ χρόνου προϊόντος ἐν φύσει ἐγένετο, ὥστε τὸν νόμον μηκέτι ἀναγκάζειν*. Aber unmöglich kann von der *φύσις* gesagt werden, daß sie *ἐν φύσει ἐγένετο*. Subjekt zu *γενέσθαι* ist *τὴν κεφαλὴν* (Z. 11) und *τὴν φύσιν* als Glosse zu tilgen. Vgl. p. 69, 4. 5.

p. 73, 5 werden die Skythen beschrieben: *διὰ πιμελήν τε καὶ ψιλὴν τὴν σάρκα τὰ* [*τε*] *εἴδεα ἔοικεν ἀλλήλοισιν τά τε ἄρσενα τοῖς ἄρσεσι καὶ τὰ θήλεα τοῖς θήλεσι*. Ist es wirklich so bezeichnend für die Skythen, daß die Männer den Männern gleichen? Unwillkürlich

gibt ein moderner Ethnograph (Treidler, Die Skythen und ihre Nachbarvölker, Archiv f. Anthropol. NF. XIII 304) den Sinn so wieder: „daß man Mann und Frau nicht unterscheiden könne". Das ist tatsächlich das, was bei dem fettschwammigen und bartlosen mongoloiden Typus auffällt[1]). Zu lesen also: *τά τε ἄρσενα τοῖς θήλεσι καὶ τὰ θήλεα τοῖς ἄρσεσι*.

p. 73, 10 *Σκυθέων γὰρ τοὺς πολλοὺς ἅπαντας ὅσοι Νομάδες εὑρήσεις κεκαυμένους*. So V. Da hier das asyndetische *ἅπαντας* nach *τοὺς πολλοὺς* Anstoß gab, hat B es durch *μάλιστα* ersetzt[2]). Aber da nach cap. 18 (besonders p. 71, 29 f.) der Autor alle Skythen als Nomaden schildert, hat Heiberg vor *ἅπαντας* ein *καὶ* eingesetzt. Besser ist wohl ⟨*ὡς*⟩. Denn auch p. 75, 18 vergleicht der Autor die Skythen mit den andren Reitervölkern, und die 73, 10 ff. beschriebene Sitte des Brennens berichtet Herodot (IV 187) von den libyschen Nomaden mit dem gewissenhaften Vermerk: *εἰ μὲν πάντες, οὐκ ἔχω ἀτρεκέως τοῦτο εἰπεῖν· ποιεῦσι δὲ αὐτῶν συχνοὶ τοιάδε*.

p. 73, 14: *οὐ γὰρ δύνανται οὔτε τοῖς τόξοις ξυντείνειν οὔτε τῷ ἀκοντίῳ ἐμπίπτειν τῷ ὤμῳ ὑπὸ ὑγρότητος καὶ ἀτονίης*. Hier wäre *τ. τόξοις ξυντείπειν* nur so zu rechtfertigen, daß *ξυντείνειν* absolut gebraucht wäre und *τόξοις* instrumental hinzuträte. Aber 'mit dem Bogen spannen' ist sehr bedenklich. Dagegen bezeichnet das Folgende gut die oft dargestellte Bewegung des Speerwerfers, der die linke Schulter zurücknimmt und sich mit aller Wucht mit der rechten 'in den Speer hineinlegt'. Wohl Sportausdruck. (Unmögliche Erklärung bei Wilamowitz im Lesebuch.)

p. 74, 15 hat V nach *οὐδὲν ἕτερον ἑτέρου θειότερον οὐδὲ ἀνθρωπινώτερον* sicher unrichtig *ἀλλὰ πάντα θεῖα*. Gadaldini hat die richtige Variante *ὁμοῖα* bewahrt, aber zusammen mit dem Falschen: *πάντα ὁμοῖα καὶ πάντα θεῖα*. Zu lesen ist nur *ἀλλὰ πάντα ὁμοῖα*.

p. 78, 1 *ὅκου δ' ἐστὶν ἡ χώρη ψιλή τε καὶ ἀνώχυρος καὶ τρηχείη*. Das unverständliche *ἀνώχυρος* ist schon früh durch *ἄνυδρος* ersetzt worden (so Galen *ὅτι τ. τ. σώμ. κρ.* Scr. min. II 62, 9, während er es XVI 318 überspringt, *inaquosa* L[vet], *profunda* rät L[rec]). Als Gegensatz zu *πίειρα καὶ μαλθακή* (p. 77, 23) ist wohl zu lesen *ἀνώρυχος* (gebildet wie *ἀνήροτος*) = „so hart, daß Graben nicht möglich ist".

Zum Schluß sei noch eine crux interpretum besprochen, bei der ich länger verweilen muß, weil sie mit wichtigen Kompositions-

1) Daß der Arzt einen mongoloiden Typus schildert, ist auch für Treidler sicher. Damit ist freilich über die Rassenzugehörigkeit der Skythen noch nicht entschieden.

2) *plerumque omnes* L[vet] statt *τοὺς πολλοὺς ἅπαντας*.

problemen zusammenhängt. Nachdem der Autor in cap. 3—6 über die Ortslage im Hinblick auf die vorherrschende Windrichtung gesprochen hat, geht er mit dem scharfen äußerlichen Übergange, den er liebt, zum nächsten Teile über (p. 60, 9): *Περὶ μὲν πνευμάτων, ἅ τέ ἐστιν ἐπιτήδεια καὶ ἀνεπιτήδεια, ὧδε ἔχει· περὶ δὲ τῶν λοιπῶν ὑδάτων βούλομαι διηγήσασθαι.* So V, und Gadaldini hat nichts geändert. Dieser Text allein war also griechisch überliefert. L^{vet} hat das Wort *λοιπῶν* nicht übertragen[1]). Aber das beweist nicht, daß es in der griechischen Vorlage fehlte. Denn *λοιπῶν* ist dem Sinne nach so anstößig, daß man seine Weglassung leicht begreift. Auch eine Pariser Handschrift hat es getilgt (vgl. Kühlewein). Aber wenn auch die neuesten Herausgeber dies getan haben, so ist dieses Verfahren doch etwas zu bequem, um glaubhaft zu sein. Vergeblich sind freilich auch die Versuche, das Wort zu verteidigen. Ein 'pleonastischer' Gebrauch wie bei *ἄλλοι*[2]) ist, soviel ich sehe, für *λοιποὶ* überhaupt nicht belegt, und er wäre gerade hier bei der Angabe des Themas für den neuen Abschnitt garnicht am Platze. Ebensowenig darf man mit Diller W. u. A. 18 die 'übrigen Wasser' in 'andere Wasserqualitäten' umdeuten. Von Qualitäten des Wassers handeln die cap. 7—9 garnicht, sondern von den verschiedenen Arten, die nach ihrem Ursprung (Sumpfwasser, Quellwasser usw.) geschieden und dabei vollständig aufgezählt und besprochen werden. Neben ihnen gibt es keine anderen, denen sie als 'die übrigen' angefügt werden könnten. Außerdem würde ein solcher Ausdruck gerade hier in der Übergangsformel bei den Lesern ganz schiefe Vorstellungen über den Fortschritt des Gedankens erwecken. Schon im vorhergehenden Abschnitt (3—6) ist allerdings von den Wassern die Rede gewesen; ja, sie bildeten eine bestimmte Rubrik in der Darstellung, aber sie wurden nicht um ihrer selbst willen besprochen, sondern im Rahmen eines anderen Themas. Und dieses Thema war, wie es eben die Übergangsformel ausspricht, die Wirkung der Pneumata, die ebenso wie auf Temperatur und Luftbeschaffenheit auch auf Stärke und Art der Bewässerung ihren Einfluß üben. Diese selber hat dann wieder ihre Bedeutung für den menschlichen Organismus. Aber diese Wirkung wurde dort nur soweit ins Auge gefaßt, als das Wasser ein Teil der lokalen Umwelt ist, in die der Mensch hineingestellt ist. Die spezifische Wirkung des Wassers behält sich der Autor mit gutem für das Verständnis des Ganzen entscheidend, daß man sich darüber

1) Nicht deutlich L^{rec}: *Hic etiam dicturi sumus, que aquarum meliores sunt.*
2) Deichgräber, Die Epidemien und das Corpus Hippocraticum, Abh. Pr. Ak. 1933 S. 115[1].

Grunde für einen besonderen Teil vor. Und es ist nun freilich klar ist, worin für den Mediziner diese spezifische Wirkung besteht. Er selber läßt darüber keinen Zweifel; denn in dem ganzen Abschnitt c. 7—9 spricht er ausschließlich vom Trinkwasser[1]). Am meisten fällt das bei den diätetischen Vorschriften in die Augen, die p. 61, 28 mit *τουτέοισι δὲ πρέπει ὧδε χρέεσθαι* eingeleitet werden. Aber auch bei der Ätiologie der einzelnen Krankheiten, die in c. 7 und 10 erwähnt werden, wie bei der ganzen Bewertung des Wassers ist nur an das Trinkwasser gedacht. Von den warmen und mineralhaltigen Quellen wird p. 61, 8 gesprochen, ohne daß mit einem Worte die doch damals schon wohlbekannte (Herod. VII 176) Wirkung der Heilquellen erwähnt wird. Das Stichwort *πίνειν* fällt immer wieder (p. 60, 19; 61, 20. 21. 29. 30; 63, 8. 24. 34; 64, 27), daneben das gleichwertige *χρέεσθαι* (61, 28; vgl. 63, 26; 56, 15; 66, 6. 7).

Der Verfasser der Schrift ist ein scharfer Denker und sucht seinen Lesern den Überblick über den Gedankengang durch klare Gliederung zu erleichtern. Am Anfang jedes neuen Abschnittes pflegt er deshalb das Thema ausdrücklich und deutlich anzukündigen. Sollte er das hier versäumt haben? Zur Antwort hilft uns eine indirekte Überlieferung. Freilich müssen wir, um diese richtig zu verwerten, erst einen großen Umweg machen.

Die Wasserkapitel unsrer Schrift haben eine außerordentliche Wirkung geübt. Denn durch sie wird der Wert des Trinkwassers in der griechischen Medizin zum Thema lebhafter, teilweise leidenschaftlich geführter Debatten, die sich bis tief in die Kaiserzeit, ja noch ins Mittelalter fortsetzen. Neue Beobachtungen werden angestellt, aber auch die alten Argumente und autoritativen Äußerungen immer wieder hervorgeholt und hin und her gewendet, und wir werden noch davon zu sprechen haben, wie sich sogar auch auf diesem Gebiete eine Doxographie entwickelte, in der man die alten Schriften exzerpierte, um Material für die Debatten der Gegenwart zu haben. Ein Bild von der Fülle der vorgetragenen Meinungen gibt uns Athenaios, der im zweiten Buche über den Wert der Getränke spricht. Den Abschnitt p. 107 K hat man längst zur Interpretation von *π. ἀέρων* herangezogen, aber leider versäumt, die genaue Einzelanalyse vorzunehmen, ohne die man Athenaios' Werk nicht richtig verwerten kann.

Das Buch liegt uns nur in Epitome vor. Schon dadurch ist es bedingt, daß wir den Zusammenhang der einzelnen Exzerpte,

1) Das schließt für die elastische, nur auf die Sache bedachte Darstellung des Autors nicht aus, daß beiläufig nach Bedarf schon in 3—6 das Trinkwasser berücksichtigt wird.

die uns vorgelegt werden, bisweilen nur aus Parallelstellen erkennen. So heißt es gleich p. 107, 8: *φησὶ δὲ καὶ Ἱπποκράτης· „ὕδωρ τὸ ταχέως θερμαινόμενον καὶ ψυχόμενον ἀεὶ κουφότερον“* (dasselbe dem Sinn nach schon p. 98, 4). *μοχθηρὰ δ' ἐστὶ τὰ βραδέως τὰ ὄσπρια τήκοντα.* Den Zusammenhang zeigt erst Celsus, der II 18, 11 von dem Gewicht der einzelnen Wasserarten spricht und dann fortfährt: *ex is quae pondere pares sunt eo melior quaeque est, quo celerius et calfit et frigescit quoque celerius in ea legumina percoquuntur.* Aber schon bei Athenaios selber (oder seiner Vorlage) müssen die Exzerpte in Unordnung geraten sein. So lesen wir p. 108, 2 *Διοκλῆς δέ φησι τὸ ὕδωρ πεπτικὸν εἶναι καὶ ἄφυσον ψυκτικόν τε μετρίως ὀξυδερκές τε καὶ ἥκιστα καρηβαρικὸν κινητικόν τε ψυχῆς καὶ σώματος.* Dieses Zitat setzt unmittelbar die p. 105 begonnene Erörterung fort, in der die Bekömmlichkeit der Getränke im Hinblick auf das Symposion besprochen wurde, vgl. p. 105, 18 *φησὶ δὲ καὶ πεπτικώτερον τοῦ οἴνου τὸ ὕδωρ Πλειστόνικος* und 106, 12 (aus Hippokrates *π. διαίτης ὀξέων*): *ὁ γλυκὺς (οἶνος) ἧσσόν ἐστι καρηβαρικὸς τοῦ οἰνώδεος καὶ ἧσσον φρενῶν ἁπτόμενος καὶ διαχωρητικώτερος τοῦ ἑτέρου κατ' ἔντερον.* Aber an unsrer Stelle unterbricht es den Zusammenhang. Denn das nächste Zitat (108, 5) *Πραξαγόρας δὲ ταὐτά φησι, ἐπαινεῖ δὲ τὸ ὄμβριον, Εὐήνωρ δὲ τὰ λακκαῖα* knüpft nicht an das Diokleswort an, in dem von der Bekömmlichkeit des Wassers überhaupt die Rede ist, sondern an den vorausgehenden Auszug aus *π. ἀέρων* 7, in dem die einzelnen Wasserarten nach ihrem Ursprung (Sumpfwasser, Quellwasser usw.) geschieden und gewertet werden; und der Ausdruck *ἐπαινεῖ δὲ τὸ ὄμβριον* setzt unmittelbar das *ἐπαινεῖ δὲ μάλιστα ὧν* von p. 107, 25 fort: „Praxagoras stimmt im ganzen mit Hippokrates überein und weicht nur darin ab, daß er das Regenwasser verteidigt (das in *π. ἀέρων* 7. 8 geringer gewertet wird als das gute Quellwasser); Euenor aber rühmt das Wasser der Zisternen“. Wenn es dann von Euenor weiter heißt: *χρηστότερόν τε εἶναι φάσκει τὸ ἐξ Ἀμφιαράου συμβαλλόμενον τῷ ἐν Ἐρετρίᾳ,* so gehört dies ganz eng zusammen mit dem eine Seite vorher (p. 107, 16) aus Erasistratos gegebenen Zitat, der das Urteil Euenors über diese beiden einander gegenüber liegenden Quellen wörtlich aufnimmt, aber feststellt, daß sie sich nicht im Gewicht unterscheiden[1]). Das Gewicht des Wassers spielte nämlich in den späteren Debatten eine große Rolle, und man versuchte danach den Wert des Trinkwassers zu bestimmen. Auch für diese Betrachtungsweise sind die Ansätze — darüber bald mehr — schon in *π. ἀέρων* gegeben. So konnte es kommen, daß man später verschiedene Exzerptenreihen anlegte, je nachdem die älteren Ärzte bei der Bewertung des Trinkwassers von der verschiedenen Herkunft oder vom Gewicht ausgegangen waren. Ohne weiteres versteht man, daß diese verwandten Reihen sich bei späteren Exzerptoren verbanden und verwirrten. So ist es auch bei Athenaios. Wenn er zum Beginn des uns angehenden Abschnittes (p. 107, 4) empfiehlt Wasser zu trinken, *ὃ δὴ καὶ κατὰ τὸν σταθμόν ἐστι κοῦφον καὶ οὐδὲν ἐν αὐτῷ γεῶδες ἔχει,* so geht er vom Gewicht aus, und zu dieser Problemstellung gehört das Zitat aus Erasistratos, das die Bewertung des Trinkwassers nach dem Gewicht als undurchführbar ablehnt. Aber an die Stelle, an der es jetzt steht (p. 107, 16), gehört es nicht, da vorher und nachher nicht von dem Gewicht des Wassers gesprochen wird, sondern von seinem verschiedenen Ursprung. Der erste Doxograph wollte es zweifellos neben das Exzerpt aus Euenor p. 108, 6 stellen.

1) Erasistratos knüpfte auch sonst an Euenor an, vgl. Cael. Aurel. de morb. chron. III 8, 122, Wellmann RE. VI 973.

Die Einzelerkenntnis, die wir hier gewonnen haben, ist für die Verwertung der Athenaioszitate grundsätzlich von größter Wichtigkeit. Bei Diogenes Laertios wissen wir längst, wie leicht wir in die Irre geführt werden, wenn wir die Zettel des Exzerptors nicht scharf sondern. Die gleiche Gefahr liegt bei Athenaios vor. Das kann z. B. Wellmann zeigen, der Fragm. d. griech. Ärzte I 170 die Worte *Πραξαγόρας δὲ ταὐτά φησι* (p. 108, 5) falsch mit dem unmittelbar voraufgehenden Diokleszitat verbindet und dadurch den Sinn des Praxagoraswortes zerstört. Ebenso können wir aber auch — und dazu war dieser ganze Umweg nötig — über die Hippokrateszitate auf p. 107 nur dann richtig urteilen, wenn wir uns diese Entstehung von Athenaios' Darstellung klarhalten. Ich drucke den Abschnitt, der uns hier interessiert, gleich in der Form ab, daß ich die entsprechenden Sätze aus *π. ἀέρων* 7 gegenüberstelle:

Athen. p. 107	Hippokrates c. 7
ἐν δὲ τῷ περὶ ὑδάτων Ἱπποκράτης καλεῖ τὸ χρηστὸν ὕδωρ πολύτιμον. τὰ δὲ τῶν ὑδάτων στάσιμα χαλεπά, ὡς τὰ λιμναῖα καὶ τὰ ἑλώδη. ἐστὶ δὲ καὶ τῶν κρηναίων τὰ πλεῖστα σκληρότερα.	p. 60, 12 *ὁκόσα μὲν οὖν ἐστιν ἑλώδεα καὶ στάσιμα καὶ λιμναῖα, ταῦτα ... ἄχροά τε καὶ πονηρά.* 61, 7 *δεύτερα δέ, ὅσων εἰσὶν αἱ πηγαὶ ἐκ πετρέων (σκληρὰ γὰρ ἀνάγκη εἶναι) ἢ ἐκ γῆς, ὅκου κτλ.* (vgl. *σκληρά* 61, 12).

Athen. p. 107	Hippokrates c. 7
Ἐρασίστρατος δέ φησιν . . . Ἱπποκράτης δ' ἐν τῷ περὶ τόπων ἄριστά φησιν εἶναι τῶν ὑδάτων ὅσα ἐκ μετεώρων χωρίων ῥεῖ καὶ ἐκ λόφων γεηρῶν. ταῦτα γὰρ λευκὰ καὶ γλυκέα καὶ τὸν οἶνον ὀλίγον φέρειν οἷά τε ἐστι κτλ.	61, 13 *ἄριστα δέ, ὁκόσα ἐκ μετεώρων χωρίων ῥέει καὶ λόφων γεηρῶν· αὐτά τε γάρ ἐστι γλυκέα καὶ λευκὰ καὶ τὸν οἶνον φέρειν ὀλίγον οἷά τέ ἐστι κτλ.*

Mit freiem Anschluß an den Wortlaut zitiert Athenaios dann weiter bis *κοῦφα* 61, 19. Die Herkunft dieser Sätze aus *π. ἀέρων* bezweifelt niemand, obwohl das Lemma *π. τόπων* selbst als Teilüberschrift für den zitierten Abschnitt sehr wenig paßt[1]). Nun gibt aber das, was Athenaios vorher aus Hippokrates anführt, zwar kürzer, aber sonst in ganz ähnlicher Weise das wieder, was in *π. ἀέρων* unmittelbar vorhergeht. Sogar der für cap. 7 charakteristische Aufstieg von den ungesunden, stagnierenden Wassern zu den besseren Quellwassern ist gewahrt, und das kurze Wort über die 'meisten' Quellwasser[2]) verlangt gebieterisch als Fortsetzung die Ausführung über die 'besten', die erst unter dem Lemma *ἐν τῷ περὶ τόπων* folgt. Wir haben also einen einheitlichen Auszug aus *π. ἀέρων* 7, der durch das Erasistratoszitat in störender Weise unterbrochen wird. Offenbar ist dieses erst nachträglich an falscher Stelle eingeschoben, und damit mag es zusammenhängen, daß die beiden Teile des Hippokrateszitates unter verschiedene Lemmata gerückt sind. Jedenfalls stimmt zum Inhalt das zuerst gegebene Lemma *περὶ ὑδάτων* viel besser als das folgende *περὶ τόπων*.

Liegt aber ein einheitliches Zitat aus *π. ἀέρων* 7 vor, so muß von da auch die Anfangsnotiz, die schon unter dem ersten Lemma steht, stammen: *ἐν δὲ τῷ περὶ ὑδάτων Ἱπποκράτης καλεῖ τὸ χρηστὸν ὕδωρ πολύτιμον.* Der Exzerptor, dem Athenaios letzlich seine Weisheit verdankt, wollte damit einen hippokratischen Ausdruck erklären, den er als Äquivalent für das von ihm fast terminologisch gebrauchte Epitheton *χρηστόν*[3]) betrachtete. Als solches konnte *πολύτιμον* gewiß aufgefaßt werden[4]), und wir brauchen

1) Daß Erotian unsre Schrift unter dem Titel *π. τόπων καὶ ὡρῶν* oder *π. ὡρῶν καὶ τόπων* kennt, trägt nicht zur Erklärung bei.

2) *κρήνη* und *πηγὴ* gebraucht Athenaios ohne Bedeutungsunterschied, z. B. p. 100, 17—22. — Zur Wertbedeutung von *σκληρότερα* vgl. p. 98, 1 *χείρω . . . τὰ σκληρότερα*. Das *χαλεπὰ* p. 107, 14 ist vielleicht durch *π. ἀέρ.* 61, 12 *διουρέεσθαι χαλεπὰ* beinflußt.

3) p. 107, 7. 19; 108, 6; 98, 10; 105, 26.

4) *πολύτιμος* als Beiwort von *μουσοεργὸς* bei Hipp. *π. φύσιος παιδίου* 13. *πολύτιμον φόρτον* Babrios 57, 9.

nicht zu zweifeln, daß er das Wort in einem Hippokratesexemplar gefunden hat. Dann kann es aber nur an einer Stelle gestanden haben, die den sogleich darauf zitierten Sätzen unmittelbar vorherging, also am Anfang von *π. ἀέρων* 7, also an der Stelle, an der unsre Überlieferung das korrupte *περὶ τῶν λοιπῶν ὑδάτων* bietet. Statt *λοιπῶν* gab es also einmal die Lesart *πολυτίμων*, die ein Exzerptor freudig als hippokratische Glosse herausfischte. Wer freilich nicht nur flüchtig auszog, sondern den Zusammenhang prüfte, dem mußte die Lesart Anstoß erregen. So ist es verständlich, wenn man an dem verdächtigen Worte herumkorrigierte, bis schließlich das flache *λοιπῶν* eindrang oder das Wort ganz weggelassen wurde. Im einzelnen kann man sich das verschieden vorstellen[1]); aber darauf kommt es nicht an. Jedenfalls müssen wir an unsrer Stelle *πολυτίμων* als alte Lesart der indirekten Überlieferung ansehen und werden uns dann wohl nicht bedenken, im Hippokratestext — nicht bei Athenaios! — das Wort *ποτίμων* einzusetzen, das den Inhalt des Abschnittes cap. 7—9 mit der Präzision ankündigt, die wir bei unserm Autor erwarten dürfen.

Eine weitgreifende Untersuchung war notwendig, um Hippokrates ein einziges Wort wiederzugeben. Aber ich denke, sie hat sich gelohnt. Denn klar sehen wir jetzt, wie die cap. 7—9 innerlich mit dem Vorhergehenden verknüpft sind; und es bedarf wohl keines Wortes mehr, daß für die Schrift eine Abhandlung über das Trinkwasser unentbehrlich ist[2]). Die richtige Analyse des Athenaioskapitels aber erledigt alle Versuche, sein Zitat *ἐν τῷ περὶ ὑδάτων* auf die Schrift *περὶ ὑγρῶν χρήσιος* zu beziehen oder eine besondere Abhandlung über das Wasser zu erschließen[3]).

II.

Literarische Beziehungen hippokratischer Schriften.

Um in das Chaos der hippokratischen Schriften Ordnung zu bringen, hat man schon längst damit begonnen, das Verhältnis der einzelnen Bücher zueinander zu untersuchen. Trotzdem bleibt auf diesem Felde noch unendlich viel zu tun. Klar muß man sich dabei vor allen Dingen darüber sein, daß, wenn wir von den wirklichen Exzerptoren und einzelnen Kompilatoren absehen, die Verfasser dieser Schriften selbständige Köpfe sind, die nicht daran denken, fremde Ansichten mechanisch zu übernehmen, sondern sie

1) Denkbar wäre z. B. eine Zwischenstufe $\overset{\mathit{ΛΥ}}{\mathit{ΠΟΤΙΜΩΝ}}$.

2) Gegen Edelstein S. 21 ff. Genaueres in meinem Hippokratesbuch.

3) Edelstein S. 29 ff. Diller Überl. 177. Deichgräber S. 117 [2].

in eigenem Sinne weiterbilden oder auch polemisch berichtigen. Dabei macht es sehr wenig aus, ob diese Ärzte der 'koischen' oder der 'knidischen' Richtung folgen, oder ob sie später Methodiker oder Empiriker sind. Sie halten es für selbstverständlich, die gesamte Fachliteratur zu studieren, und sie nehmen das Gute auf, wo sie es finden, lassen sich aber auch durch Falsches zum Widerspruch anregen.

A. Ein Gebiet, auf dem wir das Hinundher der Debatten besonders gut verfolgen können, mußten wir schon im vorigen Abschnitt streifen: Die Qualität des Trinkwassers hatte für das ganze Leben und die Gesundheitsverhältnisse in Griechenland solche Bedeutung, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn darüber auch in der Medizin besonders eifrig debattiert wurde und sich in hellenistischer Zeit geradezu eine regelrechte Doxographie über dieses Problem entwickelte. Die Benützung dieser Doxographie ist bei Celsus, Galen und andren Medizinern zu spüren; am deutlichsten ist sie bei Athenaios im zweiten Buch und bei Plinius N. H. XXXI 31 ff. zu erkennen. Die enge Verwandtschaft beider Darstellungen hat Wellmann, Hermes XXX 349, gezeigt. Zu einer klaren Einsicht in die Entstehung dieser Literatur wird man freilich erst kommen, wenn eine genaue Analyse des Athenaios den sicheren Grund gelegt hat. Hier sei auf ein paar Dinge hingewiesen, die auf die Entwicklung der sachlichen Debatten ein Licht werfen.

Die älteste Behandlung des Trinkwasserproblems lesen wir in Π. ἀέρων 7—9. In aufsteigender Wertskala behandelt der Verfasser, den wir mit Hippokrates selber identifizieren dürfen, zunächst die stagnierenden Gewässer und die verschiedenen Arten der Quellen. In cap. 8 geht er zu den Wasserarten über, bei denen die Verhältnisse komplizierter liegen: Das Regenwasser besteht an sich aus den reinsten Teilchen, die von der Sonne emporgezogen werden, vermischt sich aber, ehe es zur Erde niederfällt, mit andren Stoffteilen und ist deshalb vor dem Gebrauch abzukochen. Ganz unrein und ungesund sind Eis- und Schneewasser, und ähnlich liegt es bei dem Wasser großer Flüsse oder auch bei dem, das durch lange offene Leitungen herangeführt wird. An diese Kapitel von π. ἀέρων knüpfen alle späteren Debatten an. Praxagoras schloß sich ganz an Hippokrates an und bewertete nur das Regenwasser höher (Ath. p. 108, 5). Euenor setzte sich für das Wasser der Zisternen ein. Weiter gingen andere und bestritten die in π. ἀέρων behauptete Ungesundheit des Eis- und Schneewassers, indem sie dieses — unter Umkehrung der in π. ἀέρων selber vorgebrachten Argumente — als reiner und leichter zu erweisen suchten (Plin. 31, Athen. p. 98, 12, Wellmann 355). Gegen diese wendet sich scharf der Gewährsmann des Plinius (32. 33), der uns den besten Überblick über die Entwicklung gibt, leider die Namen der einzelnen Ärzte meist wegläßt. Er führt teils neue Gründe ins Feld, teils wiederholt er aber auch einfach die Hauptargumente aus π. ἀέρων: *Nec pauci inter ipsos ... ex gelu ac nivibus insaluberrimos potus praedicant, quoniam exactum sit inde quod tenuissimum fuerit* (ἀερ. p. 63, 11). *minui certe liquorem omnem congelatione deprehenditur* (vgl. das Experiment ἀερ. 63, 13 ff.) ... *pluvias quidem aquas celerrime putrescere convenit* (62, 26).

In cap. 8 spricht Hippokrates kurz von den schwereren und leichteren Bestandteilen des Regenwassers, und schon p. 56, 8 (vgl. 63, 12) deutet er an, daß sich das Wasser auch nach dem Gewicht unterscheidet. Diesen Anregungen folgend versuchten Spätere durch Wägung die Qualität des Trinkwassers exakt zu bestimmen. Erasistratos erklärte das für undurchführbar (Athen. p. 107, 17). Aber bei Celsus II 8, 11 wird auf dieser Basis eine neue Wertskala des Trinkwassers gegeben, die sichtlich dazu bestimmt ist, die hippokrateische zu berichtigen und zu ersetzen: *aqua levissima pluvialis est, deinde fontana, tum ex flumine, tum ex puteo, post haec ex nive aut glacie, gravior his ex lacu, gravissima ex palude.*

Besonders wirkt dann die Autorität von π. ἀέρων bei Rufus (Wellmann 352 ff.) und Galen nach (Diller, Überlieferung 149 ff.). Selbst die Grammatiker (Suidas s. ἰατροτέχναι = Σ Arist. Nub. 332) zitieren cap. 8 als Beweis, ὅτι καὶ ἰατροὶ περὶ ἀέρων ὡρέων (ὀρέων Suid., om. Σ) καὶ ὑδάτων ἔγραψαν.

B. Die Trinkwasserfrage ist nur ein Ausschnitt aus dem allgemeinen Programm, das in π. ἀέρων entwickelt wird: Der Arzt muß sich klar werden über den Einfluß, den die Umwelt auf den Menschen übt, und deshalb ist es seine erste Aufgabe, die lokalen Faktoren, die aus dieser einwirken, genau zu studieren. Diese These ist sofort von den Ärzten aller Richtungen anerkannt worden. Aber auch hier hat man im einzelnen die vorgetragenen Ansichten nicht etwa unbesehen übernommen.

Fredrich hat in seinen Hippokratischen Untersuchungen S. 81 ff. gezeigt, daß der Verfasser von Περὶ διαίτης ein Kompilator ist, der die verschiedensten Gedanken recht äußerlich kontaminiert. Mitten in seine diätetischen Ausführungen hat dieser einen Abschnitt eingelegt, der ganz aus der Disposition herausfällt und offenbar auf fremde Anregung zurückzuführen ist (Fredrich 159 ff.). Es sind die cap. 37. 38, in denen über den Einfluß der Umwelt gesprochen wird. Schon die Überschriften der beiden Kapitel

(37 *χωρέων δὲ θέσιν καὶ φύσιν ἑκάστων*, 38 *περὶ δὲ πνευμάτων ἥντινα φύσιν ἔχει καὶ δύναμιν ἕκαστα*) weisen uns auf *π. ἀέρων* hin (*θέσιν* dort gleich c. 1 p. 56, 10, vgl. 59, 29; 60, 6, über die Pneumata cap. 3—6), und noch bedeutsamer sind die Worte der Einleitung (I 2), die zur Vorbereitung von cap. 37. 38 dienen. Denn wenn dort der Diätetiker mahnt, den Blick zu richten *πρὸς τὰς ὥρας τοῦ ἐνιαυτοῦ καὶ πρὸς τὰς μεταβολὰς τῶν πνευμάτων καὶ πρὸς τὰς θέσεις τῶν χωρέων* (so Zwinger statt *χωρίων*) *ἐν οἷσι διαιτέονται πρός τε τὴν κατάστασιν τοῦ ἐνιαυτοῦ· ἄστρων τε ἐπιτολὰς καὶ δύσιας γινώσκειν δεῖ, ὅκως ἐπίστηται τὰς μεταβολὰς καὶ ὑπερβολὰς φυλάσσειν κτλ.*, so werden damit nicht nur allgemein die Gesichtspunkte und die Termini von *π. ἀέρων* wiedergegeben, sondern gerade auch die charakteristischen Dinge genannt, auf die dort besonderer Wert gelegt wird: die Notwendigkeit der Gestirnbeobachtung und die Wichtigkeit des Witterungswechsels (vgl. p. 57, 2 *εἰδὼς γὰρ τῶν ὡρέων τὰς μεταβολὰς καὶ τῶν ἄστρων τὰς ἐπιτολάς τε καὶ δύσιας*, 67, 2 *φυλάσσεσθαι δὲ χρὴ μάλιστα τὰς μεταβολὰς τῶν ὡρέων τὰς μεγίστας*).

Dazu stimmt durchaus der Inhalt von cap. 37. 38. Der Verfasser beginnt mit der allgemeinen Erklärung, der Süden sei wärmer und trockener als der Norden, *ἐν δὲ ταύτῃσι τῇσι χώρῃσιν ἀνάγκη καὶ τὰ ἔθνεα τῶν ἀνθρώπων καὶ τὰ φυόμενα ἐκ τῆς γῆς ξηρότερα καὶ θερμότερα καὶ ἰσχυρότερα εἶναι ἢ ἐν τῇσιν ἐναντίῃσιν· οἷον τὸ Λιβυκὸν ἔθνος πρὸς τὸ Ποντικὸν καὶ τὰ ἔγγιστα ἑκατέρων.* Das ist — freilich mit starker Vergröberung, die den Tatsachen nicht gerecht wird — die Grundanschauung, die im zweiten Teile von *π. ἀέρων* vorgetragen wird. Der Zusammenhang von Volkstum und Landschaft ist dort das Thema und der eigenste Gedanke des Verfassers, während sich der Diätetiker um die *ἔθνεα* sonst überhaupt nicht kümmert. Auch die Zusammenstellung der *ἔθνεα* mit den *ἐκ γῆς φυόμενα* fand dieser *ἀερ.* 12 (p. 67, 19) vor, und im Anschluß an diese Schilderung wurde dort der Gegensatz zwischen den Libyern und den Nordvölkern ausführlich dargestellt. (Genaueres in meinem Hippokratesbuch.)

Auf die allgemeine Scheidung von Süd und Nord folgt beim Diätetiker eine Charakteristik der einzelnen Landschaften. Gleich zu Anfang gebraucht er dabei den Ausdruck *τὰ πρὸς μεσημβρίην κείμενα*, den wir wenige Zeilen vorher gelesen haben, aber in ganz andrem Sinne. Dort bezeichnete er die südliche geographische Breite, jetzt die von dieser Breite unabhängige 'Lage nach Süden'. Den Widerspruch empfindet der Verfasser selber offenbar nicht. Auch das erklärt sich am einfachsten, wenn ihm *π. ἀέρων* vorlag. Denn dort wird im ersten Teile die Lage n a c h Süden usw. besprochen, im zweiten Teile die Lage i m Süden. Unwillkürlich wird dort das, was in cap. 5 (p. 59, 22) über den 'frühlingsmäßigen' Charakter der Ortslage nach Osten gesagt ist, in cap. 12 (p. 68, 6, vgl. 67, 23) auf das 'nach Osten zu liegende' Asien übertragen. Aber eine Vermischung beider Gesichtspunkte findet in *π. ἀέρων* weder sachlich noch terminologisch statt.

Bei der Schilderung der Landschaften kehren in *π. διαίτης* die einzelnen Kategorien von *π. ἀέρων* wieder, z. B. die 'hohlen' Tallandschaften (*κοῖλα* p. 76, 32) und die *λιμναῖα καὶ ἑλώδεα*, die schon Fredrich an die Charakteristik der Phasislandschaft in *π. ἀέρων* 15 erinnerten (vgl. dort p. 60, 13 und 77, 9). Auch die Frage, ob eine Landschaft gegen den Nord- oder den Südwind geschützt ist, wird in *π. ἀέρων* 3 und 4 (p. 57, 15 und 58, 9) gleich zu Anfang aufgeworfen. In *π. διαίτης* wird sie aber genauer behandelt, und vor allem bringt der Schluß des Kapitels eine selbständige wesentliche Ergänzung. Während nämlich der Autor von *π. ἀέρων* an eine vielgegliederte Gebirgslandschaft des Binnenlandes denkt und den Einfluß der See unberücksichtigt läßt (selbst das Wort *θάλασσα* kommt nur einmal beiläufig p. 62, 15 vor), geht der Diätetiker genau auf das Klima der Küsten und Inseln ein.

Cap. 38 zeigt ein ähnliches Bild. Wenn neben der Ortslage speziell die Pneumata besprochen werden, so entspricht das der Grundhaltung von *π. ἀέρων*, und zu diesem Buche stimmt auch die Scheidung der allgemeinen und lokalen Winde (*ἀερ.* 1 p. 56, 6). Während aber in *π. ἀέρων* einfach die griechischen Verhältnisse zugrunde gelegt werden und deshalb der Südwind als feucht-warm, der Nordwind als trocken-kalt charakterisiert wird, stellt der Diätetiker den Satz auf, daß von Natur alle Winde Feuchtigkeit und Kälte bringen. Er folgert daraus, daß sie alle aus schnee- und eisreichen Gegenden kommen[1]), und erklärt ihre Verschiedenheit aus dem Einfluß der Gegenden, über die sie dahinstreichen. Auch der Südwind wehe kalt vom Südpol her und nehme erst dadurch, daß er über das heiße Libyen und dann über das Meer komme, den Charakter an, den er in Griechenland habe. Ob hier Einfluß des Anaxagoras vorliegt, wie Fredrich annimmt, ist zweifelhaft. Jedenfalls hat der Autor eine bestimmte physikalische Theorie benützt, um die Darstellung, die er in *π. ἀέρων* fand, zu berichtigen.

1) *ἀνάγκη ἐστὶ τὰ πνεύματα ταῦτα πάντα πνέειν ἀπὸ χιόνος καὶ κρυστάλλου ... καὶ ποταμῶν καὶ λιμνέων κτλ.* Der Autor von *π. ἀέρων* stellt nur für Skythien als Tatsache fest: *ἀπὸ τῶν ἄρκτων ἀεὶ πνέουσι πνεύματα ψυχρὰ ἀπό τε χιόνος καὶ κρυστάλλου καὶ ὑδάτων πολλῶν* (c. 19 p. 72, 19). — Vgl. noch *π. φύσιος παιδίου* 25: *τὰ δὲ πνεύματα ἡμῖν ἐστι πάντα ἀφ' ὕδατος.*

Für uns ist das Wichtigste, daß der Diätetiker in diesen Kapiteln beide Teile von π. ἀέρων benützt, also doch wohl schon wie wir beide verbunden gelesen hat.

C. In der Notizensammlung Περὶ χυμῶν, über deren Charakter Deichgräber, Die Epidemien usw., S. 75 ff. richtig geurteilt hat, wird in cap. 12 festgestellt: Die im Hinblick auf die Jahreszeiten ungünstig liegenden Länder (αἱ δὲ χῶραι ⟨αἳ⟩ πρὸς τὰς ὥρας κακῶς κείμεναι, vgl. ἀερ. 10 p. 66, 5 ff.) erzeugen Krankheiten, die den Jahreszeiten entsprechen, z. B. 'herbstliche' Krankheiten, wenn anormale Temperaturunterschiede während desselben Tages vorkommen. Daß dies für den Herbst charakteristisch ist, wird als bekannt vorausgesetzt[1]). Hier ist auf die Länder übertragen, was in π. ἀέρων über die Lage der Polis ausgeführt ist. Denn dort wird in cap. 5 die Ostlage mit dem gleichmäßigen Frühling verglichen, während die Westlage „am ehesten dem Herbst gleicht in den Temperaturunterschieden des Tages, weil zwischen Morgen und Abend eine große Differenz besteht" (cap. 6). In π. χυμῶν folgen Angaben über die Ursachen verschiedener Krankheiten: die einen entstehen durch Ausdünstungen von Sümpfen, andere aus dem Wasser, so λιθιῶντα, σπληνώδεα (vgl. ἀερ. 10 und 7 p. 60, 19), wieder andere durch die Pneumata, die schlecht oder gut sind (ἀερ. c. 3—6). Dann hören wir vom Einfluß der ὧραι wie ἀερ. c. 10 sowie des Nord- und Südwindes auf die Gesundheit, ständig mit deutlichen Anklängen an π. ἀέρων (z. B. c. 14 ἢν δὲ βόρειον, .. κοιλίαι σκληρότεραι, vgl. ἀερ. 4 p. 58, 12 über die Nordlage: τὰς κοιλίας ... σκληράς), und der ganze Abschnitt gipfelt cap. 15 in dem Satze: αἱ μεταβολαὶ μάλιστα τίκτουσι νοσήματα καὶ αἱ μέγισται μάλιστα, καὶ ἐν τῇσιν ὥρῃσιν αἱ μεγάλαι μεταλλαγαὶ καὶ ἐν τοῖσιν ἄλλοισιν, genau wie die erste Abhandlung von π. ἀέρων mit dem Gedanken schließt (c. 11): φυλάσσεσθαι δὲ χρὴ μάλιστα τὰς μεταβολὰς τῶν ὡρέων τὰς μεγίστας. Auch hier haben neue Beobachtungen zu neuen Schlüssen geführt; aber gebaut wird auf dem Grunde, den π. ἀέρων gelegt hat. Richtig schon Diller, Überl. 139.

D. Im sechsten Buch der Epidemien finden sich zwei Aphorismen über die Seele, die schon den alten Erklärern viel Kopfzerbrechen verursacht haben[2]). Der eine (5, 5) lautet: Ψυχῆς περίπατος φροντὶς ἀνθρώποισιν. Dioskorides' Konjektur περὶ παντὸς können wir beiseitelegen. Für das 'Herumwandern' der Seele verweist Deichgräber S. 61 auf Heraklit fr. 67 a, wo die Seele mit der Spinne im Netz verglichen wird, die von ihrem zentralen Sitze aus an jede von außen her affizierte Stelle des Körpers läuft. Aber für Heraklit ist das Problem die Aufnahme der Einzelempfindung durch die einheitliche Zentralkraft der Seele; hier handelt es sich um die Erklärung der φροντὶς überhaupt, die wir wohl im Sinne des Arztes als Substantiv zu φρονεῖν fassen und mit der φρόνησις gleichsetzen dürfen, und da ergibt sich die Erklärung von selber aus π. ἱρῆς νούσου, wo die eingeatmete Luft, die Trägerin des Seelischen, ständig durch den ganzen Leib zirkuliert (c. 4) und dadurch den Gliedern Bewußtsein und Bewegung verleiht (7 τὴν φρόνησιν καὶ τὴν κίνησιν τοῖσι μέλεσι παρέχει), so daß der ganze Körper soviel Bewußtsein hat, als er an dieser Luft teilnimmt (γίνεται γὰρ ἐν ἅπαντι τῷ σώματι τῆς φρονήσιός τι, ὡς ἂν μετέχῃ τοῦ ἠέρος (16).

Schwieriger ist der Satz, den wir kurz vorher (VI, 5, 2) lesen: ἀνθρώπου ψυχὴ αἰεὶ φύεται μέχρι θανάτου· ἢν δὲ ἐκπυρωθῇ ἅμα τῇ νούσῳ καὶ ἡ ψυχή, τὸ σῶμα φέρβεται. Danach ist die Seele — soviel ist klar — keine konstante Größe; sie entsteht aber auch nicht nur einmal bei der Geburt, sondern sie ist ständig in einem φύεσθαι, einem Entstehen begriffen bis zum Tode[1]). „Geht aber im Zusammenhang mit der Krankheit auch die Seele in Feuerzustand über, so wird der Leib verzehrt." Damit kann, wie man schon im Altertum gesehen hat, nicht eine allgemeine Erklärung des Todes gegeben sein. Vielmehr war im ursprünglichen Zusammenhang bei der Krankheit an eine bestimmte Krankheit, etwa ein hitziges Fieber gedacht, das aber erst dann zum Tode führt, wenn die Trägerin des Lebens, die Seele in Mitleidenschaft gezogen wird[2]). Die Seele selbst ist offenbar materiell gedacht.

---

1) Mit andren Stellen aus π. χυμῶν ist diese in Aph. III 4 exzerpiert. — Epid. II 1, 4 wird gesagt, daß die Krankheiten im Herbst am heftigsten auftreten, und daß der Verlauf der Krankheiten innerhalb des Jahres dem innerhalb des Tages parallel geht (ausgezogen Aphor. III 9). Ähnlich Epid. VI 1, 11.

2) Außer Galens Kommentar XVII B 263 und 246 ff. (μαντείας δεῖ μᾶλλον ἤ τινος μεθόδου sagt er hier von VI 5, 2 und bezweifelt sogar die Echtheit) vgl. besonders Palladios in den Scholien zu Hippokrates ed. Dietz II 136 und 132, der richtig vermerkt, daß Hippokrates nicht von der immateriellen Seele im Sinne Platos spricht, ἀλλὰ πνεῦμα λέγει τὴν ζωτικὴν δύναμιν.

1) Schon im Altertum erklärte Asklepiades (bei Galen) und nach ihm Palladios φύεται durch γεννᾶται. Wie stark man im fünften Jahrhundert sogar im Substantiv φύσις noch das 'Entstehen' fühlte, zeigt am greifbarsten Empedokles B 8: φύσις οὐδενός ἐστιν ἁπάντων. Mehr bei Thimme, Φύσις τρόπος ἦθος, Diss. Gött. 1935 S. 46.

2) Richtig schon Palladios. Das καί, das sein Lemma vor τὸ σῶμα bietet, stammt schwerlich aus alter Überlieferung, ist aber sachlich gut. Vielleicht ist es durch Versehen vor ἡ ψυχὴ gestellt worden, wo man es lieber entbehren würde. Deichgräber zieht S. 53 ἅμα τῇ νούσῳ zu φέρβεται und erklärt; „Die Seele verzehrt zugleich mit der Krankheit den Körper". Aber damit würden in unpassender

Aus welchem Stoffe sie besteht, ist nicht gesagt. Jedenfalls erklärt sich aber auch dieser Aphorismus, wenn wir an die Grundanschauung von π. ἱρῆς νούσου denken. Denn wie ich in meinem Hippokratesbuche weiter ausführe, ist auch für diese Schrift die Seele keine konstante, dauernd sich gleich bleibende Größe. Mit Diogenes von Apollonia erklärt Hippokrates das Leben, die Einheit des Bewußtseins und alle seelischen Funktionen dadurch, daß sich die eingeatmete Luft in reinster Form im Gehirn konzentriert (c. 16). Die Seele ist also nichts andres als das Pneuma, und da dieses sich durch Ein- und Ausatmung ständig erneut, verstehen wir ohne weiteres auch den absichtlich pointierten Ausdruck, daß sie bis zum Tode dauernd 'entsteht'. Der Tod macht diesem Entstehen ein Ende. Das Phänomen des Todes als solches wird in ἱρ. ν. nicht erklärt. Aber die Grundanschauung ist, daß zur Gesundheit eine normale Temperatur des Körpers gehört, und ebenso wie die zu starke Abkühlung kann auch die zu starke Erhitzung verderblich werden (c. 14. 15). In der Konsequenz dieser Lehre liegt es dann, daß bei einer übermäßigen Erhitzung des Körpers durch die Galle (15) oder etwa durch ein Fieber das Pneuma in einen feurigen Zustand übergehen kann, einen Verbrennungsprozeß durchmacht, der auch für den Leib Vernichtung nach sich zieht. Diogenes spricht (B 5) ausdrücklich davon, daß die Seele der Lebewesen Luft ist, die zwar wärmer ist als die Luft, die uns umgibt, aber viel kälter als die Luft bei der Sonne, und erklärt aus der verschiedenen Temperatur der in den Lebewesen zirkulierenden Luft deren seelische Verschiedenheiten.

Auf eine merkwürdige Parallele zu diesem Aphorismus hat Deichgräber S. 61 hingewiesen. Sie findet sich in dem allgemeinen Teile, den der Verfasser der Schrift über die Diät seinen speziellen Ausführungen vorausschickt. Wie Fredrich S. 81 ff. nachgewiesen hat, legt er dabei weithin ein naturphilosophisches System zugrunde, das die Vielfalt der Welt aus der verschiedenartigen Mischung der zwei Grundstoffe Feuer und Wasser erklärt. Auch die Seele besteht aus diesen beiden Elementen. Sie ist in der ganzen Welt vorhanden und wird zur Individualseele, indem sie

Weise Seele und Krankheit zu zwei gleichartigen und gleichwertigen Faktoren gemacht, und auch der Zusammenhang mit dem ersten Teile des Aphorismus legt die Auffassung nahe, daß das Entscheidende der Verbrennungsprozeß und der θάνατος der Individualseele ist, der die Vernichtung des Körpers nach sich zieht, auch wenn er selber durch körperliche Vorgänge bedingt ist. Ob φέρβεται mit Galen medial (Subjekt die Seele) oder passivisch (ὑπὸ τοῦ πυρός) aufzufassen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

sich mit geeigneten materiellen Stoffen verbindet und aus ihnen einen Organismus gestaltet. Ihr Schicksal in diesem Organismus wird I 25 geschildert: Nur auf der Höhe des Lebens entfaltet sie ganz ihr eigenstes Wesen; im Alter wie in der Jugend wird ihre Kraft für den Körper aufgebraucht, im Alter dadurch, daß sie dessen Verfall aufhalten muß, in der Jugend, indem sie den wachsenden Organismus aufbaut, wobei sie selber durch die ständige schnelle Bewegung in feurigen Zustand gerät und verdünnt wird (ἐκπυροῦται καὶ λεπτύνεται). Damit kann nur gemeint sein, daß von ihren beiden Bestandteilen in anormaler Weise das Feuer das Übergewicht gewinnt.

Der Übergang der Seele in den feurigen Zustand hat also hier eine ganz andere Bedeutung als im Epidemienbuch, wo er den Tod von Seele und Leib herbeiführt. Das beruht auf der verschiedenen Vorstellung über das stoffliche Wesen der Seele. Gerade darum ist die Berührung im Wortlaut auffallend. Nun heißt es in der Schrift über die Diät im selben Kapitel unmittelbar vorher: Die Seele des Menschen kriecht in jedes Lebewesen hinein, das atmet (ὅτι περ ἀναπνέει). Der Satz ist bezeichnend für die stumpfsinnige Art, wie der Verfasser kompiliert. Denn natürlich ist es sinnlos, wenn er hier von der Seele des Menschen spricht. Es kann sich nur um 'die Seele' als solche, um die vis vitalis handeln[1]). Wenn aber diese Seele aus Wasser und Feuer besteht, sieht man nicht ein, was der Zusatz ὅτι περ ἀναπνέει bezweckt. Um so besser entspricht er der anderen Vorstellung, nach der die Seele mit der eingeatmeten, im Körper befindlichen Luft identisch ist. Da der Autor sicher die Schrift π. ἀέρων benützt hat (S. 83—85), die von demselben Verfasser herrührt wie π. ἱρῆς νούσου, so wird ihm wohl auch die Auffassung der Seele als Pneuma vertraut gewesen sein, und er hat hier zwei ganz verschiedene Anschauungen kontaminiert.

In diesem Falle können wir nur sagen, daß die Grundanschauung, die uns in π. ἱρῆς νούσου vorliegt, nachgewirkt hat. Aber auch die Benützung der Schrift selber läßt sich gelegentlich nachweisen, sogar an Stellen, wo man es kaum erwartet.

E. Aus einem Werke Περὶ παρθενίων ist uns ein kurzes Stück erhalten, das hysterische Erscheinungen behandelt, die sich bei jungen Mädchen nach erreichter Geschlechtsreife einstellen, wenn ein starker Sexualtrieb unbefriedigt bleibt (VIII 466 L). Aus den sehr korrupten Eingangsworten läßt sich wenigstens soviel entnehmen, daß der Arzt die Ätiologie als die Hauptaufgabe

1) Vgl. S. 86².

der Medizin betrachtet und es dabei für notwendig hält, auf die allgemeinsten Krankheitsursachen zurückzugehen. In diesem Sinne handelt er *πρῶτον περὶ τῆς ἱρῆς νούσου καλεομένης καὶ περὶ τῶν ἀποπλήκτων καὶ περὶ τῶν δειμάτων ὁκόσα φοβεῦνται οἱ ἄνθρωποι ἰσχυρῶς, ὥστε παραφρονέειν καὶ ὁρῆν δοκέειν δαίμονάς τινας ἐφ' ἑωυτέων δυσμενέας ὁκότε μὲν νυκτὸς ὁκότε δὲ ἡμέρης ὁκότε δὲ ἀμφοτέρῃσι τῇσιν ὥρῃσιν*, Erscheinungen, die bei den weniger widerstandsfähigen Frauen leichter auftreten als beim männlichen Geschlecht. Auch wenn wir zunächst von der ausdrücklichen Nennung der Epilepsie absehen, erinnert uns hier manches an die Schrift *π. ἱρῆς νούσου*. Denn auch dort werden mit der Epilepsie verwandte Phänomene verbunden, und wie hier hören wir von dem *παραφρονέειν* (c. 14), den *παράπληκτοι* (9), namentlich den *δείματα* (schon cap. 1 p. 362, 3 L. und cap. 14), und ganz wie in unserem Stück lesen wir dort in cap. 14: *καὶ παραφρονέομεν, καὶ δείματα καὶ φόβοι παρίστανται ἡμῖν τὰ μὲν νύκτωρ, τὰ δὲ καὶ μεθ' ἡμέρην.* In der folgenden Erklärung der Phänomene muß der Arzt allerdings einen andren Weg gehen. Denn mit den Knidiern hält er im Gegensatz zu Hippokrates an der von diesem scharf bekämpften (c. 16) Vulgäranschauung fest, nach der nicht das Gehirn, sondern das Herz das Zentralorgan ist, und sieht nicht im Pneuma, sondern im Blute das Lebenselement. Aber auch er betrachtet Zirkulationsstörungen als Ursache der Krankheitserscheinungen, und wenn er ausführt, daß Blutstauung im Herzen Betäubung, Starre (*νάρκη*) und Paranoia hervorrufen, so ist das dieselbe Methode, nach der *ἱρ. ν.* 4 dieselben Erscheinungen durch Störungen im Umlauf des Pneuma erklärt werden. Dort heißt es von diesem: *ἢν γὰρ στῇ που καὶ ἀποληφθῇ, ἀκρατὲς γίνεται ἐκεῖνο τὸ μέρος ὅπου ἂν στῇ· τεκμήριον δέ· ὁκόταν καθημένῳ ἢ κατακειμένῳ φλέβια πιεσθῇ, ὥστε τὸ πνεῦμα μὴ διεξιέναι διὰ τῆς φλεβός, εὐθὺς νάρκη ἔχει.* Klingt es nicht wie eine Abwandlung des Motivs, wenn in der andren Schrift der Arzt seine These damit erläutert, daß bei langem Sitzen das Blut nach unten abgedrängt wird (*ἀποπιεχθέν*) und in den Füßen *νάρκη* hervorruft, so daß diese *ἀκρατέες* werden?[1]) Ähnlich wie in *ἱρ. ν.* 14. 15 werden dann die einzelnen Phänomene durchgesprochen. Darauf heißt es: *φρονησάσης δὲ τῆς ἀνθρώπου τῇ Ἀρτέμιδι αἱ γυναῖκες ἄλλα τε πολλά, ἀλλὰ δὴ καὶ τὰ ἱμάτια τὰ πουλυτελέστατα καθιεροῦσι τῶν γυναικείων, κελευόντων τῶν μάντεων, ἐξαπατεώμεναι.* Das kommt hier

1) Ein Unterschied liegt also darin, daß *ἱρ. ν.* von der Absperrung des lebensnotwendigen Elements spricht, *π. νούσων* von der Stauung; doch vgl. auch aus *ἱρ. ν.* 7: *αἱ δὲ χεῖρες ἀκρατέες γίνονται καὶ σπῶνται τοῦ αἵματος ἀτρεμίσαντος καὶ μὴ διαχεομένου ὥσπερ εἰώθει.*

sehr überraschend, da von den Sehern vorher kein Wort gefallen ist. In der Schrift über die Heilige Krankheit ist der leidenschaftliche Kampf gegen die Priestermedizin das beherrschende Motiv und gibt der Entwicklung der natürlichen Ursachen, in der auch die Schrift *π. παρθενίων* gipfelt, ein ganz anderes Ethos.

Das Entscheidende ist aber, daß auch in *π. παρθενίων* der Ausgangspunkt bei der Heiligen Krankheit genommen wird. Denn epileptische Anfälle kommen natürlich bei den jungen Mädchen, an die dieser Arzt denkt, nicht in Frage. Er erwähnt selber nachher nur die verwandten Erscheinungen, und nur weil er diese in der Schrift *π. ἱρῆς νούσου* besprochen fand, ist er veranlaßt worden, die 'Heilige Krankheit' zu erwähnen. Der Eingang seiner eigentlichen Darlegung *περὶ τῆς ἱρῆς νούσου καλεομένης* wiederholt doch wohl auch nicht durch Zufall wörtlich den Anfang der andren Schrift.

F. In einem ähnlichen Verhältnis zur Schrift über die Heilige Krankheit steht *Περὶ νούσων* II. Wie schon Littré ausgesprochen hat, liegt uns im sogenannten zweiten und dritten Buch über die Krankheiten dasselbe Material in dreifacher Redaktion vor. Denn die II 1—11 (II a) besprochenen vom Kopfe ausgehenden Krankheiten werden sofort noch einmal (II 12—31 = II b), sogar in derselben Reihenfolge, behandelt[1]), und drei von ihnen kehren in III ein drittes Mal wieder. Dabei berühren sich jedenfalls die Beschreibungen der Krankheiten aufs engste im Wortlaut. An einem Falle sei das Verhältnis, in dem sie stehen, veranschaulicht:

II a cap. 8	II b cap. 25	III cap. 3
Ἢν βλητὸς γένηται,	*Ἢν βλητὸς γένηται,*	*Οἱ δὲ βλητοὶ λεγόμενοι· ὁκόταν ὁ ἐγκέφαλος πλησθῇ πολλῆς ἀκαθαρσίης,*
ἀλγέει τῆς κεφαλῆς τὸ πρόσθεν,	*ἀλγέει τὸ πρόσθεν τῆς κεφαλῆς,*	*ὀδύνην παρέχει τὸ πρόσθεν τῆς κεφαλῆς πρῶτον,*
καὶ τοῖσιν ὀφθαλμοῖσιν οὐχ ὁμαλῶς ὁρᾷ,	*καὶ τοῖσιν ὀφθαλμοῖσιν οὐ δύναται ὁρᾶν,*	*καὶ ἀναβλέπειν οὐ δύνανται οἱ μὲν ἀμφοτέροισι τοῖσιν ὀφθαλμοῖσιν οἱ δὲ θατέρῳ,*

1) II b hat einige Krankheitsbilder mehr (15. 16. 19); der *σφάκελος ἐγκεφάλου* wird außer in 20 nochmals in 23 besprochen. cap. 18 bringt eine Variation der Krankheit von 17 (= 4).

II a cap. 8	II b cap. 25	III cap. 3
καὶ κωμαίναι,	ἀλλὰ κῶμά μιν ἔχει	ἀλλὰ κῶμά μιν ἔχει,
		καὶ ἄφρονές εἰσι,
καὶ αἱ φλέβες σφύζουσι,	καὶ αἱ φλέβες ἐν τοῖσι κροτάφοισι σφύζουσι,	καὶ οἱ κρόταφοι πηδῶσι,
καὶ πυρετὸς ἴσχει βληχρὸς	καὶ πυρετὸς βληχρὸς ἔχει	καὶ πυρετὸς λεπτὸς ἔχει
καὶ τοῦ σώματος ἀκρασίη.	καὶ τοῦ σώματος παντὸς ἀκρησίη καὶ μινύθη	καὶ τοῦ σώματος ἀκρασίη[1])

Der erste Blick lehrt, daß II a und II b sich besonders nahe stehen; doch fehlt es auch nicht an Stellen, wo II b und III zusammengehen (*οὐ δύναται ὁρᾶν, κρόταφοι*). Am leichtesten erklärt sich der Sachverhalt so, daß II b eine Variierung von III darstellt und selber von II a (wohl mit Kenntnis von III, vgl. das *οὐχ ὁμαλῶς ὁρᾶν*) zugrunde gelegt ist. Das Wesentliche ist nun aber, daß II b und III neben der Krankheitsbeschreibung eine Therapie bringen (auch hier sind Berührungen vorhanden, doch will offenbar II b eigene Rezepte geben), während II a auf diese verzichtet, dafür aber eine ausführliche Ätiologie vorträgt[2]). Daß diese nicht etwa in II b und III weggelassen, sondern Erweiterung in II a ist, ergibt sich schon daraus, daß für die *ἀντίαδες* und die *ὑπογλωσσίς*, die in II b zwei gesonderte Krankheiten sind (30 und 31), dieselbe Ätiologie gebracht wird (cap. 11). Noch deutlicher ist II 6, wo zunächst das Krankheitsbild ganz ähnlich wie II 21 und III 8 gegeben wird: *ἐξαπίνης ὀδύνη λαμβάνει τὴν κεφαλήν, καὶ παραχρῆμα ἄφωνος γίνεται καὶ ἀκρατὴς ἑωυτοῦ.* Darauf folgt die ausführliche Erklärung, Ursache sei die schwarze Galle, die vom Kopfe aus abfließe. Aber am Schluß des Kapitels kommt plötzlich noch ein Anhang: *ἢν δὲ ἐκ θωρήξιος ταῦτα πάθῃ, πάσχει ὑπὸ τῶν αὐτέων, καὶ ἀπόλλυται ὑπὸ τῶν αὐτέων, καὶ διαφεύγει ὑπὸ τῶν αὐτέων.* Schon der Wortlaut zeigt, daß der Verfasser nicht etwa daran denkt, auch den Rausch aus der schwarzen Galle zu erklären. Wie er zu dem anorganischen Zusatz kommt, zeigt II b, wo in cap. 22 mit *ἢν δὲ ἐκ θωρήξιος ἄφωνος γένηται* ein zweites Krankheitsbild angeschlossen wird, und III 8, wo nur von einer Krankheit gesprochen, bei dieser aber der Rausch von vornherein als eine Hauptursache angesehen (*ἄλλως τε καὶ ἐκ μέθης*) und nachher besonders berücksichtigt wird.

1) Text nach dem Vindobonensis.

2) In III läßt sich eine kurze Hindeutung wie *ὁκόταν ὁ ἐγκέφαλος πλησθῇ πολλῆς ἀκαθαρσίης* nicht als Ätiologie bezeichnen.

Nun berührt sich II a, wie Wellmann im Archiv f. Gesch. d. Medizin XXII S. 304 ausführlich gezeigt hat, ganz eng mit *π. ἱρῆς νούσου*. Von den Stellen, die Wellmann verglichen hat, genügt es hier eine nochmals mitzuteilen. Es ist das vorher schon genannte Kapitel II 8 über Ursache und Verlauf der Lähmung bei den *βλητοί*, das ganz zu der Schilderung der Epilepsie *ἱρ. ν.* 7 stimmt:

π. ν. II 8	ἱρ. ν. 7
Τὸ δὲ σῶμα διὰ τόδε ἀκρασίαι ἴσχουσιν·	Αἱ δὲ χεῖρες ἀκρατέες γίνονται καὶ σπῶνται τοῦ αἵματος ἀτρεμίσαντος καὶ οὐ διαχεομένου ὥσπερ εἰώθει ...
αἱ φλέβες ἐπὴν ἐς ἑωυτὰς ἐρύσωσι φλέγμα, ἀνάγκη ὑπὸ ψυχρότητος τοῦ φλέγματος τὸ αἷμα ἑστάναι μᾶλλον ἢ ἐν τῷ πρὶν χρόνῳ καὶ ἐψῦχθαι· μὴ κινεομένου δὲ τοῦ αἵματος οὐχ οἷόν τε μὴ οὐ καὶ τὸ σῶμα ἀτρεμίζειν καὶ κεκωφῶσθαι. καὶ ἢν μὲν τὸ αἷμα καὶ τὸ ἄλλο σῶμα κρατήσῃ ὥστε διαθερμανθῆναι, διαφεύγει· ἢν δὲ τὸ φλέγμα κρατήσῃ, ἐπιψύχεται μᾶλλον τὸ αἷμα καὶ πήγνυται· καὶ ἢν ἐς τοῦτο ἐπιδιδῷ ψυχόμενον καὶ πηγνύμενον, πήγνυται παντελῶς καὶ ἐκψύχεται ὤνθρωπος καὶ ἀποθνήσκει.	ταῦτα δὲ πάσχει πάντα, ὁπόταν τὸ φλέγμα παραρρυῇ ψυχρὸν ἐς τὸ αἷμα θερμὸν ἐόν· ἀποψύχει γὰρ καὶ ἵστησι τὸ αἷμα· καὶ ἢν μὲν πολὺ ᾖ τὸ ῥεῦμα καὶ παχύ, αὐτίκα ἀποκτείνει· κρατέει γὰρ τοῦ αἵματος τῷ ψυχρῷ καὶ πήγνυσιν· ἢν δ' ἔλασσον ᾖ, τὸ μὲν παραυτίκα κρατέει ἀποφράξαν τὴν ἀναπνοήν· ἔπειτα τῷ χρόνῳ ὁπόταν σκεδασθῇ κατὰ τὰς φλέβας καὶ μιγῇ τῷ αἵματι πολλῷ ἐόντι καὶ θερμῷ, ἢν κρατηθῇ οὕτως, ἐδέξαντο τὸν ἠέρα αἱ φλέβες, καὶ ἐφρόνησεν[1])

Abgesehen davon, daß der Verfasser von *π. νούσων* die für *ἱρ. ν.* wesentliche Zirkulation der eingeatmeten Luft ausschaltet und sich auf Phlegma und Blut beschränkt, ist die Übereinstimmung in Gedankenführung und Terminologie so groß, daß man mit Wellmann einen Zufall ausschließen muß. Die nächstliegende Annahme, daß die sicher erheblich jüngere Schrift *π. νούσων* die ältere benützt, zieht Wellmann wohl nur deshalb garnicht in Betracht, weil ihm das bei dem 'Knidier' undenkbar scheint. Aber seine eigene Hypothese, beide seien von Alkmaion abhängig, entbehrt jeder Stütze. Und nun ist es eben wesentlich, daß, wie wir sahen, gerade diese ätiologischen Partien, die mit der Schrift über die Heilige Krankheit übereinstimmen, Zutaten sind, um die der Ver-

1) *ἐφρόνησαν* Hss., aber Subjekt muß der Patient sein, vgl. vorher *πάσχει, λακτίζει* usw.

fasser von II a die rein praktischen Krankheitsschilderungen und therapeutischen Rezepte der 'Knidier', die er vorgefunden hatte, erweitert hat. Zu diesem Zwecke hat er sich weithin umgesehen, namentlich π. ἱρῆς νούσου studiert, aber die dort vorgetragene Theorie keineswegs in allen Stücken befolgt, sondern sie mit anderen Anschauungen verbunden.

In ἱρ. ν. gilt als Ursache der Epilepsie und verwandter Erkrankungen, daß infolge zu großer Feuchtigkeit sich Phlegma im Gehirn bildet, von da aus in die Adern hinabströmt und so die Wege für das Blut und für das Pneuma, das durch die Adern zirkuliert, verstopft. Einheitlich und folgerichtig wird diese Anschauung durchgeführt und sorgfältig anatomisch und physiologisch begründet. Auch in π. νούσων wird die Ursache der Krankheiten in Zirkulationsstörungen gesucht, aber ohne tiefere Begründung. Was in ἱρ. ν. über das Pneuma (und das Blut) vorgetragen ist, wird hier bewußt auf den Blutumlauf eingeschränkt (z. B. c. 6, oben S. 92); das Pneuma verliert also seine entscheidende Bedeutung, wird aber doch gelegentlich herangezogen (4. 9 und 6 τὴν πνοιὴν ἐσάγεται, vgl. ἱρ. ν. 4 ἐσαγόμεθα τὸ πουλὺ τοῦ πνεύματος). Auch in π. νούσων ist es besonders das Gehirn, von dem die Krankheiten ausgehen (4. 5); aber meist werden die gleichen Vorgänge allgemeiner 'dem Kopfe' zugeschrieben. Auch hier ruft das kalte Phlegma die schwersten Störungen hervor (bes. 8, vgl. ἱρ. ν. 7, S. 93); aber während in ἱρ. ν. diese Vorstellung durchaus vorherrscht und nur in 15 nebenher erwähnt wird, daß bestimmte Vorgänge im Gehirn auch durch die Galle verursacht werden, tritt diese in π. νούσων gleichwertig hervor (2. 3. 4. 5), und in 6 wird ohne nähere Begründung die schwarze Galle eingeführt. Wie in ἱρ. ν. vollzieht sich die Phlegmabildung im Kopfe, und gleich am Anfang wird der Satz τήκεται γὰρ ἐν αὐτῇ τὸ φλέγμα nur verständlich, wenn man an ἱρ. ν. denkt, wo τήκεσθαι, ἀποτήκεσθαι feste Termini sind und der Vorgang genau geschildert wird (10. 11. 13). Auch die in ἱρ. ν. durchgeführte Anschauung, daß das Phlegma vom Kopfe in den Körper herabfließt, liegt in π. νούσων zugrunde. Aber damit verbindet sich die auch sonst im Corpus vorkommende Vorstellung, daß ein Organ Feuchtigkeit anzieht. Ausdrücklich heißt es in dem zusammenfassenden Schlußkapitel (11): τὸ δὲ φλέγμα ἀπὸ τῆς κεφαλῆς καταβαίνει· ἡ δὲ κεφαλὴ ἐκ τοῦ σώματος ἕλκει. Aber wenn dann folgt ἕλκει δὲ ὅταν διαθερμανθῇ, vermißt man doch eine Erklärung, warum die Hitze des Kopfes das kalte Phlegma anzieht, und noch merkwürdiger ist der folgende Satz ἕλκει τὸ λεπτότατον ἐς ἑωυτὴν ἐκ τοῦ σώματος. Denn das Phlegma ist gewiß nicht das feinste Element

des Körpers. Man wird an π. ἀέρων 8 (p. 62, 17) erinnert, wo es bei der Schilderung der Verdunstung von der heißen Sonne heißt, daß sie καὶ ἐξ αὐτέων τῶν ἀνθρώπων ἄγει τὸ λεπτότατον τῆς ἰκμάδος.

Die Erhitzung des Kopfes spielt auch sonst in π. νούσων eine große Rolle. Aber sehr auffallend ist die Zusammenstellung in cap. 5: σφακελίζει δὲ ὁ ἐγκέφαλος, ὁκόταν (om. Vind.) ἢ ὑπερθερμανθῇ ἢ ὑπερψυχθῇ ἢ χολώδης ἢ φλεγματώδης γένηται μᾶλλον τοῦ εἰωθότος· ὅταν δέ τι τούτων πάθῃ, ὑπερθερμαίνει καὶ τὸν νωτιαῖον μυελόν κτλ. Vollkommen klar ist dagegen ἱρ. ν. 14: καὶ ταῦτα πάσχομεν ἀπὸ τοῦ ἐγκεφάλου πάντα, ὅταν οὗτος μὴ ὑγιαίνῃ ἀλλ' ἢ θερμότερος τῆς φύσιος γένηται ἢ ψυχρότερος ἢ ὑγρότερος ἢ ξηρότερος ἤ τι ἄλλο πεπόνθῃ πάθος παρὰ τὴν φύσιν ὃ μὴ εἰώθει, was dann im einzelnen ausgeführt wird.

Der Arzt, der π. νούσων II 1—11 verfaßt hat, mochte sich also nicht mit den Krankheitsbildern und therapeutischen Vorschriften seiner Schule begnügen. Er sah die Notwendigkeit einer Ätiologie ein. Da er sie nicht aus Eigenem geben konnte, griff er nach der Schrift über die Heilige Krankheit, und es verdient Anerkennung, daß er die dort vorgetragenen Anschauungen nicht einfach übernahm, sondern mit den ihm selber vertrauten Lehren zu verschmelzen suchte. Aber gelungen ist es ihm nicht.

G. In meinem Hippokratesbuche verfolge ich den tiefen Einfluß, den Hippokrates selber von Diogenes von Apollonia erfahren hat. Aber auch andre Ärzte haben von diesem Philosophen starke Anregung empfangen. Schon Diels hat in den Vorsokratikern unter den Benützern auch den Verfasser von π. νούσων IV angeführt, der in cap. 33. 34 darlegt, daß der menschliche Körper mit der Nahrung die seinen Bau konstituierenden Säfte aufnimmt, und zum Vergleich den pflanzlichen Organismus heranzieht, dessen Eigenart durch die ὁμοίη ἰκμὰς bestimmt wird, die er aus der Erde an sich zieht. Von demselben Arzte stammt aber, wie schon Littré ausgesprochen und Ilberg, Die Ärzteschule von Knidos (Sächs. SB. LXXVI, 1924, Heft 3) genauer nachgewiesen hat, die Abhandlung π. φύσιος παιδίου. Hier wird in cap. 22—27 noch ausführlicher die Parallele zwischen dem Wachsen des Foetus und dem des pflanzlichen Organismus gezogen, und das Ergebnis formuliert der Arzt dahin, wer ihm folge, werde finden τὴν φύσιν πᾶσαν παραπλησίην ἐοῦσαν τῶν τε ἐκ τῆς γῆς φυομένων καὶ τὴν ἀνθρωπίνην. (So C.) Der ganze Abschnitt stimmt nicht nur in der Grundlehre, daß die aufgenommene ἰκμὰς und das Pneuma für das Wachstum des Organismus wesentlich sind, zu Diogenes von Apollonia und

zu π. ἀέρων 7. 8[1]); es finden sich auch im einzelnen sachliche und formale Berührungen. Auch dieser Arzt nimmt an, daß der Organismus die ἰκμὰς an sich zieht, und stellt genauer ganz in Diogenes' Sinne die Wirkung der Sonne fest, die aus der Erde und aus den Pflanzen die feinste Feuchtigkeit emporzieht; vgl. 22 a E. 25 τοῦ ἡλίου ἕλκοντος ἀπ' αὐτῆς τὴν ἰκμάδα πρὸς ἑωυτόν, 26 τὴν μὲν λεπτὴν ἰκμάδα ἀπὸ τοῦ καρποῦ ἀποφέρει und dazu π. ἀέρων 8 (62, 11): ὁ ἥλιος ἀνάγει καὶ ἀναρπάζει τοῦ ὕδατος τό τε λεπτότατον καὶ κουφότατον und (62, 17) καὶ ἐξ αὐτέων τῶν ἀνθρώπων ἄγει τὸ λεπτότατον τῆς ἰκμάδος καὶ κουφότατον. Wenn in π. φυσ. παιδ. 26 hinzugefügt wird τὴν δὲ παχείην πέσσων ὁ ἥλιος καὶ θερμαίνων γλυκαίνει, so heißt es π. ἀέρων 8 p. 62, 30 von dem verdunstenden Wasser: γλυκαίνεται ὑπὸ τοῦ ἡλίου καιόμενόν τε καὶ ἑψόμενον mit dem Zusatz γίγνεται δὲ καὶ τἄλλα πάντα τὰ ἑψόμενα αἰεὶ γλυκέα. Ganz zu der dort vorgetragenen Anschauung stimmt in π. φυσ. παιδ. 25 auch die Definition der Wolken als ὕδωρ ξυνεχὲς ἐν ἠέρι. Endlich wird π. ἀέρων 7 p. 61, 15 das Wasser der βαθύταται πηγαὶ empfohlen, weil es im Sommer und im Winter gleichmäßige Temperatur hat; auch π. φυσ. παιδ. stellt fest (25): αἵ τε πηγαὶ αἱ βαθεῖαι μάλα τοῦ θέρεος ἀεὶ ψυχραί εἰσιν und gibt in 26 eine genaue Begründung.

Aus π. ἀέρων kann der Autor seine gesamte Lehre nicht entnommen haben. Vielmehr stehen beide Schriften unter Diogenes' Einfluß. So urteilt auch Regenbogen, Quellen u. Stud. z. Gesch. d. Math. I 176.

H. Der Verfasser von Περὶ τόπων τῶν κατ' ἄνθρωπον verfolgt durchaus praktische Ziele, aber dabei hat er das Bedürfnis, seine Ansicht über den menschlichen Körper — φύσις δὲ τοῦ σώματος ἀρχὴ τοῦ ἐν ἰητρικῇ λόγου (cap. 2) — in einer allgemeinen Naturanschauung zu fundieren, und seine Interessen gehen auch noch weiter.

Da er bei seiner Therapie von der Überzeugung ausgeht, daß die Krankheit, die man heilen will, in den verschiedensten Körperteilen Sitz und Ursache haben kann, bekämpft er gleich anfangs die Ansicht, daß ein einzelnes Organ — etwa der Kopf — die ἀρχὴ des Organismus sei: Ἐμοὶ δοκεῖ ἀρχὴ μὲν οὐδεμία εἶναι τοῦ σώματος, ἀλλὰ πάντα ὁμοίως ἀρχὴ καὶ πάντα τελευτή· κύκλου γὰρ γραφέντος ἀρχὴ οὐχ εὑρέθη. Das knüpft an alte Problemstellungen an. Schon Alkmaion hatte erklärt, die Menschen verfielen deshalb

1) Der Vergleich von Mensch und Pflanze schwebt auch bei Aristophanes' Parodie Wolk. 234 vor: πάσχει δὲ ταὐτὸ τοῦτο καὶ τὰ κάρδαμα. Über die tiefere Bedeutung dieser Parallele für Hippokrates mehr in meinem Buche.

dem Untergang, weil sie nicht wie die sich ewig im Kreise bewegenden Gestirne imstande seien τὴν ἀρχὴν τῷ τέλει προσάψαι (B 2, aus Aristot. Probl. XVII 3 p. 916 a). Auf den Stoffwechsel und die menschliche Ernährung angewandt lesen wir diesen Gedanken in der heraklitisierenden Schrift π. τροφῆς 9: ἀρχὴ δὲ πάντων μία καὶ τελευτὴ πάντων μία καὶ ἡ αὐτὴ τελευτὴ καὶ ἀρχή, und auf diese Anschauung spielt auch Polybos π. φύσ. ἀνθρ. 3 an. Unser Arzt wendet den Gedanken so: Im menschlichen Körper darf man nicht von einer einzigen ἀρχὴ reden, weil alle Organe wie die Teile des Kreises in gleicher Wechselwirkung stehen. „Denn der ganze Körper ist mit sich identisch und besteht aus denselben Teilen, die freilich nicht den gleichen Habitus aufweisen“ (ἐκ τῶν αὐτῶν σύγκειται, ὁμοίως δὲ οὐκ ἐχόντων), was er genauer dahin erläutert: τοῦ σώματος τὸ σμικρότατον πάντα ἔχει, ὅσα περ καὶ τὸ μέγιστον. Das klingt unmittelbar an Anaxagoras B 6 an: καὶ ὅτε δὲ ἴσαι μοῖραί εἰσι τοῦ τε μεγάλου καὶ τοῦ σμικροῦ πλῆθος, καὶ οὕτως ἂν εἴη ἐν παντὶ πάντα, und mit Anaxagoras nimmt der Arzt an, daß im Körper überall die gleichen Stoffteilchen vorhanden sind, aber in verschiedener Zusammensetzung, so daß die Organe als Ganzes dann οὐχ ὅμοια sind. Anaxagoras selber hatte von seiner Grundanschauung aus auch schon die Physis des menschlichen Körpers erklärt und zum Beweise ausgeführt, daß alle Teile, Fleisch, Knochen, Adern usw. durch dieselbe Nahrung wachsen und erhalten werden[1]). Unserm Arzte kommt es auf einen ganz bestimmten Punkt an. Weil alle Organe aus den gleichen Bestandteilen zusammengesetzt sind, erklärt es sich ihm, daß sie in innerer Wechselwirkung stehen und die Affektion eines Gliedes den ganzen Organismus in Mitleidenschaft zieht: εἴ τις βούλεται τοῦ σώματος ἀπολαβὼν μέρος κακῶς ποιέειν τὸ σμικρότατον, πᾶν τὸ σῶμα αἰσθήσεται τὴν πεῖσιν. Schon Littré verwies hier auf Plato, der im Staat (462 c) mit ganz ähnlichen Worten die Einheit des körperlichen Organismus schildert, um daraus ein Vorbild für den staatlichen Organismus zu gewinnen. Ungern wird man annehmen, daß Plato durch die medizinische Spezialschrift angeregt sei. Für Anaxagoras läßt sich diese Lehre nicht erweisen. Aber in ärztlichen Kreisen begegnet sie auch sonst. In der Schrift περὶ τροφῆς, die wir schon vorher heranziehen mußten, lesen wir c. 23: ξύρροια μία, ξύμπνοια μία, ξυμπαθέα πάντα.

Am Schluß von περὶ τόπων τῶν κατ' ἄνθρωπον kommt der Arzt auf allgemeine Fragen seiner Kunst zu sprechen. Im letzten Ka-

1) A 45. 46, vgl. π. τροφῆς 7.

pitel — cap. 47 gehört nicht zu seiner Abhandlung — geht er von dem an die Schrift über die alte Heilkunst erinnernden Gedanken aus, daß die Medizin bereits voll entdeckt und fest gegründet sei. Dann beleuchtet er ihr Verhältnis zur Tyche. Die Medizin bedarf, so führt er aus, nicht der unberechenbaren äußeren Tyche. Sie schafft sich den Erfolg, das *ἐπιτυγχάνειν*, selber durch ihr eigenes Können: *ἐπιτυγχάνειν τε γὰρ τοῦτ᾽ ἐστί, τὸ καλῶς ποιέειν, τοῦτο δὲ οἱ ἐπιστάμενοι ποιέουσιν.* Denselben Gedanken lesen wir in *π. τέχνης* 4, und Gomperz hat dort in seinem Kommentar wahllos eine Reihe von antiken Stellen über das Verhältnis von Techne und Tyche aufgehäuft. Für die Pointe der beiden medizinischen Stellen ist am lehrreichsten Kritias, der im Peirithoos (B 21, 3) als alte Sentenz anführt *ὡς τοῖσιν εὖ φρονοῦσι συμμαχεῖ τύχη.* Dieser Gedanke schwebt gewiß auch Agathon bei seinem bekannten Verse vor: *τέχνη τύχην ἔστερξε καὶ τύχη τέχνην.* Tiefere Bedeutung hat ihm Demokrit gegeben, der B 119 erklärt: *βαιὰ φρονήσει τύχη μάχεται*, und B 286 ausführt, daß der Weise durch seine zielbewußte Lebensführung der wahre *εὐ-τυχής* sei. Epikur ist ihm darin gefolgt.

Vorher lesen wir in *π. τόπων τῶν κατ᾽ ἄνθρωπον* (41—45) eine lange Erörterung über das wohl mit bewußter Schroffheit formulierte Thema, daß die Medizin nicht einfach Sache des Lernens sei[1]), weil es in ihr keine feste, sich gleichbleibende Technik (*καθεστηκός τι σόφισμα*) gebe wie beim Schreibunterricht. Denn während die Buchstaben überall in der gleichen Weise angewendet würden, sei in der Heilkunst die Wirkung der Mittel individuell verschieden ebenso wie die Ursache der Schmerzen und Krankheiten. Der Grund sei die *ἀσθενείη* des Körpers, die mangelnde Widerstandskraft, die es bedinge, daß dieselbe Speise und dieselbe Arznei bald gesund, bald ungesund wirke, je nachdem der Körper sie vertrage, ‘überwältige’ (*κρατέει*) oder nicht. Grade dies richtig zu beurteilen sei die Kunst des Arztes: er müsse den *καιρὸς* wissen, müsse erkennen, welches Maß und welche Art von Speisen oder sonstigen äußeren Maßnahmen gerade in dem speziellen Falle für den Organismus nützlich oder schädlich ist. Und eben diese Erkenntnis, daß es notwendig ist, die allgemeine Therapie je nach dem individuellen Falle verschieden anzuwenden, sei der feste Punkt, von dem der Arzt auszugehen hat[2]).

1) Die prägnante Formulierung von C (Abschrift des Vaticanus) *Ἰητρικὴν οὐ δυνατόν ἐστι μαθεῖν* ist doch wohl die echte. In den übrigen Hss. ist sie durch Einfügung von *ταχὺ* gemildert. Für C spricht auch die Parallele des Isokrates.

2) Der Eingang von 44: *ἡ δὲ ἰητρικὴ ὀλιγόκαιρός ἐστιν* soll wohl an Aph. I 1

Das Ganze ist einheitlich aufgebaut und durchgeführt. Nur vermißt man etwa am Schluß die ausdrückliche Feststellung, daß eben die Erkenntnis des Kairos, die Fähigkeit der individuellen Krankenbehandlung, nicht einfach erlernbar sei, sondern noch anderes, etwa lange Praxis und persönliches Können voraussetze. Auffällig ist auch das starke Übergewicht, das die praktisch-medizinischen Einzelausführungen gegenüber den allgemeinen Gedanken haben. Das kann die Vermutung wecken, daß sich der Autor auch hier wie in den vorher besprochenen Fällen fremde Anregungen zunutze macht. Die Lehre, daß die Speisen usw. relativen Wert je nach der Konstitution des Menschen haben, finden wir wieder auch in der Schrift *π. τροφῆς*, wo es 19 heißt *ἐν τροφῇ φαρμακείη ἄριστον, ἐν τροφῇ φαρμακείη φλαῦρον, φλαῦρον καὶ ἄριστον πρός τι* und 44 nochmals pointiert eingeschärft wird: *πρός τι πάντα φλαῦρα καὶ πάντα ἀστεῖα* (vgl. 11. 21). Auch der Satz, daß die Entscheidung davon abhängt, ob der Organismus die Speisen ‘überwältigt’ (*κρατέει*), wird dort gleich zu Anfang (3) ausgesprochen, und 35 wird vom Arzte erwartet, daß er die Quantität mit zielsicherem Blick (*εὐστόχως*) abmißt[1]).

Nun hat aber der ganze Gedankengang eine überraschende Parallele[2]). Isokrates wendet sich in seiner Programmschrift *Κατὰ τῶν σοφιστῶν* gegen die Rhetoren, die ihre Kunst ohne Rücksicht auf die Empirie und auf die Physis der Schüler mechanisch lehren wollen *ὥσπερ τὴν τῶν γραμμάτων* (10). Diese verkennen, daß der Gegenstand des Schreibunterrichtes, die Buchstaben, etwas Festes (*ἀκινήτως ἔχον*) sind, das überall in gleicher Weise verwendet wird, während die Rede eine künstlerische Schöpfung ist und keine mechanische Anwendung des Gelernten verträgt, sondern Rücksicht auf *καιρός, πρέπον* und *καινόν* verlangt. Die einzelnen *ἰδέαι*, aus denen die Rede besteht, zu erlernen ist freilich nicht schwer, aber

ὁ δὲ καιρὸς ὀξύς erinnern. Es folgt *καὶ ὃς τοῦτο ἐπίσταται, ἐκείνῳ καθέστηκε, καὶ ἐπίσταται τὰ εἴδεα καὶ τὰ μὴ εἴδεα, ἅ ἐστιν ἐν ἰητρικῇ ὁ καιρὸς γνῶναι.* Hier weist *καθέστηκε* auf *καθεστηκός τι σόφισμα, ἐκείνῳ* auf cap. 43 zurück. *εἴδεα* muß die Behandlungsweisen meinen, die sich im allgemeinen bewähren. Vgl. Gomperz zu *π. τέχνης* 2.

1) Die Erstarrung des Terminus *πρὸς τὶ* ist ebenso wie manche andere Eigentümlichkeit von *π. τροφῆς* kaum vor der Mitte des vierten Jhdts. denkbar. Das hat Diller, Arch. u. Gesch. d. Med. 1936 S. 178, richtig ausgeführt. Aber daß eine Schrift, die in Neros Zeit Erotian als echt hippokratisches Werk verwertet, ‘etwa in der Mitte des 1. Jh. n. Chr.’ entstanden sein soll (Diller S. 191), wird niemand glauben. Das *ξυμπαθέα πάντα* (23 vgl. S. 97) ist längst vor Poseidonios möglich.

2) Kurz vermerkt von Edelstein S. 114[1].



sie im speziellen Falle richtig zu verwerten, den καιρὸς nicht zu verfehlen und überhaupt das Ganze künstlerisch zu gestalten, das setzt viel Übung und eine Physis mit gutem Instinkt voraus.

Der Parallelismus beider Gedankengänge ist offensichtlich; sogar die Termini kehren wieder[1]), und der Vergleich mit der Schreibkunst weist notwendig auf eine Wechselbeziehung. Die Chronologie gibt keine Entscheidung, da die medizinische Schrift etwa gleichzeitig mit der des Isokrates entstanden sein mag[2]). Daß Isokrates unmittelbar von ihr angeregt worden sei, ist ebensowenig wahrscheinlich wie das Umgekehrte. Ob Isokrates' Vorgänger ausdrücklich die Rhetorik mit dem Schreibunterricht auf eine Stufe gestellt haben, ist sehr zu bezweifeln. Dagegen ist dieser Vergleich — natürlich zur Hervorhebung des Unterschiedes — in der Medizin auch sonst geläufig gewesen. Das zeigt die kurze Anspielung in der Schrift von der alten Heilkunst 20: ἐγὼ δὲ τοῦτο μέν, ὅσα τινὶ εἴρηται ἢ σοφιστῇ ἢ ἰητρῷ ἢ γέγραπται περὶ φύσιος, ἧσσον νομίζω τῇ ἰητρικῇ τέχνῃ προσήκειν ἢ τῇ γραφικῇ. So wird wohl Isokrates die Anregung von einem früheren Mediziner erhalten haben. Auch Plato hat ja, als er im Phaidros die wissenschaftliche Psychagogie begründen wollte, auf die Methoden hingewiesen, die in der medizinischen Wissenschaft für die Behandlung des Körpers ausgebildet waren.

I. Dringend notwendig und besonders erfolgversprechend sind Untersuchungen über den Sprachgebrauch der hippokratischen Schriften. Bei den Dialektformen wird man allerdings die Durchführung der kritischen Ausgabe des Corpus abwarten müssen. Immerhin zeigen die Bemerkungen von Diels, SB. Pr. Ak. 1910 S. 1151, über die in den chirurgischen Schriften vorkommenden dorischen Formen, wieviel schon jetzt festgestellt werden kann. Sonst gilt es namentlich, die Wortwahl zu untersuchen. Schonacks Untersuchungen, Curae Hippocraticae, Königsberg 1908, bedeuteten einen Ansatz, der leider kaum eine Fortsetzung gefunden hat. Gegenwärtig muß man sich freilich halten, daß in dieser Zeit der Sprachgebrauch noch ganz im Fluß ist und beim selben Autor wechseln kann. So gebraucht z. B. Hippokrates in der Schrift über die Epilepsie noch ruhig das derbe Wort κόπρος (c. 1. 3), wählt aber schon in π. ἀέρων lieber den dezenten Terminus διαχώρησις, der unserm 'Stuhlgang' entspricht (p. 61, 12; 62, 6 vgl. 62, 5), und τὰ διαχωρήματα herrscht dann in den Epidemienbüchern und den meisten Teilen des Corpus.

1) Außer καιρὸς darf man auch die εἴδεα (ἰδέαι) τῶν λόγων vergleichen.
2) Vgl. Fredrich, Hippokratische Untersuchungen S. 60 f.

Merkwürdig ist ein anderer Fall, der hier zum Schluß berührt sei, weil er einen scheinbar ganz dem Wechsel entzogenen Begriff betrifft.

In Griechenland setzt sich der Herbst als Jahreszeit nicht scharf ab. Man ging von der Obsternte, der ὀπώρα, aus und grenzte danach teils die Zeit, die nach dieser lag, als μετόπωρον ab, teils aber auch den Abschnitt, in dem sie zu Ende ging, und nannte diesen φθινόπωρον. Die Ausdrücke sind gewiß in verschiedenen Gegenden heimisch, haben sich aber schon im fünften Jahrhundert so vermischt, daß sich ihr Gebrauch nicht lokal abgrenzen läßt. Nun heißt in π. ἀέρων (in der Schrift über die Heilige Krankheit kommt das Wort nicht vor) der Herbst ständig (fünfmal, vgl. den Index von Heiberg, dazu 67, 7 μετοπωρινός) μετόπωρον, in den Epidemienbüchern ebenso ausschließlich φθινόπωρον (nur Epid. VII 105 druckt Littré μέχρι ἰσημερίης μετοπωρινῆς; aber φθινοπωρινῆς, das er aus C, der Abschrift des Vaticanus, anführt, wird durch die Parallele V 94 bestätigt). φθινόπωρον herrscht auch sonst im Corpus durchaus vor; ja in den Aphorismen wird III 13 in einem Exzerpt aus π. ἀέρων 10, das sonst den Wortlaut festhält, μετόπωρον durch φθινόπωρον ersetzt. Μετόπωρον ist mir — ich habe allerdings nicht jede Schrift systematisch durchgesehen — außer in π. ἑβδομάδων 5, wo Galen φθινόπωρον einsetzt, nur in Περὶ τῶν ἐντὸς παθῶν aufgefallen, wo zweimal (34. 46) einstimmig μετόπωρον überliefert ist, so daß wir es auch an der dritten Stelle (27) lesen müssen, obwohl hier der Vindobonensis das geläufigere φθινόπωρον bietet[1]).

Müssen wir daraus nicht z. B. den Schluß ziehen, daß Π. ἀέρων und die Epidemienbücher von verschiedenen Verfassern herrühren? Davor kann Thukydides warnen. Er erwähnt den Herbst sechsmal, nennt ihn in der Erzählung des archidamischen Krieges nur φθινόπωρον (II 31, 1, III 18, 3; 100, 2), aber ebenso regelmäßig im späteren Teile des Werkes (VII 79, 3; 87, 1, VIII 108, 2) nur μετόπωρον, ohne daß, wie schon die älteren Kommentare vermerken, ein Bedeutungsunterschied vorliegt. Gerade in der Zeit, in der die Schrift Π. ἀέρων und die älteren Epidemienbücher entstanden sind, ändert sich also auch sonst der Sprachgebrauch beim selben Autor.

Eine Kleinigkeit, die aber bei Thukydides den strammen Unitariern zu denken geben sollte.

1) c. 25 und 42 werden Krankheiten besprochen, die ἐν ὀπώρης καιρῷ durch Obstgenuß verursacht werden.



Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

1. Philippson, R., Neues über Epikur und seine Schule. (Fortsetzung.) 2 RM.
2. Fränkel, H., Parmenidesstudien. 3 RM.
3. Kees, H., Kultlegende und Urgeschichte. Grundsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von Edfu. 1 RM.
4. Kahrstedt, U., Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsaß. 1 RM.
5. Crome, F., Göttinger Gemmen, in Auswahl bearbeitet. 4 RM.
6. Kahrstedt, U., Der Umfang des athenischen Kolonialreiches. 3 RM.
7. Kahrstedt, U., Die Lage von Sybaris. 1 RM.
8. Thiersch, H., Die Nike von Samothrake ein rhodisches Werk und Anathem. 3 RM.

BAND II:

9. Thiersch, H., Ein hellenistischer Kolossalkopf aus Besan. 3 RM.
10. Pohlenz, M., Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. 1 RM.
11. Kahrstedt, U., Eine Urkunde der Republik Eleusis. —,50 RM.
12. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. I. Oberägypten. 2 RM.
13. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. I. 1 RM.
14. Koepp, F., Zur Beurteilung der bildlichen Tradition in der griechischen Kunst. 1 RM.
15. Latte, K., Ein neues Fragment aus der Niobe des Aischylos. —,50 RM.
16. Pohlenz, M., *Τὸ πρέπον*. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. 2 RM.
17. Lenz, F., Der Vaticanus Gr. 1, eine Handschrift des Arethas. 2 RM.
18. Kahrstedt, U., Die Kelten in den decumates agri. 3 RM.

BAND III:

19. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. II. 2 RM.
20. Kolbe, W., Randbemerkungen zur Archontenforschung. 2 RM.
21. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. II. Unterägypten. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND I:

1. Pohlenz, M., Cicero de officiis III. 2 RM.
2. Hiller v. Gaertringen, F., Noch einmal das Archilochosdenkmal von Paros. 1 RM.
3. Latte, K., Zwei Exkurse zum römischen Staatsrecht. 1 RM.
4. Wilhelm, A., Drei griechische Epigramme aus Susa und aus Heliopolis-Baalbek. 1 RM.
5. Kees, H., Zur Innenpolitik der Saïtendynastie. 1 RM.
6. Hiller v. Gaertringen, F., Neue Forschungen zur Geschichte und Epigraphik von Lesbos. 1 RM.
7. Jachmann, G., Binneninterpolation. I. Teil. 1 RM.
8. Knoche, U., Über einige Szenen des Eunuchus (Erster Teil). 2 RM.
9. Jachmann, G., Binneninterpolation. II. Teil. 2 RM.
10. Krahmer †, G., Hellenistische Köpfe. Mit 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. 4 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

1. Kees, H., Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates. 1 RM.
2. Deicke, L., Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri. 2 RM.
3. Geilmann, W., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens. Mit prähistorischen Erläuterungen von K. H. Jacob-Friesen. 2 RM.

Abhandlungen
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse / Neue Folge
aus dem Gebiet der
FACHGRUPPE I: ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Klassische Philologie:

X. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur griechisch-römischen Poetik. 4°. (124 S.) 1908. [Vergr.]

II. Bd. Nr. 4. **Kaibel, Georg,** Die Prolegomena ΠΕΡΙ ΚΩΜΩΙΔΙΑΣ. 4°. (70 S.) 1898. 5,50 RM.

XII. Bd. Nr. 4. **Schultz, Hermann,** Die handschriftliche Überlieferung der Hesiod-Scholien. 4°. (VIII und 101 S.) 1910. 8,50 RM.

IV. Bd. Nr. 3. **Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von,** Die Textgeschichte der griechischen Lyriker. 4°. (121 S.) 1900. [Vergr.]

XVII. Bd. Nr. 2. **Wendel, Carl,** Überlieferung und Entstehung der Theokrit-Scholien. Lex.-8°. (211 S.) 1921. 8,50 RM.

II. Bd. Nr. 1. **Wellmann, Max,** Krateuas. Mit 2 Tafeln. 4°. (32 S.) 1897. 3,50 RM.

X. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. I. Mit 14 Tafeln. 4°. (65 S.) 1908. 9,50 RM.

XI. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. II. Mit 11 Tafeln. 4°. (109 S.) 1908. 11 RM.

XII. Bd. Nr. 5. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. III. Mit 7 Tafeln. 4°. (III und 87 S.) 1912. 9,50 RM.

I. Bd. Nr. 5. **Hultsch, Friedrich,** Poseidonios über die Größe und Entfernung der Sonne. 4°. (48 S.) 1897. 3,50 RM.

XIX. Bd. Nr. 3. **Heiberg, Joh. Ludwig,** Theodosius Tripolites Sphaerica. Lex.-8°. (XVI und 199 S.) 1927. 16 RM.

XIX. Bd. Nr. 4. **Fecht, Rudolf,** Theodosii de habitationibus liber, de diebus et noctibus libri duo. Lex.-8°. (II und 176 S.) 1927. 13 RM.

IV. Bd. Nr. 1. **Tüselmann, Otto,** Die Paraphrase des Euteknios zu Oppians Kynegetika. 4°. (43 S.) 1900. 5 RM.

II. Bd. Nr. 5. **Bechtel, Friedrich,** Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind. 4°. (85 S.) 1898. 6,50 RM.

XVI. Bd. Nr. 3. Papyrusurkunden der öffentlichen Bibliothek zu Basel. I. Urkunden in griechischer Sprache. Herausgeg. von **E. Rabel.** II. Ein koptischer Vertrag. Herausgeg. von **W. Spiegelberg.** Mit 2 Tafeln. 4°. (104 S.) 1917. 12 RM.

VIII. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Saturnische Vers. 4°. (III und 80 S.) 1905. 6,50 RM.

I. Bd. Nr. 7. **Leo, Friedrich,** Die Plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. 4°. (114 S.) 1897. 9 RM.

V. Bd. Nr. 5. **Schulze, Wilhelm,** Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen. 4°. (647 S.) 1904. Unveränderter Neudruck 1933. 48 RM.

DRITTE FOLGE

Nr. 1. **Wendel, Carl,** Die Überlieferung der Scholien zu Apollonios von Rhodos. Lex.-8°. (IV und 124 S.) 1932. 8 RM.

Nr. 5. **Jensen, Christian,** Ein neuer Brief Epikurs. Wiederhergestellt und erklärt. Mit 22 Abbildungen im Text. Lex.-8°. (II und 94 S.) 1933. 8 RM.

Nr. 12. **Thiersch, Hermann,** Artemis Ephesia. Eine archäologische Untersuchung. Teil I: Katalog der erhaltenen Denkmäler. Mit 76 Tafeln und 4 Textabbildungen. Lex.-8°. (IV und 150 S.) 1935. 22 RM.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 5

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Über die Vermeidung störender Reflexe beim Photographieren griechischer Vasen

Von
Kurt Müller





GÖTTINGEN ∗ VANDENHOECK & RUPRECHT ∗ 1937

Einzelpreis RM. 1.—

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände
der
„Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

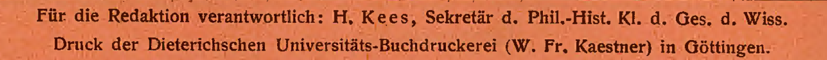
Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis 1/2 Bogen	Umfang	0,50 RM.
1/2—1 1/2 „	„	1,— „
1 1/2—2 1/2 „	„	2,— „
2 1/2—3 1/2 „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als 1/2 Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.



Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Über die Vermeidung störender Reflexe beim Photographieren griechischer Vasen.

Von
Kurt Müller in Göttingen.

Vorgelegt von R. W. Pohl in der Sitzung vom 19. November 1937.

Je eingehender sich die Archäologie mit den stilistischen Problemen der griechischen Vasenmalerei befaßt, umso größere Anforderungen muß sie an die photographische Wiedergabe der Vasenbilder stellen.

Auf der gekrümmten roten Fläche der Gefäße ist mit stark glänzender, tiefschwarzer Glasurfarbe gemalt. Einzelheiten sind oft mit mattem Weiß oder einem stumpfen Rot von anderer Tönung als der Grund dargestellt, oder es ist dafür die zu mehr oder weniger hellem Braun verdünnte, aber glänzende Glasurfarbe verwendet. Zur richtigen Wiedergabe der Tonwerte stehen uns jetzt orthochromatische und panchromatische Platten zur Verfügung. Doch ist eine andere Schwierigkeit geblieben: der starke Glanz der Glasurfarbe, der mit bläulichen Reflexen oft noch dann auf die photographische Platte wirkt, wenn das Auge auf der Mattscheibe davon nichts mehr erkennen kann. Es ist meist sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die Reflexe an Stellen zu bringen, wo sie die Zeichnung nicht stören; auch da wirken sie oft zu grell und zerreißen das Bild.

Die in der Technik üblichen Hilfsmittel zur Beseitigung solcher Reflexe, also richtige Wahl des Lichteinfallswinkels oder Beleuchtung mit polarisiertem Licht, versagen, weil die Bildflächen der Vasen gewölbt sind. Es bleibt nur das umständliche Hilfsmittel einer allseitigen und richtig abgestuften Beleuchtung. Diese läßt sich nur im Innern eines Hohlraumes, also eines Kastens, erreichen, dessen Abmessungen erheblich größer als die der Vase sind. Dies Verfahren ist mit großem Erfolge von Ernst Langlotz in Würzburg angewandt und mit allen Einzelheiten eingehend beschrieben worden [1].

1) E. Langlotz, Archäolog. Anzeiger 1928, 94. Nach dem dort beschriebenen Verfahren sind die Vorlagen hergestellt für die Tafeln von E. Langlotz, Griechische Vasen in Würzburg, München 1932.

Da nun jetzt mit den Vorarbeiten für eine Veröffentlichung sämtlicher Vasensammlungen in Deutschland für das Corpus Vasorum Antiquorum begonnen werden soll, scheint es mir wünschenswert, die Vorteile einer reflexlosen Wiedergabe von Vasen mit Hilfsmitteln zu erzielen, die einfacher zu handhaben und leichter zu transportieren sind, als der Kasten für allseitige Beleuchtung. Ich wandte mich deshalb mit dieser Frage an Herrn Pohl, den Leiter des I. Physikalischen Instituts zu Göttingen, und Herr Pohl ließ mir durch seinen Feinmechanikermeister Sperber eine geeignete Anordnung herrichten. Ihr physikalischer Grundgedanke ist mit Herrn Pohls Worten der folgende:

Die Vase soll wie ein Selbstleuchter wirken, indem sie nur diffus zerstreutes, aber überhaupt kein reflektiertes Licht in die Kamera gelangen läßt. Zu diesem Zweck wird in den Strahlengang des beleuchtenden und des abbildenden Lichtes je ein Polarisator gesetzt, und beide Polarisatoren werden zu einander gekreuzt. Dann kann nur solches Licht in das Objektiv gelangen, das an der Oberfläche der Vase diffus zerstreut und dabei depolarisiert worden ist.

Dieser Grundgedanke läßt sich in mannigfacher Form verwirklichen; bei unserm ersten Versuch wurde folgende Anordnung benutzt.

Als Objekte dienten zwei Vasen unseres Instituts mit besonders stark reflektierender Glasurfarbe, eine schwarzfigurige und eine rotfigurige (Jacobsthal, Göttinger Vasen[1]), Taf. V, 14; XII, 38). Das Objekt wurde im verdunkelten Raum mit zwei kleinen Projektionsapparaten[2]) beleuchtet, vor deren Kondensoren als Polarisator je eine Herotarplatte[3]), in ihrer Ebene drehbar, eingeschaltet war. Die Achsen der beiden beleuchtenden Lichtkegel bildeten mit einander einen Winkel von ungefähr 30°. Zwischen beiden befand sich die photographische Kamera. Durch die Benutzung zweier Lichtquellen wurde eine unerwünschte Schattenbildung sowohl auf dem Objekt wie auf dem Hintergrund vermieden; man kann auch durch verschiedene Abstände der beiden die plastische Wirkung erhöhen. Vor dem Objektiv der Kamera befand sich eine dritte Herotarplatte. Stehen die Schwingungsebenen aller drei Polarisatoren parallel, so bleiben die Reflexlichter der Vase auf der Mattscheibe unverändert sichtbar. Dreht man jedoch den Polarisator vor dem Objektiv, so nehmen sie allmählich ab,

1) Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. (N.F.), **14**, I, 1912.
2) Bezogen von Spindler und Hoyer in Göttingen.
3) Bezogen von Carl Zeiß, Jena.

um ganz zu verschwinden, wenn die Schwingungsebenen gekreuzt sind. Man kann so die Reflexe auf der Mattscheibe und damit für die Aufnahme beliebig ausschalten. Es ist aber auch möglich, durch kleine Drehungen der Polarisatoren die Reflexe der einen oder beider Lampen teilweise stehen zu lassen, damit das photographische Bild nicht tot wirkt. Nicht ausgeschaltet werden von benachbarten Gegenständen auf das Objekt fallende Reflexlichter; sie lassen sich leicht vermeiden, soweit man sie nicht zur Belebung des Bildes wünscht.

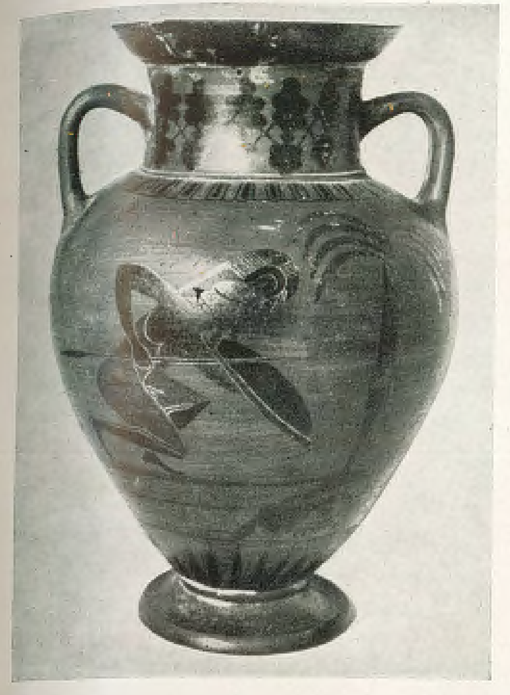
Die Ergebnisse der ersten Versuche werden durch die beigefügte Tafel veranschaulicht. Abb. 1 zeigt die schwarzfigurige Vase nach der von Jacobsthal (a. a. O.) 1912 aufgenommenen Originalplatte, Abb. 2 die gleiche nach dem neuen Verfahren. Abb. 3 gibt die rotfigurige Vase in der oben beschriebenen Beleuchtung ohne Polarisatoren und Abb. 4 dieselbe mit den gekreuzten Polarisatoren. Bei den Aufnahmen für Abb. 2—4 wurden panchromatische Platten (Agfa-Isopan) benutzt.

Der Erfolg bedarf keiner Erläuterung. Hingewiesen sei nur auf ein Nebenergebnis: Bei Anwendung der Polarisatoren treten auch die übermalten Bruchstellen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervor.

Das Verfahren läßt sich auch für die photographische Wiedergabe von anderen glänzenden Objekten anwenden, z. B. von Bronzestatuetten und mannigfachen technischen Gegenständen.

Archäologisches und I. Physikalisches Institut
der Universität Göttingen.

Ausgegeben am 10. Dezember 1937.



1



2



3



4



Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

1. Philippson, R., Neues über Epikur und seine Schule. (Fortsetzung.) 2 RM.
2. Fränkel, H., Parmenidesstudien. 3 RM.
3. Kees, H., Kultlegende und Urgeschichte. Grundsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von Edfu. 1 RM.
4. Kahrstedt, U., Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsaß. 1 RM.
5. Crome, F., Göttinger Gemmen, in Auswahl bearbeitet. 4 RM.
6. Kahrstedt, U., Der Umfang des athenischen Kolonialreiches. 3 RM.
7. Kahrstedt, U., Die Lage von Sybaris. 1 RM.
8. Thiersch, H., Die Nike von Samothrake ein rhodisches Werk und Anathem. 3 RM.

BAND II:

9. Thiersch, H., Ein hellenistischer Kolossalkopf aus Besan. 3 RM.
10. Pohlenz, M., Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. 1 RM.
11. Kahrstedt, U., Eine Urkunde der Republik Eleusis. —,50 RM.
12. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. I. Oberägypten. 2 RM.
13. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. I. 1 RM.
14. Koepp, F., Zur Beurteilung der bildlichen Tradition in der griechischen Kunst. 1 RM.
15. Latte, K., Ein neues Fragment aus der Niobe des Aischylos. —,50 RM.
16. Pohlenz, M., *Τὸ πρέπον*. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. 2 RM.
17. Lenz, F., Der Vaticanus Gr. 1, eine Handschrift des Arethas. 2 RM.
18. Kahrstedt, U., Die Kelten in den decumates agri. 3 RM.

BAND III:

19. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. II. 2 RM.
20. Kolbe, W., Randbemerkungen zur Archontenforschung. 2 RM.
21. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. II. Unterägypten. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND I:

1. Pohlenz, M., Cicero de officiis III. 2 RM.
2. Hiller v. Gaertringen, F., Noch einmal das Archilochosdenkmal von Paros. 1 RM.
3. Latte, K., Zwei Exkurse zum römischen Staatsrecht. 1 RM.
4. Wilhelm, A., Drei griechische Epigramme aus Susa und aus Heliopolis-Baalbek. 1 RM.
5. Kees, H., Zur Innenpolitik der Saïtendynastie. 1 RM.
6. Hiller v. Gaertringen, F., Neue Forschungen zur Geschichte und Epigraphik von Lesbos. 1 RM.
7. Jachmann, G., Binneninterpolation. I. Teil. 1 RM.
8. Knoche, U., Über einige Szenen des Eunuchus (Erster Teil). 2 RM.
9. Jachmann, G., Binneninterpolation. II. Teil. 2 RM.
10. Krahmer †, G., Hellenistische Köpfe. Mit 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. 4 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

1. Kees, H., Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates. 1 RM.
2. Deicke, L., Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri. 2 RM.
3. Geilmann, W., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens. Mit prähistorischen Erläuterungen von K. H. Jacob-Friesen. 2 RM.
4. Pohlenz, M., Hippokratesstudien. 2 RM.

Abhandlungen
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse / Neue Folge

aus dem Gebiet der

FACHGRUPPE I: ALTERTUMSWISSENSCHAFT

Klassische Philologie:

X. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Monolog im Drama. Ein Beitrag zur griechisch-römischen Poetik. 4°. (124 S.) 1908. [Vergr.]

II. Bd. Nr. 4. **Kaibel, Georg,** Die Prolegomena ΠΕΡΙ ΚΩΜΩΙΔΙΑΣ. 4°. (70 S.) 1898. 5,50 RM.

XII. Bd. Nr. 4. **Schultz, Hermann,** Die handschriftliche Überlieferung der Hesiod-Scholien. 4°. (VIII und 101 S.) 1910. 8,50 RM.

IV. Bd. Nr. 3. **Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von,** Die Textgeschichte der griechischen Lyriker. 4°. (121 S.) 1900. [Vergr.]

XVII. Bd. Nr. 2. **Wendel, Carl,** Überlieferung und Entstehung der Theokrit-Scholien. Lex.-8°. (211 S.) 1921. 8,50 RM.

II. Bd. Nr. 1. **Wellmann, Max,** Krateuas. Mit 2 Tafeln. 4°. (32 S.) 1897. 3,50 RM.

X. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. I. Mit 14 Tafeln. 4°. (65 S.) 1908. 9,50 RM.

XI. Bd. Nr. 1. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. II. Mit 11 Tafeln. 4°. (109 S.) 1908. 11 RM.

XII. Bd. Nr. 5. **Schneider, Rudolf,** Griechische Poliorketiker. Mit den handschriftlichen Bildern herausgegeben und übersetzt. III. Mit 7 Tafeln. 4°. (III und 87 S.) 1912. 9,50 RM.

I. Bd. Nr. 5. **Hultsch, Friedrich,** Poseidonios über die Größe und Entfernung der Sonne. 4°. (48 S.) 1897. 3,50 RM.

XIX. Bd. Nr. 3. **Heiberg, Joh. Ludwig,** Theodosius Tripolites Sphaerica. Lex.-8°. (XVI und 199 S.) 1927. 16 RM.

XIX. Bd. Nr. 4. **Fecht, Rudolf,** Theodosii de habitationibus liber, de diebus et noctibus libri duo. Lex.-8°. (II und 176 S.) 1927. 13 RM.

IV. Bd. Nr. 1. **Tüselmann, Otto,** Die Paraphrase des Euteknios zu Oppians Kynegetika. 4°. (43 S.) 1900. 5 RM.

II. Bd. Nr. 5. **Bechtel, Friedrich,** Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind. 4°. (85 S.) 1898. 6,50 RM.

XVI. Bd. Nr. 3. Papyrusurkunden der öffentlichen Bibliothek zu Basel. I. Urkunden in griechischer Sprache. Herausgeg. von **E. Rabel.** II. Ein koptischer Vertrag. Herausgeg. von **W. Spiegelberg.** Mit 2 Tafeln. 4°. (104 S.) 1917. 12 RM.

VIII. Bd. Nr. 5. **Leo, Friedrich,** Der Saturnische Vers. 4°. (III und 80 S.) 1905. 6,50 RM.

I. Bd. Nr. 7. **Leo, Friedrich,** Die Plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. 4°. (114 S.) 1897. 9 RM.

V. Bd. Nr. 5. **Schulze, Wilhelm,** Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen. 4°. (647 S.) 1904. Unveränderter Neudruck 1933. 48 RM.

DRITTE FOLGE

Nr. 1. **Wendel, Carl,** Die Überlieferung der Scholien zu Apollonios von Rhodos. Lex.-8°. (IV und 124 S.) 1932. 8 RM.

Nr. 5. **Jensen, Christian,** Ein neuer Brief Epikurs. Wiederhergestellt und erklärt. Mit 22 Abbildungen im Text. Lex.-8°. (II und 94 S.) 1933. 8 RM.

Nr. 12. **Thiersch, Hermann,** Artemis Ephesia. Eine archäologische Untersuchung. Teil 1: Katalog der erhaltenen Denkmäler. Mit 76 Tafeln und 4 Textabbildungen. Lex.-8°. (IV und 150 S.) 1935. 22 RM.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 6

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Die Königin Aḥmes-Nefretere als Amonspriester

Von

Hermann Kees





GÖTTINGEN ∗ VANDENHOECK & RUPRECHT ∗ 1937

Einzelpreis RM. 1.—

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Die Königin Aḥmes-Nefretere als Amonspriester.

Von

Hermann Kees.

Vorgelegt in der Sitzung am 3. Dezember 1937.

Bei den Fundamentgrabungen unter dem 3. Pylon des Karnaktempels wurde im Winter 1935/36 das Bruchstück einer Kalksteinstele des Königs Aḥmes (I.), des Hyksossiegers und Begründers der 18. Dynastie, gefunden. Chevrier gibt seinem Vorbericht über diese Arbeiten eine kleine Abbildung bei, die zur Lesung des Textes genügt[1]). Leider fehlt das ganze Mittelstück des Textes. Das Bruchstück würde allein schon als erwünschter Zuwachs zu den sehr wenigen Denkmälern des Dynastiegründers bemerkenswert sein[2]). Es erhält eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Text nicht in der üblichen Form eines Königsdekretes gehalten ist, sondern eine durch Gerichtsbeschluß bestätigte Eigentumsübertragung aus einem Vermächtnis und zwar innerhalb des Königshauses enthält, damit also die nicht große Zahl solcher öffentlich aufgezeichneten gerichtlichen Protokolle der älteren Zeit vermehrt.

Von derartigen zeitlich nahestehenden Dokumenten, die man aus bestimmten Gründen für wert erachtete, im Tempelbezirk in Stein gehauen aufgestellt und damit der Nachwelt besonders eindringlich vor Augen gehalten zu werden, sind zwei zu nennen: das von Petrie in Koptos aufgefundene Dekret eines thebanischen Antefkönigs der 13./17. Dynastie[3]), das die Amtsenthebung und Ächtung eines ungetreuen Beamten am Mintempel von Koptos auf Grund der von einer Kommission nachgeprüften Anklage seitens der Stundenpriesterschaft dieses Tempels und die erbliche Ver-

1) Annal. du Serv. 36 S. 137 (mit Taf. 2, 1).

2) Ältere Funde in Karnak aus derselben Zeit. Annal. du Serv. 4 S. 34 (Stele Kairo 34001 = Sethe Urk. IV 14 f.).

3) Petrie, Koptos Taf. 8 = Sethe, Lesestücke MR S. 98 mit sachlichen Erläuterungen; datiert in das 3. Jahr des Königs Antef *Nb-ḫprw-Rʿ*. Zur Einordnung dieses Königs zuletzt Winlock JEA 10 S. 226 f.

leihung der Amtseinkünfte an eine andere Person verfügte; vor allem die Gerichtserhebungen und -beschlüsse in der Sache der Übertragung des ererbten Amtes als „Graf von El Kab“, die unter dem ephemeren König *Św3ḏ-n-Rꜥ* derselben Zeit im Amonstempel zu Karnak auf einer Stele aufgezeichnet wurden[1]. So unklar und schwierig die genaue Einordnung der beiden genannten Könige unter die Vorgänger der 17. Dynastie ist, sie trennt keine erhebliche Zeitspanne von dem historisch gut bezeugten Hyksosgegner *Śḳnn-Rꜥ* und seinen Söhnen Kames (Kamose) und Aḥmes (Ahmose).

Leider ist das Jahresdatum der neuen Stele aus Karnak verloren, so daß kein neues festdatiertes Denkmal die wenigen bisher bezeugten Jahresdatierungen des Aḥmes vervollständigt. Sein 10. Regierungsjahr ist in einem thebanischen Grab, das 22. anläßlich der Eröffnung eines neuen Kalksteinbruches bei Tura (Masara) überliefert[2]. Eine Zeitbestimmung der neuen Stele kann also nur aus inneren Gründen gefunden werden, vor allem der Zusammensetzung der königlichen Familie. Das Begleitbild der Inschrift zeigt den Gott Amun, den Götterkönig von Karnak, dem der König Aḥmes, geschmückt mit der Doppelkrone, ein Weißbrot darreicht. Der König führt an der Hand den „ältesten Königssohn des Gottesleibes ([hieroglyphs])[3] Aḥmes“, dargestellt als nackter Knabe mit Jugendlocke an der Schläfe, also noch im Kindesalter. Dahinter folgt die regierende Königin, die Schwestergemahlin des Aḥmes, die „Königstochter, Königsschwester[4], Gottesgemahlin (des Amun), große königliche Gemahlin, der alles getan wird, was gesagt wird, Oberhaupt von Oberägypten und Unterägypten[109-1] Aḥmes-Nefretere, die lebt“ d. h. die Mutter des Prinzen und damaligen Thronfolgers.

1) Kairo Mus. Journ. d'entrée 52453, gefunden 1927 ebenfalls bei Fundamentgrabungen in Karnak. Die Veröffentlichung durch Lacau steht leider noch immer aus. Zu Datierung und Inhalt vorläufig Lacau Bullet. inst. fr. or. 30 S. 881/896.

2) Gauthier, Livre des rois II S. 175 stellt unter „Jahr 3“ die bekannte Angabe über die Belagerung der Hyksosreste in Scharuhen Urk. IV 4, die aber wohl nach ihrer sprachlichen Fassung „im Jahr 3“ die dreijährige Dauer der Belagerung und nicht das Regierungsjahr des Aḥmes bei der Eroberung bezeichnen soll, siehe Sethe ÄZ 42 S. 136 sowie Urk. IV Deutsche Übersetzung, Heft 1.

3) Also nach dem Dogma eigentlich Sohn des Amun und der „Gottesgemahlin“ ([hieroglyphs]) Aḥmes-Nefretere s. u.

4) Nach der heute wohl allgemein angenommenen Genealogie war Aḥmes-Nefretere eine Tochter des Königs *Śḳnn-Rꜥ*, Schwester des Königs Aḥmes und seine Gemahlin. Gauthier, Livre des rois II S. 159. 183 Anm. 2 hat versuchsweise die Aḥmes-Nefretere zur Tochter des Königs Kames, Bruders und

Bekanntlich ist der hier dem Reichsgott als ältester Prinz und Thronfolger vorgestellte Königssohn Aḥmes nicht zur Regierung gekommen, sondern muß vorzeitig gestorben sein. Er ist wahrscheinlich identisch mit jenem Königssohn Aḥmes, der zur Unterscheidung von namensgleichen Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie den Beinamen „genannt *s3-p3-ỉr*“ führte. Seine Leiche hat sich in einem Kindersarg in der „Cachette“ bei Der el Bahri gefunden[109-2]; sein Grab hatte die Untersuchungskommission gegen die Grabräuber unter Ramses IX. versehentlich als das eines „Königs“ bezeichnet[109-3].

Wie das ganze Aḥmesidenhaus, vor allem seine Mutter Aḥmes-Nefretere und sein jüngerer Bruder Amenophis, der an seiner Stelle König wurde (Amenophis I.)[109-4], genoß Prinz Aḥmes genannt *s3-p3-ỉr* später in der thebanischen Weststadt, besonders in dem staatlichen Arbeiterviertel bei Der el Medine Verehrung und findet sich demgemäß in mehreren Gräbern der Ramessidenzeit neben Familienmitgliedern dargestellt[109-5].

Die Darstellung dieses Prinzen Aḥmes auf der Karnaker Stele seines Vaters gibt wenigstens einen Anhalt für die verlorene Jahresdatierung dahin, daß die Stele in die erste, keinesfalls in die zweite Hälfte der etwa 25jährigen Regierungszeit des Königs Aḥmes I. hineingehörte. Nimmt man an, daß Aḥmes seine Schwester Aḥmes-Nefretere erst heiratete, als er seinem Bruder Kames auf dem Throne folgte, ergibt sich auf Grund der Darstellung des

Vorgängers des Aḥmes, gemacht. Sie hätte dann ihren Oheim Aḥmes als König geheiratet. Für unsere Frage ändert das wenig.

109-1) Aḥmes-Nefretere bezeichnet als „Herrin von Ober- und Unterägypten“ auch auf der Statuette Turin Nr. 1369 = Gauthier a. a. O. II S. 184. Der gleiche Titel „Oberhaupt von Ober- und Unterägypten“ auch bei der späteren Königin Aḥmes, Gemahlin Thutmosis' I. und Mutter der Hatschepsut Urk. IV 225.

109-2) Die Dokumente bei Gauthier a. a. O. II S. 188f. Der Kindersarg Kairo 61007 (Catal. gén. Daressy). Zur Leiche E. Smith Royal mummies (Catal. gén.) S. 25 = Kairo 61064 „presumably was about five or six years of age“.

109-3) Sein Grab lag zwischen Dra Abu el Naga und Der el Bahri, vermutlich in der Nähe des Totentempels seiner Eltern Winlock JEA 10 S. 222f.

109-4) Der Krönungstag Amenophis I. fällt wahrscheinlich auf den 12. 10. (jul.) 1545 v. Chr., s. zuletzt W. F. Edgerton, Americ. journal semit. languages 53 (1937) S. 196.

109-5) Belege bei Gauthier a. a. O. Sethe, Untersuchungen I, S. 69f.

ältesten Sohnes noch im Kindesalter[1]) das 5.—10. Regierungsjahr des Aḥmes als das wahrscheinlichste Datum. Beobachtungen, die H. E. Winlock in seinem vortrefflichen Bericht über die thebanischen Königsgräber der 17. Dynastie gemacht hat, lassen sich damit sehr wohl in Einklang bringen. Er hat aus der Rolle, die die Königsmütter Tetischeri und Aaḥḥotep, also Großmutter und Mutter des Königs Aḥmes (I.), auf Denkmälern des regierenden Königs Aḥmes spielen, wahrscheinlich gemacht, daß die Großmutter Tetischeri, Gemahlin des Hyksosgegners *Śḳnn-Rꜥ*, in den ersten Regierungsjahren des Aḥmes starb, so daß ihren Ehrenplatz zunächst die „Königsmutter" Aaḥḥotep[2]), später aber, und zwar im 22. Regierungsjahr nachweislich, die Königin Aḥmes-Nefretere (so auf der Steinbruchsinschrift bei Masara) einnahm: „Without doubt the rise of Nefretiri at the end of the reign of Ahmose followed only on the death of Aḥhotp"[3]).

Wenn nun die Darstellung des „ältesten Königssohnes" Aḥmes im Kindheitsalter, wie schon erwähnt, verbietet das neue Karnaker Denkmal in die späteren Jahre des Königs Aḥmes I. und damit in die Nähe der Inschriften des Königs in den Turabrüchen aus dem 22. Jahre zu rücken, so machen innere Gründe es andererseits wahrscheinlich, daß die Stele nach dem Tode der Tetischeri, vielleicht geradezu auf Grund ihres Vermächtnisses, im Amonstempel zu Karnak aufgestellt wurde.

Vom Text ist der Anfang (5 senkrechte Zeilen mit Lücken), sowie die Schlußzeile und der Anfang der vorletzten Zeile (2 wagerechte Zeilen unter dem Text) erhalten.

Der Text:

1 … 2 … 3 … [a)] …

1) Zur Frage des Alters nackt dargestellten Knaben siehe meine Kulturgeschichte S. 199 mit Anm. 6.

2) Stele aus Karnak Kairo (Catal. gén. Lacau) 34001; in Buhen (Halfa) Maciver-Woolley, Buhen Taf. 35 (Vizekönig von Nubien *Twrj*).

3) Winlock JEA 10 S. 251.

… 4 [… N. N.] … 5 […] ………. [b)] … 6 Fortsetzung fehlt.

Wagerecht darunter als Schluß:

1a … […] ……

… 2a …

… Ende!

a) und b) Nach Lückenspuren sicher.

Übersetzung:

[Jahr . . . .] 4. Monat der Überschwemmungsjahreszeit (Choiak) Tag 7, unter der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten *Nb-pḥ.tj-Rꜥ*, Sohnes des Rê Aḥmes, der ewig lebt bis in Unendlichkeit. Gemacht wurde vor [dem vereinigten Rat, den Propheten][a)] des Bodens der (Haupt-)Stadt und der Stundenpriesterschaft des Gotteshauses des Amun, was gesagt worden war in der Majestät des Königspalastes pp.: „[Man befahl, zu geben][b)] das Amt des zweiten Propheten des Amun der Gottesgemahlin (des Amun) [großen] königlichen Gemahlin [pp. Aḥmes-Nefretere][c)] als erbliches Vermächtnis von Sohn zu Sohn, Erbe zu Erbe. [Es sollen ihr gegeben werden seine Einkünfte usw. . . .][d)] und alle Leute (*rmṯ? nb.t*)[e)] bis in alle Ewigkeit. Denn es ist ein Amt [ihres . . . . .]"

(Hier endet leider das Fragment. Darunter wagerecht die Schlußzeilen:) [vor dem][f)] versammelten Rat. Da sagte die Majestät dieses Gottes (Amun): „Ich werde ihr Schützer sein, so daß sie nicht (darin) gestört werden kann durch irgendeinen König, der auftreten wird[g)], [. . . . .] ihr [Amt] der Gottesgemahlin (des Amun). Nicht gibt es einen, der (das) sagen wird außer mir, und nicht vermag[h)] ein Mann (das) zu sagen". (Damit endete der Text). Meine Ergänzungen und die Übersetzung bedürfen nur weniger begründender Bemerkungen:

a) Z. 1. Die Nennung der Propheten vor der Stundenpriesterschaft ist sachlich notwendig. Unbedingt mußte am Anfang des Protokolls das erkennende Gericht genannt sein, das im erhaltenen Schlußtext als der „vereinigte Rat“ bezeichnet wird. Zu diesem aus den örtlichen Notabeln (*śrw*) d. h. den Spitzen der Beamtenschaft, in Theben sicherlich unter Vorsitz des Vezirs, gebildeten und zugleich als Gericht amtierenden „Rat“ treten, namentlich erwähnt, die Priester der Stadt Theben, d. h. die leitenden Geistlichen aller Ortstempel und die Stundenpriesterschaft des Amonstempels bezw. ihre Vertreter hinzu, weil das Verhandlungsobjekt ein Tempelamt, die Stelle des 2. Propheten des Amun, war. Als Beispiel einer rein geistlichen Pfründe kann man auf den „Königserlaß“ (*wḏ*) Sesostris' III. über die Vermehrung des sog. „Gottesopfers“ im Totentempel des Königs Menthuhotep III. verweisen, der an die Propheten des Amun, die Stundenpriesterschaft des Amun in Karnak, sowie die Vorlesepriester, Spendepriester, Domänenpächter (*ḫntjw-š*) und die Stundenpriesterschaft des Königs Menthuhotep im Tale des Menthuhotep *Nb-ḥp.t-Rꜥ* (Der el Bahri) gerichtet ist[1]).

In dem zuvor erwähnten zeitlich näherstehenden Amtsenthebungserlaß des Königs Antef aus Koptos ergeht der Befehl zur Bekanntmachung außer der hauptsächlich betroffenen Verwaltung des Mintempels in Koptos und dessen ganzer Stundenpriesterschaft zugleich an die Spitzen der Verwaltungsbehörden in Koptos und sogar zeitgemäß die ganze Garnison der Stadt, offenbar, weil mit der Enthebung des Tempelbeamten für ihn und alle eventl. Rechtsnachfolger aus seiner Familie vermögensrechtliche Umschichtungen, die in das städtische Verwaltungsbereich eingriffen, verbunden waren. Zur Durchführung der Untersuchung und der Verurteilung hatte der König nach Anhörung der Klage der Stundenpriesterschaft des Mintempels aus Theben einen Beamten des Amonstempels und einen Palastbeamten („Hallenältesten“) entsandt.

b) Z. 3 (Anfang). Nach der Größe der Lücke hat im Original vermutlich eine längere Phrase desselben Sinnes gestanden.

c) Z. 4 (Anfang). Nach der Größe der Lücke können hier nicht alle in der Überschrift genannten Ehrentitel der Königin Aḥmes-Nefretere (s. o. S. 108/9) gestanden haben.

d) Z. 5 (Anfang). Das Ächtungsdekret aus Koptos nennt als Zubehör des kassierten Amtes des Mintempels: „seine Einkünfte (*ꜥḳw* d. h. Naturalbezüge besonders Brot), seine verbrieften Rechte

1) Naville, XI. dyn. temple at Deir el-Bahari I Taf. 24.

(*ḏrf*) und seine Opferfleischanteile“. In der Kairiner Stele 52453 heißt es über das Zubehör des übertragenen Amtes „Es sollen ihm gegeben werden seine (des Amtes) Einkünfte (*ꜥḳw*), sein Bier, ... seine Speisen, seine Totenopfer, seine Mannschaft, sein Haus“.

e) Z. 5. Da feminin gebraucht, auf alle Fälle ein Kollektivum!

f) In dem fehlenden Textteil mußte zuletzt die Vorweisung der Urkunde, die dem Vermächtnis zugrundeliegt, vermerkt worden sein.

g) Z. 1a. „Auftreten“, der amtliche Ausdruck für die Regierungsübernahme eines Königs. Zu dieser Zeremonie des „Stehens“ bezw. Auftretens eines neuen Königs siehe Sethe, Dramatische Texte (II) S. 133. Kees, Gött. Nachr. 1929 S. 59.

Mit 𓇋𓈖 wird anscheinend keine selbständige „Drohformel“ eingeleitet; dies geschieht an entsprechender Stelle im Koptosdekret des Antef bereits durch 𓇋𓂋 wie in den Drohformeln der Stiftungsdekrete s. Möller Sb. Berl. Akad. 1910 S. 941f.; Sottas, Préservation de la propriété funéraire.

h) Z. 2a. *rḫ*, hier bereits in dem n. ä. beliebten Sprachgebrauch im Sinne von „etwas zu tun imstande sein“ s. Erman-Grapow Äg. Wb. II S. 444,14.

Der Text enthält die Übertragung eines erblichen Priesteramtes an die regierende Königin, sachlich und in der Form der Urkunde ein Unikum[1]). Besondere Umstände müssen bewirkt haben, daß diese erbliche Übertragung nicht in der üblichen Form eines „Königserlasses“ (*wḏ*) befohlen wurde, wie dies beispielsweise in dem Dekret Sesostris' III. über Vermehrung des Totenopfers Menthuhotep' III., vor allem auch bei der oft erwähnten Amtsenthebung eines Tempelpfründners gegenüber den geistlichen und weltlichen Behörden in Koptos geschah. Vielmehr wurde der Beschluß zur Übertragung der Priesterstelle an die Königin zwar im Königspalast zuerst „ausgesprochen“, der rechtskräftige Vollzug erfolgte aber vor dem „versammelten Rat“ der Notabeln und der Amonspriesterschaft von Theben. Das geschah sicherlich in feierlicher Form im Amonstempel zu Karnak in Gegenwart des Gottes. Im NR war es Sitte, daß jeder Priester und mindestens alle höheren Beamten, vor allem der Vezir, feierlich im Tempel „eingeführt“ (*bs*) wurden und durch Vorstellung beim Gott ihre

1) Für die Stellung der Frau im Kultus s. Blackman, JEA 7 S. 8f. Kees, Kulturgeschichte S. 260f.

Anerkennung erhielten. Daher bestätigt auch hier am Schluß der Gott Amun den Rechtsakt, indem er selbst die Königin, die ihm bereits durch ihre Stellung als „Gottesgemahlin“ angehörte, in ihrem neuen Priesteramt in Schutz nimmt, auch gegenüber einem künftigen König. Der Gott bekräftigt dieses Recht anscheinend ausdrücklich mit der Begründung, daß er als göttlicher Gatte der Königin auch über geistliches Erbgut seiner Gemahlin allein zu entscheiden habe, aber kein anderer „Mann“, also auch der König, ihr wirklicher Gatte nicht! Auch das ist eine seltsame rechtliche Fiktion. Das im Stile eines „Königserlasses“ gehaltene Koptosdekret versuchte demgegenüber jeden künftigen König und Machthaber durch Bedrohung in seiner Herrscherberechtigung zu binden, ohne etwa den Ortsgott Min ausdrücklich zum Schutzherrn des Erlasses aufzurufen.

Die Karnakstele des Aḥmes verdeutlicht durch die beigefügte Darstellung die Einführung und Anerkennung der königlichen Priesteranwärterin durch den Gott Amun zugleich in Anwesenheit des mutmaßlichen Thronerben Aḥmes d. J., der damals vielleicht noch der einzige Sohn des Königspaares war. Die Tätigkeit des vom König vor dem Angesicht des Ortsgottes einberufenen „versammelten Rates“ kann nur die gewesen sein, als Spruchkammer auf Grund der hinterlegten Urkunden die Behauptung zu prüfen, die der erblichen Übertragung in der bekannten Rechtsform der „Vergabung“ ([hieroglyphs])[1] an die Königin zugrundelag „denn es ist ein Amt [ihres . . . . .]“.

Für die Erklärung der besonderen Umstände, die diese seltsam „privatrechtliche“ Prüfung der Rechtslage bei der Übertragung des Priesteramtes an die Königin geboten erscheinen ließen, ist die Erkenntnis wesentlich, daß wir dieselbe Form amtlicher Prüfung der erblichen Besitzrechte aus einer privatrechtlichen „Vergabung“ (*imj.t-pr*) durch Vorlage der aus staatlichen Archiven herbeigeschafften Urkunden in der zeitlich nahestehenden Aktenpublikation auf der Kairiner Stele 52453 aus Karnak finden. Der Fall lag dort wie folgt: Ein Angehöriger der alten Grafenfamilie von El Kab will das ererbte „Amt“ eines „Grafen“ (Bürgermeisters) von El Kab zwecks Abgeltung einer erheblichen Darlehensschuld, die er nicht zurückbezahlen konnte, abtreten. Das Gericht

1) Übrigens verfügte nach dem ägyptischen Staatsdogma der König über alle Grundrechte Ägyptens auf Grund eines angenommenen *imj.t-pr* (meist als „Testament“ übersetzt) des Götterherrn v. Bissing-Kees, Re-Heiligtum III S. 7; Kulturgeschichte S. 244.

verlangte, bevor es die Zustimmung erteilt, daß er urkundlich den Anfall dieses Amtes aus einer „Vergabung“ (*imj.t-pr*) nachweist. Der Antrag wird dabei stets mit derselben Formel, wie auf unserer Karnakstele, eingeleitet: „denn es ist das Amt seines Vaters“ usw.[1]).

In beiden Fällen ist also gleich: 1. die Herkunft des „Amtes“ durch „Vergabung“ (*imj.t-pr*) in Erbfolge „von Sohn zu Sohn, Erbe zu Erbe“. 2. die Rechtsauffassung, daß ein „Amt“ erblich ist und als Teil des Vermögensbestandes vermacht werden kann, gleichgiltig, ob schon zu Lebzeiten z. B. wegen Alters, wie in den bekannten Kahuntestamenten des MR[2]), oder erst nach dem Tod des Erblassers auf Grund eines Vermächtnisses. Erbberechtigung d. h. Familienzugehörigkeit ist dabei natürlich Voraussetzung.

Unterschiede sind anzumerken: dort handelte es sich um eine Beamtenstellung (als Nomarch bezw. Bürgermeister einer Stadt), hier um eine Priesterstelle; dort um eine Beamtenfamilie, die allerdings mit dem thebanischen Königshaus der 13./17. Dynastie verwandtschaftliche Beziehungen hat, hier um die engste königliche Familie selbst, die sich mindestens formell einem privatrechtlichen Spruchverfahren unterwirft. Leider bricht unser Text gerade an der interessantesten Stelle, wo die Erbberechtigung begründet wird, ab. Aber das ist völlig sicher: Dies „Amt des zweiten Propheten des Amun“ kommt von leiblichen Vorfahren der Königin Aḥmes-Nefretere (und damit wahrscheinlich auch des Königs Aḥmes selbst!) her, aber gewiß von einem nichtköniglichen Ahnherrn des Aḥmesidenhauses. Die Frage, wo dieser priesterliche Ahnherr zu suchen ist, ist zugleich zur Aufhellung des Dunkels, aus dem das Haus der Hyksosbefreier in Theben mit der Person des *Śḳnn-Rʿ* auftaucht, von entscheidender Wichtigkeit.

Im Allgemeinen wird heute angenommen, daß mindestens mit *Śḳnn-Rʿ* „dem Tapferen“ und der Königin Aaḥḥotep das Königshaus in der dogmatisch begründeten Form der Geschwisterehe verbunden war[3]), und daß dies königliche Geschwisterpaar von der „Königsmutter“ Tetischeri abstammte[4]). Der Vater des *Śḳnn-Rʿ*

1) Vorläufige Inhaltsangabe Lacau, Bullet. inst. fr. or. 30 S. 881 f.

2) S. u. S. 118.

3) Solange man diese Stammfolge als wahrscheinlichste Lösung anerkennt, ist es ausgeschlossen, den zweiten Amonspriester einseitig unter den Vorfahren der Königin Aḥmes-Nefretere zu suchen.

4) S. o. S. 110.

ist urkundlich nicht bezeugt; daß er Sohn seines königlichen Vorgängers war, beruht auf der Wahrscheinlichkeit der Herrscherfolge und der Bezeichnung der Tetischeri als „große königliche Gemahlin". Allerdings könnte *Śḳnn-Rʿ* vor seinem Regierungsantritt gewöhnlicher „zweiter Prophet des Amun" gewesen sein; aber wahrscheinlich ist das, wie gesagt, nicht. Dagegen ist bezeugt, daß die Königsmutter und Königin Tetischeri nicht als Prinzessin geboren war, sondern von bürgerlichen Eltern abstammte. Trotzdem empfing sie, die bis in die Regierungszeit des Königs Aḥmes I., ihres Enkels, lebte, auf Befehl ihres Enkels ungewöhnliche Ehrungen, in denen sie allerdings durch ihre Tochter Aaḥḥotep noch weitaus überboten wurde [1]). Als Eltern der Tetischeri werden auf ihren Mumienbinden aus dem Versteck bei Der el Bahri die „Hausherrin" Nefru und der „Richter" (*sꜣb*) *Tnnꜣ* genannt [2]). Trotz der damaligen unruhigen Zeiten, die Ausnahmemaßnahmen rechtfertigten, ist es unwahrscheinlich, daß bei ihrer Verheiratung ihr Gatte bereits König war. Verbirgt sich also der gesuchte priesterliche Ahnherr unter dem nachmaligen König *Tꜣ-ʿꜣ* „dem älteren" (= *Śnḫt-n-Rʿ*)? Dann wäre allerdings der Tod der Tetischeri der gegebene Augenblick gewesen, um nach ihrer Verfügung das „Amt" ihres Gatten, das er vor seiner Thronbesteigung ausübte, an ihre Enkelin weiterzugeben.

Ein Einwand bleibt: Wenn der gesuchte Amonspriester gemeinsamer Vorfahr (Großvater) des königlichen Geschwisterpaares Aḥmes I. und Aḥmes-Nefretere war, warum wünschte der König Aḥmes bezw. sein „Rat" die durchaus ungewöhnliche Erbfolge über die Schwester? Als Grund dafür ließe sich denken, daß der König selbst für die Inanspruchnahme der zweiten Priesterstelle nicht mehr in Frage kam, dagegen seine Schwester als „Gottesgemahlin" des Amun die gegebene Vertreterin an Stelle ihres noch nicht zum Priester weihefähigen Knaben schien. Vielleicht sollte auch im Sinne der Erblasserin eine vorzeitige Festlegung auf den „ältesten Königssohn" vermieden und ihr die freie „Vergabung" (*ỉmj.t-pr*) an einen ihrer Söhne weiterhin freistehen. Auch der Gott Amun nimmt in seiner Bestätigung von dem anwesenden Prinzenkinde Aḥmes keinerlei Notiz.

Wie immer aber auch die genealogischen Zusammenhänge sein mögen, Tatsache bleibt fürderhin, daß das Königshaus,

1) Dekret aus Karnak Kairo 34001 = Urk. IV 21f.

2) Daressy, Annal. du Serv. 10 S. 137 = Gauthier, Livre des rois II S. 160.

das Ägypten von der Fremdherrschaft der Hyksos befreite, auf der einen Seite von Amonspriestern abstammte. Damit enthüllt sich in dem Verhältnis des Königshauses zu Amun als Gott der Hauptstadt über alle staatspolitischen Rücksichten hinaus eine persönliche Bindung. Zwar betonte auch die historische Novelle von *Śḳnn-Rʿ* und dem Hyksoskönig Apophis, die den Ausbruch des Befreiungskrieges als Austrag des Totalitätsanspruches des Seth von Avaris als Gott des Hyksoskönigs gegenüber Amonrasonter als Gott der Thebaner hinstellt, die Verbundenheit mit Amun in auffälliger Weise [1]). Aber ist das wirklich mehr, als eine nachträgliche legendäre Ausprägung? Aber andere Bindungen des Geschickes des Königshauses der 18. Dynastie an Amun sind eindeutiger. Seit Aaḥḥotep, Mutter des Königs Kames und Aḥmes, ist die Sitte nachweisbar [2]), die jeweilige rangälteste Prinzessin und mithin die künftige „große königliche Gemahlin" ihres königlichen Bruders zur „Gottesgemahlin des Amun" einzusetzen, damit der Thronerbe als legitimer leiblicher Sohn des Amun geboren werde. Von Thutmosis III. wird dann überliefert, daß er als kleines Kind im Amonstempel aufwuchs, noch bevor er als Priester eingeführt werden konnte, und daß ihn der Gott selbst ins Allerheiligste eingeführt und dort zum Königtum berufen hätte. [3]). Sollte hier das Thutmosidenhaus Überlieferungen der Aḥmesiden weitergeführt haben? Von dieser Seite gesehen, gewinnt das Problem, das im Neuen Reich innenpolitisch zur entscheidenden Bedeutung heranwächst, die Auseinandersetzung zwischen Staat (Dynastie) und Amonstempel, eine außerordentlich interessante Ausgangsstellung: Auf Grund der Abstammung des Königshauses und der entscheidenden Mitwirkung des Amun bei der Gründung des Staates durch die 18. Dynastie konnte die Amonspriesterschaft ein ideelles Anrecht auf die Thronfolge beanspruchen, mindestens eine Mitbestimmung dabei.

Übrigens scheint mir in der Tatsache, daß es sich auf der neuen Stele des Aḥmes um die Nachfolge im Amt des „zweiten Propheten" des Amun handelte, eine starke Gewähr für die geschichtliche Richtigkeit der Erbrechte, die der „versammelte Rat" auf Antrag des Königs anerkannte, zu liegen. Hätte der König etwa durch eine Fiktion die wirtschaftliche und politische Macht über die Amonstempel an sich bringen wollen, so wäre das, wie

1) Von *Śḳnn-Rʿ* heißt es „Er beugte sich vor keinem Gotte im ganzen Lande, außer dem Amonrasonter" Sall. I 2, 1.

2) Lefebvre, Histoire des Grands prêtres d'Amon S. 36.

3) Urk. IV 156f.; in den Einzelheiten eine propagandistische Legende.

spätere Beispiele zeigen, wirksamer durch Übertragung des Hohenpriesteramtes auf den Thronfolger geschehen. So verfuhr gegenüber dem autonomen thebanischen Gottesstaat zeitweise die äthiopische (25.) Dynastie z. B. Sabakon[1]).

Weiterhin bildet die neue Rechtsurkunde in Übereinstimmung mit den verwandten Texten der Übergangszeit ein klares Zeugnis, daß noch zu Anfang der 18. Dynastie der aus dem MR überkommene Grundsatz des Erbanspruchs auf das Amt als Teil des innerhalb der Familie frei übertragbaren Vermögens, sowohl hinsichtlich der Beamten- wie der Priesterstellen unbedingte Geltung besaß[2]). Darin ist die Rechtsanschauung des ehemaligen Feudalstaates unverkennbar. Wir finden sie im thebanischen Bereich sonst am deutlichsten in Zeugnissen des mit dem thebanischen Königshaus der 13./17. Dynastie vielfach verwandten Gaugrafengeschlechtes von El Kab. Es ist ein typisches Bild aus der Zeit der 13./17. Dynastie, wenn Sebeknacht von El Kab erzählt „er gewann ein Amt, als er (noch) ein Kind war, (das eines) Propheten der Nechbet“[3]). Und als er später als „Prophetenvorsteher der Nechbet“ das höchste geistliche Amt neben dem des Gaugrafen in seinem Gau bekleidete, war sein Sohn und Erbe bereits wieder „erster Prophet der Nechbet“. Auch der merkwürdige Titel „erster Königssohn der Nechbet“, der alten oberägyptischen Kronengöttin und mythischen Mutter jedes Königs, ein Titel, dessen geistliche Bedeutung Gauthier zu Unrecht leugnete, tritt in El Kab noch unter der 18. Dynastie als Rudiment der Feudalzeit auf[4]). Die Praxis der Berufung auf Priesterstellen ging im NR, soweit wir bisher übersehen können[5]), verschiedenartige Wege, die z. T. durch politische Notwendigkeiten bedingt waren.

1) Lefebvre a. a. O. S. 221 und Annal. du Serv. 25 S. 25.

2) Für das MR siehe meine Kulturgeschichte S. 204. 208. 246. Als Beispiel einer Rechtsurkunde des MR ist besonders interessant das „Testament“ Kahun Pap. ed. Griffith Taf. 13 = Sethe, Lesestücke S. 91, c, wo Sethe (Erläuterungen zu S. 91, 11) bemerkt „handelt es sich auch hier um die Übertragung eines Amtes (wieder der Titel statt des Amtes genannt) durch *imj.t-prj* zu Lebzeiten des „Testators“ und zwar liegt hier eigentlich ein Kaufgeschäft vor.“ Um ein solches nur mit dem Unterschied, daß die Abtretung eines „Amtes“ an Stelle der Rückzahlung eines früher erhaltenen Darlehens erfolgt, handelt es sich im Grunde genommen auch in dem Rechtsfall der Kairiner Stele 52453.

3) LD III 13b; vgl. meine Kulturgeschichte S. 245.

4) Die Belege bei Gauthier, Annal. du Serv. 10 S. 193f. Der berühmte weise Amenophis, Sohn des Hapu, Zeitgenosse Amenophis' III. gehört nicht dazu.

5) Beispiele aus der Ramessidenzeit habe ich soeben ÄZ 73 S. 77f. behandelt.

Über das Amt des zweiten Propheten des Amun und seine Geschichte läßt sich nicht viel sagen. Anscheinend ist es bereits aus dem MR, wenigstens einmal bezeugt. Über seine Amtsbefugnisse gehen die Urteile erheblich auseinander. Meistens wird er im Anschluß an Erman u. a. neben dem Hohenpriester des Amun, dem geistlichen Oberhaupt der Priesterschaft, als derjenige Mann hingestellt, in dessen Händen wesentlich die Verwaltung des Tempelgutes, die Aufsicht über die Handwerker und über den Betrieb des Schatzhauses lag[1]). Man begründet das mit der Ausschmückung der Gräber bekannter zweiter Propheten des Amun in der 18. Dynastie mit Bilderreihen aus diesem Bereich, und verweist insbesondere auf das Grab des Ipuemrê („Puyemrê“) unter Hatschepsut und Thutmosis III., auch das des Amenophis-Sise unter Thutmosis IV. (Nr. 39). Da aber nach den Titeln die Hohenpriester des Amun im NR ebenfalls die Oberleitung derselben Ressorts beanspruchten, ist es möglich, daß in einer typisch ägyptischen Art eine verbindliche Amtsteilung überhaupt nicht vorgesehen war, vielmehr die tatsächliche Ausübung der Regelung im Einzelfall, je nach der Person des amtierenden Priesters überlassen war[2]). Inwieweit der Staat d. h. der König dabei mitzubestimmen hatte, wissen wir nicht. Sicher aber hatte der „zweite Prophet“ das Sondervermögen seiner Pfründe getrennt zu verwalten und besaß dafür ein eigenes Büro mit besonderen Schreibern[3]).

Leider vermögen wir die geschichtliche Auswirkung des Rechtsaktes, der unter Aḥmes I. dieses Amt samt allen Einkünften als eine Art geistliches Eigengut für einen der Söhne der Königin sicherstellen sollte, nicht zu erkennen. Wie bereits erwähnt, kam der älteste Königssohn Aḥmes nicht auf den Thron, sondern starb bald danach als Kind von vielleicht 6 Jahren, also ohne Leibeserbe im Sinne des Vermächtnisses. Ob die Königin Aḥmes-Nefretere überhaupt zu ihren Lebzeiten eine weitere „Vergabung“ (*imj.t-pr*) an einen ihrer Söhne vorgenommen hat, ist uns vorläufig ebenso unbekannt wie das Schicksal des Amtes bei Herrschaftsantritt ihres Sohnes Amenophis I. Denkbar wäre z. B., daß die Mitglieder der Familie des Aḥmes die Einkünfte aus diesem erbeigenen Amte für ihren Totendienst im westlichen

1) So auch Lefebvre, Histoire des Grands prêtres d'Amon S. 23; Davies, Tomb of Puyemrê I S. 27.

2) Meine Bedenken gegen die herrschende Anschauung habe ich Kulturgeschichte S. 253 mit Anm. 2 zum Ausdruck gebracht.

3) Lefebvre a. a. O. S. 23.

Theben zur Verfügung gestellt hätten. Damit wären die Einkünfte aus der Pfründe praktisch wieder an den Amonstempel von Karnak zurückgefallen. Jedenfalls können wir zu Anfang der 18. Dynastie keinen „Königssohn“ als „zweiten Propheten“ des Amun nachweisen. Allerdings klafft in ihrer Reihe vorläufig eine Lücke vor dem erwähnten Ipuemrê (Puyemrê), der unter Hatschepsut und Thutmosis III. dies Amt innehatte und scheinbar als persönlicher Vertrauensmann der Hatschepsut und dank seiner Verheiratung mit einer Angehörigen des königlichen Harîms diese Stelle erlangt hatte[1]). Auch der „zweite Prophet des Amun“ Simut, dem sein Enkel *P3-śr* im Muttempel zu Karnak vielleicht unter Amenophis III., jedenfalls noch vor der Reform Amenophis IV., ein Denkmal setzte, ist schwerlich vor Hatschepsut einzuordnen[2]). Übrigens trägt er als einziger Priester in dieser Stellung den auffallenden Titel „erster Königssohn des Amun“, der seine Entsprechung in dem bereits erwähnten Titel der Nechbetpriester in El Kab „erster Königssohn der Nechbet“ findet. Ob Simut diesen Titel, der ihn theoretisch zum Sohn des Amun und seiner „Gottesgemahlin“ erklärt, in irgend einer Weise der Tatsache verdankt, daß das Amt vorher dem Hause der Aḥmes selbst erblich angehörte, also eigentlich von einem leiblichen Königssohn ausgeübt werden sollte, wage ich angesichts des vereinzelten Auftretens des Titels „erster Königssohn des Amun“, der zweifelhaften zeitlichen Einordnung des Simut, und seiner unbekannten Abstammung nicht zu entscheiden[3]).

Trotz aller Unvollkommenheit unserer Erkenntnis habe ich einen Deutungsversuch des merkwürdigen Denkmals aus Karnak gewagt, weil es als Rechtsurkunde wertvoll ist und in der Geschichte des Priestertums des NR einzigartig dasteht. Zugleich vervollkommnet es unser Verständnis der Kräfte, die bei dem Aufbau des Weltreiches der 18. Dynastie wirksam waren.

---

1) Alles Wesentliche über seine Person und Familie Davies, Tomb of Puyemrê I S. 19 f.

2) Lefebvre a. a. O. S. 24 als Nr. 9 der Liste = Cairo Catal. gén. Borchardt, Statuen und Statuetten Nr. 272 und 1107 (Gruppenbild zusammen mit der Frau des Simut, einer Angehörigen des königl. Harîms). Die Einordnung des von Lefebvre nicht verzeichneten „zweiten Propheten des Amun“ Aḥmes Glypothek Ny Carlsberg, Kopenhagen, A 68 ist ebenfalls unsicher.

3) Auch Lefebvre a. a. O. S. 26 bezeichnet den Titel als „encore inexpliqué“. Gauthier hat in dem genannten Aufsatz Annal. du Serv. 10 über den „ersten Königssohn der Nechbet“ die Parallelerscheinung nicht herangezogen.

Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

1. Philippson, R., Neues über Epikur und seine Schule. (Fortsetzung.) 2 RM.
2. Fränkel, H., Parmenidesstudien. 3 RM.
3. Kees, H., Kultlegende und Urgeschichte. Grundsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von Edfu. 1 RM.
4. Kahrstedt, U., Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsaß. 1 RM.
5. Crome, F., Göttinger Gemmen, in Auswahl bearbeitet. 4 RM.
6. Kahrstedt, U., Der Umfang des athenischen Kolonialreiches. 3 RM.
7. Kahrstedt, U., Die Lage von Sybaris. 1 RM.
8. Thiersch, H., Die Nike von Samothrake ein rhodisches Werk und Anathem. 3 RM.

BAND II:

9. Thiersch, H., Ein hellenistischer Kolossalkopf aus Besan. 3 RM.
10. Pohlenz, M., Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. 1 RM.
11. Kahrstedt, U., Eine Urkunde der Republik Eleusis. —,50 RM.
12. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. I. Oberägypten. 2 RM.
13. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. I. 1 RM.
14. Koepp, F., Zur Beurteilung der bildlichen Tradition in der griechischen Kunst. 1 RM.
15. Latte, K., Ein neues Fragment aus der Niobe des Aischylos. —,50 RM.
16. Pohlenz, M., *Τὸ πρέπον*. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. 2 RM.
17. Lenz, F., Der Vaticanus Gr. 1, eine Handschrift des Arethas. 2 RM.
18. Kahrstedt, U., Die Kelten in den decumates agri. 3 RM.

BAND III:

19. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. II. 2 RM.
20. Kolbe, W., Randbemerkungen zur Archontenforschung. 2 RM.
21. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. II. Unterägypten. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND I:

1. Pohlenz, M., Cicero de officiis III. 2 RM.
2. Hiller v. Gaertringen, F., Noch einmal das Archilochosdenkmal von Paros. 1 RM.

3. Latte, K., Zwei Exkurse zum römischen Staatsrecht. 1 RM.
4. Wilhelm, A., Drei griechische Epigramme aus Susa und aus Heliopolis-Baalbek. 1 RM.
5. Kees, H., Zur Innenpolitik der Saïtendynastie. 1 RM.
6. Hiller v. Gaertringen, F., Neue Forschungen zur Geschichte und Epigraphik von Lesbos. 1 RM.
7. Jachmann, G., Binneninterpolation. I. Teil. 1 RM.
8. Knoche, U., Über einige Szenen des Eunuchus (Erster Teil). 2 RM.
9. Jachmann, G., Binneninterpolation. II. Teil. 2 RM.
10. Krahmer †, G., Hellenistische Köpfe. Mit 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. 4 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

1. Kees, H., Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates. 1 RM.
2. Deicke, L., Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri. 2 RM.
3. Geilmann, W., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens. Mit prähistorischen Erläuterungen von K. H. Jacob-Friesen. 2 RM.
4. Pohlenz, M., Hippokratesstudien. 2 RM.
5. Müller, K., Über die Vermeidung störender Reflexe beim Photopraphieren griechischer Vasen. 1 RM.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 7

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Kosmos und Mensch in der Vorstellung frühen Griechentums

Von
Walther Kranz





GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1938

Einzelpreis RM. 3.—

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

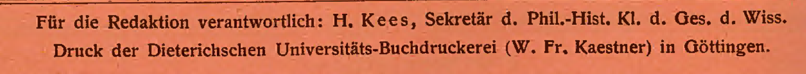
Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis 1/2 Bogen	Umfang	0,50 RM.
1/2—1 1/2 „	„	1,— „
1 1/2—2 1/2 „	„	2,— „
2 1/2—3 1/2 „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als 1/2 Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.



Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Kosmos und Mensch in der Vorstellung frühen Griechentums.

Von

Walther Kranz-Halle a. S.

Vorgelegt von M. Pohlenz in der Sitzung am 17. Dezember 1937.

συμπαθέα πάντα.
Hippokr. *περὶ τροφῆς* 23

In einer seiner letzten großen Arbeiten hat Richard Reitzenstein den Beziehungen hellenischer Weisheit zu iranisch-persischer nachgespürt. Mit Recht fordert er darin von den „Kennern der altgriechischen Philosophie“, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen. Die vorliegende Arbeit versucht, dieser Pflicht nachzukommen[1].

Unser Ausgangspunkt ist das sechste Kapitel der pseudohippokratischen Schrift *Περὶ ἑβδομάδων*, zu dessen Verständnis nur folgende allgemeine Bemerkung vorauszuschicken ist. Die Schrift umfaßt zwei von ihrem Verfasser selbst unterschiedene Teile: einen ersten allgemeinen c. 1—11, über den man als Motto das Philolaoswort setzen kann *ἡ ἑβδομὰς ἡγεμὼν καὶ ἄρχων ἁπάντων*, denn er schildert die Herrschaft dieser Siebenzahl im Kosmos wie im Menschen, und einen zweiten besonderen Teil c. 13—52, eine Pathologie, vor allem der Fieberkrankheiten, und zwar deren Aitiologie (c. 13—23), Therapie (c. 24—39), Semeiotik (c. 40—52). In dem Verbindungsstück der beiden Teile c. 12 bemerkt der ärztliche Verfasser ausdrücklich, er gehe jetzt zum Besonderen, den Krankheiten des Körpers, über, die man aber nur verstehen könne, wenn man sie vom Ganzen, vom Kosmos her betrachte. Die Fragen nach dem inneren Zusammenhang dieser Teile in sich und unter einander, nach ihrem Alter, ihrer Bedeutung schieben wir zurück und untersuchen zunächst jenes zentrale sechste Kapitel des ersten Teiles.

1) Vgl. Reitzenstein-Schaeder Studien zum antiken Synkretismus. Aus Iran und Griechenland (Studien der Bibliothek Warburg VII). Sie fußen auf der Untersuchung von A. Götze Persische Weisheit in griechischem Gewande. Zeitschr. f. Indologie und Iranistik 2 (1923) 60 ff. 167 ff.



Dafür ist zuerst der Versuch einer Wiederherstellung des griechischen Urtextes nötig. Denn dieses Buch ist uns ja bisher in den größten Teilen nur aus einer spätlateinischen, dem 6. Jahrhundert angehörenden Übersetzung[1]) bekannt, und zwar durch die Handschriften Ambros. lat. 108 (hier A genannt) und Parisin. lat. 7027 (hier P), wozu noch eine arabische Übersetzung kommt, Monac. arab. 802 (hier Ar), sowie der pseudogalenische arabische Kommentar, der zuerst im Corp. Med. Graec. XI 2, 1 (hier PsG) durch Bergsträßer veröffentlicht worden ist. Jene drei Übersetzungen hat man am übersichtlichsten vor sich in der auch hier zugrunde gelegten Ausgabe der Schrift Περὶ ἑβδομάδων von Roscher (Studien zur Geschichte und Kultur d. Altert. VI 3/4, Paderborn 1913), dem ja das große Verdienst zukommt, als erster auf ihre Bedeutung hingewiesen zu haben[2]). Danach ergibt sich etwa folgender im Dialekt den erhaltenen griechischen Teilen der Schrift angeglichener Text von c. 6, den der kritische Apparat rechtfertigen und die angeschlossenen Ausführungen erläutern wollen.

Ὅσα δὲ ἐπὶ γῆι ζῶια καὶ φυτά, φύσιν ἔχει ὁμοίην τῶι κόσμωι, καὶ τὰ μικρότατα καὶ τὰ μεγάλα — ἀνάγκη γάρ, ἐπειδὴ πάντα ὅμοια, καὶ τὰ τοῦ κόσμου μέρεα ὁμοιειδέα εἶναι τῶι κόσμωι — συνέστηκε γὰρ ἐκ μερέων τὸν ἀριθμὸν ἴσων καὶ τὴν ἰδέην ὁμοίων τῶι κόσμωι.

1 ζῶια καὶ φυτά] *corpora et arbores* AP (entsprechend Ar): *Lebewesen und Bäume* PsG; τὰ ζῶια καὶ τὰ φυτά für *animalia et nascentia* Ps.Galen. Περὶ αἰτίας παθῶν ed. Helmr. bei Roscher Ausg. c. 14 S. 23, 82 f., *animalia et nascentia* auch eb. c. 1 S. 4, 91 ff., wo der griechische Text unklar; *corpora et arbores* unwahrscheinlich = σώματα καὶ δένδρα 3 ὁμοιοειδέα εἶναι τῶι κόσμωι versucht nach ὁμοιοειδὴς τῶι ὅλωι Sext. adv. math. VII 24 (Vorsokr.[5] 22 A 16): *comparari mundo* A: *gleiche Zusammensetzung wie die Teile der Welt aufweisen* Ar (entsprechend PsG): *compati* (wäre συμπαθεῖν!) *mundo* P also wohl unursprünglich 3 f. equalibus et similibus AP: an Zahl und Substanz gleich Ar: aus Dingen zusammengesetzt, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist, und ... an der Zahl einander gleich PsG; ἴσοι τὸν ἀριθμὸν ὅμοιοί τε τὴν ἰδέην = *equali numero et simili forma* Περὶ ἑβδ. c. 2, 1 ff. συνέστηκε] *consistunt* A (entsprechend Ar): *constituti sunt* P; Subjekt ist μέρη = ζῶια καὶ φυτά 5 ἡ γῆ ... ἔχει τὴν φύσιν στάσιμον auch Περὶ ἑβδ. c. 2, 24 f. 6 *media* AP (μέση c. 2, 41): *in der Mitte der Welt* PsG; κατὰ μέσον τὸν κόσμον ἡ γῆ κειμένη auch c. 2, 24 6 f. (*terra*) *lapidi quidem ossa imitationem habens* A: *quidem lapidiosa imitationem habens* P: *(die Erde) gleicht ⟨in ihren steinigen, kernhaften Bestandteilen* Ar⟩ *den Knochen* ArPsG; ἀπομίμημα und ἀπομίμησις verwendet so Περὶ διαίτης I 10. 22, auch hier ist ἀπομίμησις möglich 7 *impassabilis et immobilis natura* A (entsprechend Ar): *impassabiles immobiles naturam* P: richtig las PsG τὰ] *que* P: *quod* A (entsprechend Ar) 8 αὐτὰ] *ea* P: *eam* A 9 *calidum humidum* AP: *Feuchtigkeit und Wärme* M: *feuchtes Warmes* PsG σπέρμα übergeht, aber nur im Text, PsG 9 f. ὑγρὸν .. ποταμῶν ... καὶ λιμνέων auch Περὶ ἑβδ. c. 2, 80 ff. 10 *aqua .. fluminum imitationem ⟨habet venam⟩* P: *aqua .. fluminum imitatio est venae* A: *gleicht* oder *entspricht* ArPsG 13 f. *der Mond entspricht dem Sitz des Verstandes* (*Gehirns* PsG) ArPsG: *lien* (wäre σπλήν, ist aber nur Korruptel) *locus sensus apparuit iudicium* (gemeint *indicium* richtig Götze) A: *lune locus sensus apparitio dictum* P; da der *Sitz des Verstandes* entsprechend den übrigen Körperteilen bezeichnet gewesen sein muß, so ist φρήν, zugleich Zwerchfell und Geist, sicher; ἀποφαίνει τεκμήριον vermutete schon Götze

1) Förderlich behandelt von Mras Wien. Stud. 1919, 61. 182. Wenn er aber S. 70 ff. aus einer überaus problematischen Herstellung von c. 3 schließen will, der griechische Verfasser habe die „Gorgianischen Spielereien" gekannt, so wissen wir doch, daß schon die frühionische Prosa Gleichklang in den Worten geliebt hat.

2) Hier Ausg. genannt; auch ihre Kapiteleinteilung haben wir aus praktischen Gründen übernommen, obwohl sie keineswegs immer sachlich berechtigt ist. Von den sich oft und breit wiederholenden Darlegungen Roschers ist die wichtigste die letzte Die hippokr. Schrift von der Siebenzahl und ihr Verhältnis zum Altpythagoreismus Verh. d. Sächs. Ak. d. W. Phil.-hist. Kl. 71 (1919) 5. Heft, hier gen. Verh.; gelegentlich wird auf die vorhergehende Über Alter, Ursprung und Bedeutung d. hippokr. Schr. v. d. Siebenzahl, Abh. der sächs. Ak. 28 (1911) 5 verwiesen mit Abh.[2], auf die Hebdomadenlehren der griechischen Philosophen und Ärzte ebd. 24 (1906) 6 mit Abh.[1].

Ἡ μὲν οὖν γῆ, στάσιμος ἐοῦσα καὶ ἀκίνητος, κειμένη δὲ κατὰ μέσον τὸν κόσμον, ἐν μὲν τοῖς σκληροῖσι καὶ λιθίνοισι (μέρεσι) ἀπομίμημα ἔχει τὰ ὀστέα, φύσει ἀπαθέα ἐόντα καὶ ἀκίνητα· τὰ δὲ περὶ αὐτά ἐστι ἡ τῶν ἀνθρώπων σάρξ, εὔλυτος ἐοῦσα· τὸ δὲ ἐν αὐτῆι θερμὸν καὶ ὑγρὸν μυελὸς καὶ ἐγκέφαλος καὶ σπέρμα τοῦ ἀνθρώπου. τὸ δὲ ὕδωρ τὸ μὲν τῶν ποταμῶν ἀπομίμημα ἔχει τὴν φλέβα καὶ τὸ ἐν ταῖσι φλεψὶν αἷμα, τὸ δὲ τῶν λιμνέων τὴν κύστιν καὶ τὸν ἀρχόν· ἡ δὲ θάλασσα ὁμοίη τῆι ἐν τοῖσι σπλάγχνοισι ὑγρότητι. ὁ δὲ ἀὴρ ὅμοιος τῶι τοῦ ἀνθρώπου πνεύματι. ἡ δὲ σελήνη τοῦ τῆς φρενὸς τόπου ἀποφαίνει τεκμήριον.

Es werden also hier zunächst folgende Teile des Kosmos und des menschlich(-tierisch)en Körpers paarweis ausgewählt und verglichen: steinige Erde = Knochen, weiche Erde = Fleisch, warmes Feuchtes (oder feuchtes Warmes) in der Erde = Mark, Gehirn, Same; Wasser der Flüsse = Blut, Wasser der Sümpfe = Blase, Mastdarm, Meer = „Eingeweidefeuchtigkeit"; Luft = Atem; Mond = Zwerchfell. Dieses so abgegrenzte Stück bildet für die S. 121 Anm. 1 genannten Untersuchungen Götzes die Grundlage so wie früher schon für diejenigen Bolls, der in seiner Schrift Aus der Offenbarung Johannis Stoicheia I 60 ff. zum ersten Male nach Roscher diese seltsame Theorie erörtert hat. Aber die Abgrenzung ist nicht richtig und muß daher auch zu falschen Folgerungen führen; sie beruht nur auf Roschers sehr willkürlicher Zerteilung des Kapitels in zwei Paragraphen, von denen der zweite handeln

soll „Über die Wärme und Kälte". Davon spricht er zwar, doch eben unter Weiterführung jenes Vergleichs zwischen All und Körper; denn er bringt genau das, was wir nach der Erwähnung des Mondes unbedingt erwarten: die der Sonne und der Sterne; so urteilt auch, richtiger als sein Lehrer, E. Pfeiffer in den Studien zum antiken Sternglauben Stoicheia II 36, leider ohne Erfolg. Dieser von Boll und Götze übergangene, zum Teil noch schwerer verderbte Text könnte griechisch so gelautet haben:

τὸ δὲ θερμὸν ἀνθρώπου ὥσπερ καὶ ἐν κόσμωι δυοῖν ἐν τόποιν ἐστίν· τῶν γὰρ ἡλίου ἀκτίνων συμμέμεικται μέν τι τῆι γῆι καὶ τοῦτο ὅμοιον τῶι θερμῶι τῶι ἐν τοῖσι σπλάγχνοισι καὶ ταῖσι φλεψίν, τὸ δὲ ἐν τοῖσι ἀνωτέρω (ἀνωτάτω) τοῦ κόσμου τόποισι ἐόν, τὸ τῶν ἀστέρων τε καὶ ἡλίου, ὅμοιόν ἐστι τῶι θερμῶι τῶι ὑπὸ τῶι χρωτί. τοῦτο δὲ περὶ τὴν σάρκα ἐὸν καὶ κατὰ τὸ ταχὺ τῆς κινήσιος λάμπον ἀλλοιοῖ τὸ χρῶμα, οἷον καὶ ἐκεῖ εὑρήσεις (ὁρᾶις) τὸν Δία Αἰγίοχον· ὁ δὲ Ἀρκτοῦρος φυέει τήν τε ὀργὴν καὶ θερμασίην ἐν ἀνθρώπωι, ἣ τρέφεται ὑπὸ τοῦ ἡλίου. τὸ δὲ ἄκριτον πάγος περιέχον ὅλον τὸν κόσμον οἷον δέρματός ἐστι σύστασις ψυχρή. οὕτως οὖν πᾶσα σύστασις ἑκάστης ἰδέης συνέχεται (oder: *αὕτη ἡ φύσις καὶ τοῦ ὅλου καὶ ἑκάστου μέρεος αὐτοῦ*).

---

16 *ἀκτίνων*] *splendores* AP: *Sonnenstrahlen* Ar: *Wärme und Glanz* (*der Sphäre der Sonne*) PsG *συμμέμεικται*] *hat sich verbunden* Ar: *congregatum* AP; etwa *συνέζευκται*? 18 *superioribus partibus* AP: *die oberen Stellen* PsG: *in den höchsten Regionen* Ar 20 f. *hominis calidum circa carnem, quod per celeritatem splendens mutat colorem* (*-res* A) AP: *die Wärme, welche rings im Körper ihren Sitz hat, bewirkt durch ihre rasche Bewegung Farbenwechsel* Ar 21 *invenies* AP: *siehst* Ar *iovem aegiocum* A: nur *aegiocum* P: *Jupiter* Ar: *der Saturn, der dort ist, ist es, der sich bewegt und kreist,* wobei *Saturn* durch *Sonne* erklärt wird PsG 22 *Areturius* A Ar: *ero hos* (d. i. arctos) P: die beiden Kalbsterne PsG *ὀργὴν καὶ θερμασίην*] *fervores* P: *fervoris* A: *Zorn* Ar: *Wärme und Zorn* PsG; *θερμασίη* von *ἥλιος Περὶ ἑβδ.* c. 1, 59 *Arcturius autem fervoris in homine operationem quaestula enutrita* A: *ero. hos autem fervores in omnem operationem que e sole nutrita* P: *Der Arktur hat Beziehung zu der Tätigkeit des Zorns im Menschen und nährt ihn, welcher von der Sonne herrührt* Ar 23 f. *inseparabilis vero soliditas quae mundo continet omnem cutis coagulatio frigida constituta* A: *inseperabils autem solitas que mundum contnet omnem cutis coagulatio frigida. Constituta* P: *die äußerste Welt, die nicht geteilt wird, ist es, die die ganze Welt umfaßt* PsG: *die unendliche Leere aber, welche die ganze Welt umgibt, gleicht der äußeren dichten Haut, welche durch Kälte entstanden ist* Ar *ἄκριτον πάγος*] *τὸ οἷον ἀδιάκριτον. εἴρηται δὲ ἐν τῶι Περὶ ἑβδομάδων ἐπὶ τοῦ μετὰ τὸν κόσμον ἤτοι ἀπείρου ἢ οἷον ἀδιατυπώτου κενοῦ* Galen Hippokr.glosse 25 *σύστασις ... συνέχεται*] *constitutio continetur* AP; so auch *constitutio* = *σύστασις* überliefert *Περὶ ἑβδ.* c. 1, 71 Text vor der Klammer entspricht AP, der in der Klammer Ar; PsG lehrt nichts

Man sieht, das zweite Textstück paßt genau an das erste an; und der Schlußsatz, ob in der — unbequemen, aber darum wohl echteren — Fassung von AP oder in der gefälligeren von Ar, rundet das Ganze so gut ab wie der griechisch erhaltene Schlußsatz das erste Kapitel über die sieben Sphären des Alls: *οὕτως οἱ τῶν ξυμπάντων κόσμοι ἑπταμερέα ἔχουσι τὴν τάξιν.* In diesem zweiten Teil wird also gleichgesetzt: Sonnenwärme a) in der Erde = Eingeweide- und Aderwärme b) in der Sternenregion = Wärme unter der Haut (wobei zwei Sterne in Beziehung zur Hautfärbung gesetzt werden); Firmament = Haut selbst.

Wir betrachten die beiden Stücke von nun an als ein Ganzes und gehen auf die Schlüsse, die auf der falschen Zerschneidung beruhen, garnicht ein[1]). An Einzelheiten erfordert aber gleich jetzt noch einiges Erläuterung über den kritischen Apparat hinaus.

Die Einleitung sowie die Worte über die verschiedenen Erdarten und das ihnen menschlich Entsprechende sind in ihrem Sinn verständlich, nur bemerken wir, daß der Verfasser das, was er allgemein von allen Lebewesen und Pflanzen behauptet, nachher nur am Menschen darlegt. Unter den Angaben über das Wasser bleibt vorläufig noch unklar, was unter der „Feuchtigkeit in den Eingeweiden" zu verstehen ist, die dem Meere gleicht. Für die Parallele Mond: Zwerchfell ist die zentrale Lage bestimmend: der *τόπος* wird hervorgehoben; zugleich ist diese Mitte der Ort des Geistes. Sonnenwärme gibt es nach diesem Kapitel ebenso in der Erde wie in der Himmelsregion und daher ebenso im menschlichen Körper an zwei verschiedenen Stellen. Schwieriger aber ist zu deuten, was über die Beziehung einiger Sterne und deren wechselnden Lichts zur Haut und deren Farbwechsel mehr angedeutet als ausgeführt wird. Zunächst ist die Frage, welche Sterne hier ursprünglich genannt waren. Jupiter und Arktur sind in den Text eingesetzt worden. Daß der erste hier den Beinamen Aegiochus trägt, ist völlig singulär und um so mehr beachtenswert: wir müssen warten, bis er einmal eine Erklärung findet[2]). Eins aber muß

---

1) Leider hat auch Reitzenstein die Roschersche Einteilung ungeprüft übernommen; daher seine falschen Folgerungen a. a. O. S. 131 ff.

2) Wenn Boll in seiner grundlegenden Schrift Antike Beobachtungen farbiger Sterne, Abh. d. Bayr. Ak. 30 (1918) 25 den Jupiter Aegiochus unseres Kapitels nach Roscher als den Himmel oder Äther deutet, so ist der Zusammenhang garnicht beachtet: es muß doch ein Beispiel für *ἀστέρες καὶ ἥλιος* gegeben werden, auch folgt ja gleich ein anderer Einzelstern; Himmel oder Äther paßt weder in den Satzzusammenhang noch in den Gesamtaufbau des Kapitels. Boll erklärt ebenda, wie die arabische Übersetzung dazu kam, statt Jupiter Saturn (also einen

schon jetzt zu diesem Namen bemerkt werden: er berichtigt die herrschende Ansicht, die fünf Planeten seien zwar schon etwa seit dem Ende des 6. Jahrhunderts auch — in babylonischer Weise — nach Göttern genannt worden, aber nur in der Form „Stern des Zeus“, „Stern der Aphrodite“ und erst „als die astrale Mystik immer mehr Gewalt bekommen hatte“, seien die Götternamen für die Sterne selbst gebraucht worden[1]). Diese Ansicht wird hier zum mindesten für den Zeus-Jupiter, der nichts anderes als der Planet sein kann, als falsch erwiesen. Aber, da man ja schon mit alter Metonymie Zeus auch das Feuer oder den Lichtäther nennt, so war auch für keinen anderen Planeten die Gleichsetzung mit dem Gott so natürlich wie für ihn. Und auch schon bisher nahm man an[1]), daß gerade dieser Planetengöttername unter anderen zuerst durchgedrungen und einheitlich anerkannt worden ist. Den im Text folgenden Namen Arktur haben nur A und Ar, P dagegen die Arktos (in korrupter Form), PsG „die beiden Kalbsterne“ d. h. β′ und γ′ des Vierecks vom kleinen Bären. Das Letzte ist sicher ohne Wert, da dieser arabische Bearbeiter auch in der Wiedergabe des Jupiter ganz unzuverlässig ist (vgl. S. 125 Anm. 2); Arktos aber wird durch falsche Verkürzung aus Arkturos entstanden sein, zumal beide Sterne in c. 2 unmittelbar hinter einander genannt werden, und der Arktur ist ja sachlich so viel mehr am Ort: Jupiter mit seinem strahlenden Licht, Arktur, an dem das rötliche, „blutige“ Licht öfter hervorgehoben wird[2]), sie sind

anderen Planeten, nicht Himmel oder Äther!) einzusetzen (Verwechslung von *Φαίνων* und *Φαέθων*), wie der arabische Kommentar wiederum Saturn durch ‘Sonne’ ersetzen konnte (Saturn: *Ἡλίου ἀστήρ*; außerdem ist ja hier von der Sonne unmittelbar vorher und nachher die Rede).

1) So zuletzt Boll-Bezold Sternglaube und Sterndeutung[4] (1931) S. 48 m. Anm. S. 121 ff. Der Satz von Burnet-Schenkl Frühgriech. Philosoph.[2] S. 20 „Die Namen der Planeten waren bis zu der Zeit Platos nicht bekannt“ ist seiner Formulierung nach so komisch wie das sachlich Gemeinte falsch ist. In Demokrits Schrift *Περὶ πλανήτων* (Vors. 68 B 5 b) stand die von Chaldäern stammende Ansicht, auch die Kometen seien Planeten; daher sagt Seneca (68 A 92) *Democritus quoque ... suspicari se ait plures* (eine ganze Menge) *stellas esse, quae currant, sed nec numerum illarum posuit nec nomina nondum comprehensis quinque siderum cursibus* d. h. man hatte noch keine richtige Vorstellung von den Bahnen der fünf (bekannten) Planeten. So richtig verstanden von Boll-Bezold a. a. O. S. 121, nicht richtig von Frank Plato und die sog. Pythagor. S. 202, weil er den Zusammenhang nicht beachtet hat. — Zu Zeus = *πῦρ* oder *αἰθήρ* s. Fragm. d. Vorsokr.[5] Wortindex S. 188 a 7 ff.

2) Zeugnisse für die Farbbeobachtung an Jupiter und Arktur, auch über einen vermeintlichen Zusammenhang gerade dieser beiden, bei Boll in der S. 125 Anm. 2 genannten Abhandlung S. 4[6]. 15. 17. 24 f. 51; außerdem vgl. Boll, Neue

beide besonders geeignet, in diesem Zusammenhang genannt zu werden. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß es heißt (der rötliche) Arktur bewirke die Zorneshitze — die sich in roter Hautfärbung des Kopfes äußert —, während sonst hier immer nur die Ähnlichkeit der kosmischen und menschlichen Verhältnisse hervorgehoben wird, wie ja nach uraltem, auch hellenisch frühem, homerischem, Glauben der Sirius die Fieberhitze bewirkt[1]). Der Schluß des vom Arktur handelnden Satzes aber ist so verderbt, daß die Wiederherstellung problematisch bleibt; doch auf die Frage, wer denn von der Sonne genährt wird, kann die Antwort nicht lauten: der Mensch[2]) — was sollte diese Bemerkung hier? —, sondern nur: die körperliche Wärme, deren letzte Quelle die (zur Sternensphäre gerechnete) Sonne ist, wie diese ja auch in der Erde wohnen soll. — Die eigenartige Vorstellung vom Abschluß des Kosmos kann erst später erläutert werden.

Der Aufbau des ganzen Kapitels und damit die Theorie ist klar. Die den Gedankengang bestimmende Reihenfolge der Kosmosglieder ist — wie bereits durch Sperrdruck hervorgehoben —: 1. Erde (in drei Arten: harte, weiche, „warm-feuchte“), 2. Wasser (gleichfalls in drei Arten: Fluß-, Sumpf-, Meerwasser), 3. Luft, 4. Mond, 5. Sonne, 6. Sterne, 7. Firmament. Diese sind von einander abgesetzt, nur nicht die Sterne, denn *ἥλιος* Z. 16 wird mit fast unmerklichem Übergang zu *ἀστέρες καὶ ἥλιος* Z. 19, es muß also zwischen ihnen ein enger Zusammenhang angenommen werden. Hier herrscht genau dieselbe Gliederung des Kosmos nach der Siebenzahl wie in dem grundlegenden ersten Kapitel der Schrift § 2, nur daß jetzt diese sieben Teile vom Irdischen her aufsteigend gezählt werden, damals vom Überirdischen aus. Der Verfasser sagt ja auch ausdrücklich c. 6, 3, die Teile der Lebewesen glichen auch an Zahl denen des Kosmos, die nach ihm eben sieben sind, oder mit der scharfen Formulierung der Einleitung c. 1, 26 *πάντα ἑπταμερέα*. Überhaupt steht unser Kapitel innerhalb des Buches nicht etwa isoliert da — diese Annahme ist seinem Verständnis sehr schädlich gewesen —, sondern, obschon ein gerundetes Stück,

Jahrb. 20 (1917) 30. Für den Arktur s. auch Pfeiffer a. a. O. S. 37 f., den Capelle Hermes 60 (1925) 380 nicht mit Recht bekämpft. Zusammenhang von Jähzorn und Hautfärbung erwähnt auch *Ἐπιδ.* II 4, 4 (V 126 L.) *ἐπιτηδεύειν ὀξυθυμίην ἐμποιέειν καὶ χρώματος ἀναλήψιος ἕνεκα καὶ ἐγχυμώσιος* (Roscher Abh.[1] S. 98[193]).

1) Die Stellen für den Sirius angefangen mit Homer *X* 30 bei Boll-Bezold a. a. O. S. 87.

2) Diese falsche Ansicht vertritt Pfeiffer a. a. O.; der sachliche Unterschied ist freilich nicht groß.

eine vollständige Theorie über den Parallelismus von Kosmos und ζῶιον, ist es so in das Ganze eingefügt, daß sich seine Angaben und die mancher anderer Kapitel gegenseitig erhellen, was auch schon die im Apparat angeführten sprachlichen Parallelen zeigen; die Grundauffassung gar über das Verhältnis des Weltalls zu seinen Teilen ist überall die gleiche. Folgendes heben wir von diesen Beziehungen innerhalb der Schrift als für das Verständnis wichtig hervor, indem wir jetzt den Aufbau der Welt mit c. 1, 41 ff. von oben her betrachten. Dabei verlangt es die Methode, ihre Angaben zunächst aus ihr selbst heraus zu erklären und erst später ihr Verhältnis zur übrigen vorsokratischen Lehre zu prüfen.

7. (Höchste) Sphäre *Inseparabilis soliditas* = *ἄκριτον πάγος* heißt es c. 6 vom Firmament: *inseparabilis mundus* (so A, entsprechend Ar, in korrupter Form P) = *ἄκριτος κόσμος* (so der hier erhaltene Paris. gr. 2142) sagte schon c. 2 (denn in dieser Schrift wird nicht nur von dem e i n e n Kosmos, sondern gelegentlich auch von den einzelnen Kosmoi, den „Ordnungen“ der verschiedenen Sphären gesprochen, worüber später mehr). Irgend ein Zweifel an der Gleichheit von Vorstellung und Ausdruck an beiden Stellen ist nicht möglich: beide Male ist die „nicht zu scheidende“ oder „nicht geschiedene festgefrorene Hülle“ des Kosmos gemeint[1]). Wenn nun aber Galen in der Erklärung des hier verwandten Wortes *πάγος* so fortfährt (vgl. Apparat S. 124 zu Z. 23 f.): *εἴρηται δὲ ἐν τῶι Περὶ ἑβδ. ἐπὶ τοῦ μετὰ τὸν κόσμον ἤτοι ἀπείρου ἢ οἷον ἀδιατυπώτου κενοῦ*, so ist klar, daß es sich hier nur um eine A u s d e u t u n g der Textstelle handelt, daß also die Worte *ἤτοι ἄπειρον ἢ κενόν* vom Verfasser der Schrift gerade nicht gebraucht worden waren — man beachte das *ἤ—ἤ—*, wie sie sich ja auch mit der parallel gesetzten Vorstellung der kühlen menschlichen Haut garnicht vertragen; Galens Kommentar gibt hier vielmehr die Ansicht anderer wieder z. B. der Atomisten, nach denen außerhalb des von einer Hülle abgeschlossenen Kosmos ein *ἄπειρον κενόν* anzunehmen ist[2]). So etwas scheint in Form einer antiken Erklärung

1) Die antiken Erklärungen des Worts stellt Fredrich Hippokrat. Untersuch. S. 101 zusammen; vgl. auch Fragm. d. Vorsokr.[5] III Wortindex unter *πάγος*. PsG versteht *ἀκρίτου* (*κόσμου*) im Kommentar zu c. 2 als *ἀκρήτου* und deutet „das pure unvermischte, reine Feuer“, falsch, denn nichts im Text weist hier auf das Feuerelement. Also sind auch alle Schlüsse, die hierauf gebaut sind (z. B. von Diels, Besprechung von Roscher Abh.[2] Deutsche Lit.-Zeitg. 32 (1911) 1864, Roscher Ausg. S. 125, Pfeiffer a. a. O. S. 33 f.), ohne Bedeutung und werden von uns hier nicht erörtert.

2) Vgl. Fragm. d. Vorsokr.[5] 67 A 20 ff.; von jetzt an bezeichnen Verweise mit A oder B in der Mitte immer auf diese Ausgabe.

auch über oder bei den Textworten *ἄκριτον πάγος* gestanden zu haben, was Ar Veranlassung gab, „unendliche Leere“ dafür falsch einzusetzen, wenn anders Harders Übertragung zutrifft; der arabische Pseudogalen dagegen hat richtig übersetzt[1]).

6. Gestirnsphäre: aus ihr nennt c. 6 einen Fixstern (Arktur) und einen Planeten (Zeus). Ebenso gehören nach c. 2 beide Sternarten zu derselben Sphäre. Von der ganz besonderen Bedeutung des Arktur für die Fieber im Menschen handelt später das (sehr verderbt überlieferte) c. 23.

5. Die Sonne ist die Wärmequelle für die Erde wie für den Menschen, lehrt c. 6; sie steht aber auch mit den Sternen in innerem Zusammenhang. Wenn wir nun in der Kosmologie des c. 2 die Sternensphäre als *ἄστρων ἀνταύγεια* bezeichnet finden, wie kann man das anders verstehen, als daß sie eben Widerspiegelung des Sonnenlichtes[2]) (mit seiner Wärme) sind? Und so erklärt hier auch richtig PsG: „Unter den Alten gibt es welche, die von den Sternen sprechen und sagen: sie nehmen das Licht von der Sonne und werden so leuchtend und wahrnehmbar“ (S. 11 c. 5 Anf. Bergstr.).

Die 4. Sphäre ist die des Mondes. Er gleicht, hören wir, dem Zwerchfell des Leibes. „Der Mond“, sagt auch c. 2, 45, „ist in der Mitte und verbindet harmonisch“. Es sind eben drei Sphären oberhalb und drei unterhalb von ihm.

3. Daß die Luft gleich dem Atem ist, sagt auch die Einleitung zur Fiebertheorie c. 13, und zwar, wie es nach dem etwas verderbten Text scheint, in der merkwürdigen Form: „und wenn ich sage kalte Luft (*aerem frigidum*, also *ἀέρα ψυχρόν*) oder trockenen Atem (*aridum spiritum*, also *πνεῦμα ξηρόν*), so meine ich nicht das eigentliche (*originale* = *ἐμφυτόν*?) oder nur der Hauchseele (*anima*, also *ψυχή*) des Menschen angehörende Kalte (also *τὸ ψυχρόν*), sondern das der Hauchseele der ganzen Welt (*totius mundi anima*, also *ψυχὴ ὅλου τοῦ κόσμου*).“ Und in c. 42 lesen wir sogar *anima hominis aequali habetur ratione mundi*, also *ἡ τοῦ ἀνθρώπου ψυχὴ τὸν αὐτὸν λόγον ἔχει τῶι κόσμωι.*

2. Sphäre: Die Flüssigkeit (*humor* = *τὸ ὑγρόν*) im Menschen ist trotz ihrer verschiedenen Formen nur eine ebenso wie im Kosmos auch c. 18.

1) Ähnlich deutet Pfeiffer a. a. O. S. 33, in Einzelheiten abweichend; Roscher Abh.[2] S. 56 ff. u. ö. irrt. Übrigens hat *solitas* von P statt *soliditas* keinerlei Bedeutung, sondern ist nur Schreibversehen, wie er deren mehrere im Satz hat.

2) So erklären richtig auch Roscher Abh.[2] S. 60; Boll Die Lebensalter Neue Jahrb. 16 (1913) 141; nicht richtig Pfeiffer a. a. O. S. 34.

1. Von der Erde selbst endlich gilt auch später: sie hat einen Teil der Sonne in sich (*terra habet calidam quidem solis partem*, also *ἡ γῆ ἔχει θερμόν τι μέρος τοῦ ἡλίου*) und aus Erde sind die Knochen und Fleischteile des Menschen (c. 14, vgl. c. 19). Über die Beziehung der menschlichen Wärme zur kosmischen in den einzelnen Jahreszeiten handelt das schon angeführte c. 23.

Der Grundgedanke unseres Kapitels 6 aber ist zugleich der der ganzen Schrift, nur spricht es ihn am schärfsten aus: Kosmos und Mensch sind eine Einheit; der Arzt kann daher nur dann wahrhaft heilen, wenn er den Blick zugleich auf das Ganze der Natur richtet. *Mundus* = *κόσμος* ist das erste Wort von *Περὶ ἑβδ.*, es ist das Stichwort aller folgenden Ausführungen; *totus mundus* = *ὅλος ὁ κόσμος* kehrt immer wieder. Daher spricht ihr Verfasser ja auch verächtlich von denen, *qui nesciunt mundi totius et omnium naturam*, griechisch etwa *οἳ ἀγνοοῦσι τὴν φύσιν ὅλου τοῦ κόσμου καὶ πάντων ⟨τῶν μερέων⟩* (c. 12), schilt er auf *medicorum imperitia totius mundi et ex quibus natum est corpus*, was wir wiedergeben durch *τῶν ἰητρῶν ἀγνωσίῃ ὅλου τοῦ κόσμου καὶ ἐξ ὧν πέφυκε τὸ σῶμα* (c. 20). Und daß eben dies die Anschauung des Hippokrates selbst gewesen ist, sagt uns ja an berühmter Stelle Platon[1]) (Phaidros p. 270 C): *ΣΩ. ψυχῆς οὖν φύσιν ἀξίως λόγου κατανοῆσαι οἴει δυνατὸν εἶναι ἄνευ τῆς τοῦ ὅλου φύσεως; ΦΑΙ. εἰ μὲν Ἱπποκράτει γε τῶι τῶν Ἀσκληπιαδῶν δεῖ τι πιθέσθαι, οὐδὲ περὶ σώματος ἄνευ τῆς μεθόδου ταύτης.* Zwar lesen wir in *Περὶ ἑβδ.* nicht, daß auch der Mensch also ein Kosmos ist, trotzdem aber dürfen wir das dort vorgetragene System eine Mikrokosmostheorie — im all-

1) Vgl. Ilberg, Festschrift für Lipsius S. 26 ff. Er glaubt sogar, Platon meine hier keine andere Schrift als *Περὶ ἑβδ.*, die er also für ein Werk des Hippokrates halte. Zuzugeben ist, daß an keiner anderen Stelle des Hippokratischen Corpus so klar im Sinne des zitierten Wortes gesprochen wird. Aber einmal wissen wir garnicht, welche ärztlichen Schriften Platon außer den uns erhaltenen kannte (Wilamowitz Platon I 457), und zweitens besteht die prinzipielle Frage: muß überhaupt eine bestimmte Schrift zitiert sein? ist nicht in Athen eine überaus starke mündliche Tradition über „Hippokrates aus der Asklepiadengilde“ vorauszusetzen? Die Wichtigkeit dieses Platonworts, des ältesten Zeugnisses über die Hippokratische Lehre, wird dadurch nicht gemindert. Zu den übrigen, von jeher bekannten „Hippokrates“worten, die in diese Richtung gehören, fügte A. Schöne bekanntlich aus Pseudogal. *Περὶ κατακλίσεως νοσούντων προγνωστικά* XIX 530 K. das eigenartig alt klingende: *ὁπόσοι τὴν ἰητρικὴν ἀσκέοντες φυσιογνωμίης ἀμοιρέουσι, τουτέων ἡ γνώμη ἀνὰ σκότον ἀλινδουμένη νωθρὰ γηράσκει* (worüber zuletzt Capelle Hermes 60, 1925, 378). Auf das Inhaltliche des Problems Platon: Hippokrates (Hoffmann in Zellers Philos. der Griechen[5] 2, 1 S. 1070, Edelstein Problemata 4, 118) gehen wir hier nicht ein.

gemeineren Sinne des Wortes — nennen. Sie heiße im folgenden M^1. Es gibt nämlich mehrere schon in alter Zeit, und wenn man unser Kapitel einen „erratischen Block in Hellas“ genannt hat[1]), so hat dieser noch Brüder.

Ein M^2 findet sich eingebaut in die groß angelegte Kosmologie, welche die Einleitung zu der Schrift *Περὶ διαίτης* bildet (I 10 ff.). Auch in ihr wird wieder zuerst der Lehrsatz aufgestellt: *τὰ ἐν τῶι σώματι ἀπομίμησις τοῦ ὅλου, μικρὰ πρὸς μεγάλα καὶ μεγάλα πρὸς μικρά.* Dann werden verglichen: M e e r und Bauchhöhle (*κοιλίη ἡ μεγίστη*); E r d e und „die Stücke um die Bauchhöhle“, Durchgang von kalter und warmer Luft, (Organe), die wie die Erde „alles Hereinfallende umwandeln“, also wohl Atmungs- und Verdauungsorgane[2]); Umlauf des M o n d e s und unterer Feuerumlauf im Körper, *περίοδος πρὸς τὰ κοῖλα τῶν ὑγρῶν*, womit wohl — nicht wie oben S. 123 das Zwerchfell, sondern — das Bauchfell gemeint ist; S o n n e n umlauf[3]) und mittlerer Feuerumlauf, um den Körperteil, in dem alle geistigen und körperlichen Kräfte vereinigt sind, also wohl die Sphäre des Herzens; G e s t i r n umlauf und äußerer Feuerumlauf, *πρὸς τὸν περιέχοντα πάγον*, also, wie wir wissen, um die äußere menschliche Haut. Alles Körperliche wird hierbei als Produkt des wirkenden Feuerelements dargestellt — und hier heißt es tatsächlich c. 10 Anfang *δ ι ε κ ο σ μ ή σ α τ ο τὸ πῦρ τὰ ἐν τῶι σώματι* wie schon c. 9 Mitte *τὸ πῦρ ... δ ι α κ ο σ μ ε ῖ τ α ι τὸ σῶμα κατὰ φύσιν* —, die Beziehung dieses Feuers zum Kosmos wird durch die Ausdrücke bezeichnet: es wirke *δύναμιν* (*θαλάσσης, σελήνης* u. ä.) oder bilde *ἀπομίμησιν* (*γῆς*), aber auch heraklitisierend heißt es von jenem reinsten und kräftigsten Feuer im Herzen: *πάντα διὰ παντὸς*

1) Götze in der S. 121 Anm. 1 genannten Abh. S. 79; zum Folgenden vgl. Capelle Herm. 60 (1925) 381.

2) Der Verf. redet so allgemein und so dunkel, daß man schwer versteht, was für Organe er meint, wenn er denn überhaupt klare Vorstellungen vom Leibesinneren hat (er ist ja schwerlich selbst ein Arzt gewesen, vgl. Palm Studien zu *Περὶ διαίτ.* Diss. Tüb. 1933, 123). Ich nehme im Gegensatz zu Diels (Herakleitos[2] S. 63) *π ε ρ ὶ δὲ ταύτην* als Gegenstück zu *κοιλίην μὲν τὴν μεγίστην*, verstehe also unter *ταύτην* die Leibeshöhle, die s e l b s t nur zur A u f n a h m e des „trocknen und feuchten Wassers“ (Speise und Trank) bestimmt war. Dann sind die mit *ὕδατος ψυχροῦ καὶ ὑγροῦ* bezeichneten Stücke (*διέξοδος πνεύματος, ἀπόκρισις*) die Atmungs- und Ausscheidungsorgane so wie in c. 9 (*τὸ ὑγρὸν*) *ἐποιήσατο τοῦ πνεύματος διεξόδους καὶ τροφῆς ἐπαγωγὴν καὶ διάπεμψιν.* Auch hier folgen unmittelbar die drei *περιόδοι.*

3) Von Diels a. a. O. sicher ergänzt nach c. 90; ich verstehe hier ebenso wie er.

κυβερνᾶι καὶ τάδε — das Menschliche — *καὶ ἐκεῖνα* — das Kosmische.

Eine solche Theorie schimmert aber drittens deutlich durch im IV. Buche von *Περὶ διαίτης*, das von den Träumen und der ärztlichen Hilfe gegen ungünstige Traumbilder handelt (c. 89 ff.)[1]. Auch hier wird gelehrt, es gebe drei kosmische Umläufe (*περίοδοι*): *ἄστρων μὲν ἡ ἔξω περίοδος, ἡλίου δὲ μέση, σελήνης δὲ πρὸς τὰ κοῖλα*, und diesen entspreche im menschlichen Körper: die Hautoberfläche als *ἔξω περιφορά*, die Körpermitte[2] und der Leib als *τὰ κοῖλα τοῦ σώματος* (p. 646 L.). Im weiteren Verlauf der Traumlehre wird eine Beziehung vorausgesetzt zwischen Meer und Bauchhöhle (650, 12 f. 656, 2 f. L.), Erde und Fleisch (650, 13 f. 654, 13), Flüssen und Blut (654, 19 f.). Alles dies wird aber nicht systemartig vorgetragen, sondern wie gelegentlich, als Einzelnotiz, verwebt in die Lehre vom Traum und in die medizinischen Vorschriften dafür. Die hier zugrunde liegende Vorstellung nennen wir M^3.

M^2 und M^3 sind, wie man sieht, aufs nächste verwandt, aber nicht so, daß das eine vom andern abstammt d. h. abgeschrieben ist[3], denn M^3 hat an Einzelheiten mehr als M^2 (die Lehre von den Flüssen = Blut), dafür fehlt ihm der systematische Aufbau von M^2; auch bringt M^2 in der vorliegenden Form eine Lehre über die Erde und das ihr im Körper Entsprechende, die unmöglich M^3 zu der — wie wir sehen werden — alten Gleichsetzung von Erde und Fleisch hätte veranlassen können. Vielmehr sind M^2 und M^3 wie Repliken desselben Originals anzusehen, einer bestimmten Mikrokosmoslehre, die am Anfang ihre Ansicht allgemein faßte (wie in M^2), dann bestimmte irdische Teile wie Erde, Meer, Flüsse, weiterhin die (drei) Gestirnumläufe einzelnen menschlichen Gliedern oder körperlichen Vorgängen gleichsetzte; diese wurden als Nachahmung des Kosmischen aufgefaßt. Wir nennen diese Vorlage $M^{2.3}$.

M^1 und $M^{2.3}$ sind gleichfalls verwandt[4], wenn auch durchaus nicht so eng wie die Brüder M^2 und M^3 unter einander. Auch M^1

1) Zum ersten Male nach Fredrich behandelt von W. Capelle Hermes a. a. O. S. 381.

2) Mit Sicherheit daraus zu erschließen, daß die entsprechenden Träume durch Mittel sowohl von oben wie von unten her (*ἀμφοτέρως*) zu bekämpfen sind.

3) Die einzige unmittelbare Einwirkung des einen Textes auf den anderen scheint gewesen zu sein, daß die Worte *πρὸς τὴν ἔξω περιφοράν* aus M^3 in M^2 eingedrungen sind; vgl. Fredrich a. a. O. S. 116. Anders hilft sich Diels.

4) Es ist vielleicht sogar möglich, das in *Περὶ διαίτης* I 10 a. E. textkritisch nicht ganz sichere *αὔξησις* durch eine sehr ähnliche Stelle in *Περὶ ἑβδ.* c. 15, 21 *crementum* zu stützen; auf die Ähnlichkeit verweist Theiler Zur Gesch. d. teleol. Naturbetr. S. 56.

hat eine allgemein-vergleichende Einleitung — und es sei noch einmal an ihre ganz parallele Form erinnert: M^1 *φύσιν ... ὁμοίην τῶι κόσμωι, καὶ τὰ μικρότατα καὶ τὰ μεγάλα*, M^2 *ἀπομίμησιν τοῦ ὅλου, μικρὰ πρὸς μεγάλα καὶ μεγάλα πρὸς μικρά* —, ferner dieselbe Auffassung, daß der menschliche Leib den Kosmos nachahme, ebenso den Gedankenaufbau, daß der Vergleich vom Irdischen, von der Erde her, zum Überirdischen hin, zu den drei Sphären des Mondes, der Sonne und der Sterne (die genau so wie in $M^{2.3}$ in der richtigen Anordnung erscheinen) durchgeführt wird. An Einzelnem stimmen überein die Paare: Erde und Fleisch ($M^1 M^3$, M^2 fraglich), Flüsse und Blut ($M^1 M^3$), Meer und Eingeweidefeuchtigkeit — Bauchhöhle ($M^1 M^{2.3}$), Firmament und Haut ($M^{1.2.3}$). M^1 ist knapper, strenger aufgebaut und doch reicher, bringt mehr Einzelvergleiche als $M^{2.3}$, als Wichtigstes die Dreiheit Mark—Gehirn—Sperma und die Ausscheidungsorgane mit ihren kosmischen Parallelen, $M^{2.3}$ hat als Besonderes, daß nicht nur wie in M^1 die Umlaufsbewegung der Sterne, sondern auch die von Mond und Sonne verwendet wird, während M^1 nur Lage und Bedeutung, nämlich Licht und Wärme, dieser beiden vergleicht. Trotzdem ist die Ähnlichkeit der Theorien M^1 und $M^{2.3}$ so groß, daß natürlich eine gemeinsame Quelle anzusetzen ist, auf die sie, sei es unmittelbar sei es durch Mittelglieder, zurückgehen. Der naheliegende Gedanke nämlich, $M^{2.3}$ als freie Bearbeitung von M^1 aufzufassen, muß verworfen werden, denn M^2 allein weist eine große Erweiterung jenes Vergleichs zwischen Mensch und Kosmos auf, die zwar in ihrer jetzigen breiten Form nicht ursprünglich sein wird, die aber doch sicherlich auf eine alte Quelle zurückgeht: den Vergleich der Tätigkeiten des Menschen mit seiner Natur (und mit der des Alls). Denn in *Περὶ διαίτης* c. 11 ff. folgt unmittelbar auf M^2 eine ausführliche Darlegung, daß alles Handwerk des Menschen, dieses Ebenbildes des Kosmos, „Nachahmung" seiner menschlichen *φύσις* sei. Mit fast eindrucksvoller Eintönigkeit wird an den verschiedenen *τέχναι*[1] dargelegt, nämlich an denen des Sehers, Schmiedes (und Turnlehrers), Walkers, Schusters (und Arztes), Zimmermanns, Maurers, Musikers (und Kochs), Lohgerbers, Flechters, Goldarbeiters, Bäckers, Bildhauers, Töpfers, Schreiblehrers: *φύσιν ἀνθρώπου ... ταῦτα μιμεῖται* oder

1) Kritische Durchsicht dieser Lehren im einzelnen, die sehr nötig scheint, ist hier ebenso wenig die Aufgabe wie die Behandlung der Frage, ob nicht der ursprüngliche Text — vielleicht durch eben den, der *Περὶ διαίτης* kompilierend herstellte — gewisse Erweiterungen erfahren hat; zum mindesten c. 24 weicht nach Form und Inhalt vom Vorhergehenden völlig ab. Der oben angeführte Schlußsatz paßt eigentlich nur hinter c. 23, nicht hinter c. 24.

μίμησιν σώματος ποιοῦσι oder ähnlich, und geschlossen wird mit dem Satz: οὕτω ... αἱ τέχναι πᾶσαι τῆι ἀνθρωπίνηι φύσει ἐπικοινωνέουσιν. Schon vor Jahrzehnten ist die Vermutung ausgesprochen worden[1], daß hier das Mittelglied zwischen dem Kosmos und den τέχναι, der Mensch, spätere Zutat dessen ist, der Περὶ διαίτης zusammengestellt hat, daß also in einem früheren Stadium der Theorie die menschlichen Tätigkeiten unmittelbar zu den kosmischen Vorgängen in Parallele gesetzt wurden. Dafür lassen sich bündige Beweise geben. Im Anfang des zweiten Teiles lautet es (c. 11): θεῶν νόος ἐδίδαξε (τοὺς ἀνθρώπους) μιμεῖσθαι τὰ ἑαυτῶν. Zuzugeben, daß an sich τὰ ἑαυτῶν sich hier auch auf das Objekt beziehen kann, obwohl es unnatürlich wäre und man nicht verstünde, warum hier der θεῶν νόος eingeführt wird, so lehrt doch die Fortsetzung klar, daß der Verfasser vielmehr unter τὰ ἑαυτῶν die Werke der Götter, die Natur, verstanden hat, denn dort heißt es: φύσιν πάντων (im Gegensatz zum menschlichen νόμος) θεοὶ διεκόσμησαν. Und noch an einer anderen Stelle tritt der ursprüngliche Sinn klar heraus: von der Töpferscheibe wird mit gewiß sehr altem Gleichnis gesagt (c. 22) κεραμεῖς τὸν τροχὸν δινέουσι καὶ οὔτε πρόσω οὔτε ὀπίσω προχωρεῖ ἀμφοτέρως ἅμα τοῦ ὅλου ἀπομίμημα τῆς περιφορῆς. Überdies bringt diese in M^1 nicht vorhandene Überschau über die menschlichen Tätigkeiten gegen Schluß (c. 23) zu unserer höchsten Überraschung zwei hier eingearbeitete Lehrsätze, die in der Theorie von Περὶ ἑβδ. an ganz anderer Stelle, jetzt in c. 8 und 9, isoliert, aber in ganz ähnlicher Form und auch dort neben einander stehen, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge: es gibt sieben Vokale (σχήματα) in Schrift und Sprache, die menschliche Schrift — dies muß der nicht ausgesprochene Gedanke sein[2] — ahmt also nur die natürliche Sprache nach (in Περὶ ἑβδ. c. 9 heißt es nur: es gibt sieben Vokale oder wie PsG zur Stelle sagt: die Stimme wird in sieben Teile geteilt), so wie es auch sieben Formen der menschlichen Wahrnehmung gibt: Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack, Sprache, Getast, Aus- und Eingang kalten oder warmen Atems; die Siebenerliste von Περὶ ἑβδ. c. 8 zählt auf: Eingang kalter Luft, Ausgang warmer Luft, Gesicht, Gehör, Geruch, Speiseaufnahme, Geschmack. — Nach diesen Beobachtungen müssen wir in der Tat M^1 und $M^{2 \cdot 3}$ als zwei

1) Von Fredrich Hippokr. Unters. S. 144f. Gigon Untersuchungen zu Heraklit S. 37 versucht ihn zu wiederlegen, doch, wie uns scheint, ohne Erfolg, vgl. oben.

2) γραμματική bezeichnet hier ganz scharf „Buchstabenkenntnis" = Lesen und Schreiben; es verhüllt den Sinn der Stelle, wenn man mit Diels „Grammatik" dafür sagt.

selbständige, wenn auch nahverwandte Vertreter derselben Mikrokosmoslehre betrachten.

Reste eines M^4 finden sich seltsamerweise bei dem Epiker Choirilos von Samos, denn wenn er die Steine die Knochen der Erde, die Flüsse die Adern der Erde nennt (fr. 11 Kinkel vgl. Reitzenstein a. a. O. S. 194 Mitte), so liegt zweifellos jene Anschauung zugrunde; übrigens hat er ja auch die Lehre des Thales von der Seele einmal wiedergegeben (11 A 1 § 24). Freilich könnte dieses M^4 unmittelbar aus M^1 stammen.

Damit ist erwiesen, daß vor den Schriften Περὶ ἑβδ. und Περὶ διαίτης und vor Choirilos eine Mikrokosmoslehre gestanden hat, von der sich jeder unmittelbar oder mittelbar sein Teil genommen hat. Sie heiße M. Sie verkündete: Mensch, Tier, Pflanze ein Nachbild des Kosmos. Wie ein mittelalterlicher Tierkreismann — der doch in Wahrheit auf antike, wahrscheinlich hellenistische Bilder zurückgeht[1] — steht dieser Kosmosmensch hier vor uns. Jenem sind die zwölf Tierkreiszeichen vom Kopf bis zu den Füßen im wörtlichsten Sinne auf den Leib geschrieben; den Leib dieses beherrscht die heilige Siebenzahl: sein Firmament ist die Haut; im Kopf wirken Gestirne; Sonnen- und Sternfeuer kreist unter der Haut und lebt im Leibe; der Mondsphäre, der Mitte des Kosmos, entspricht das Zwerchfell; die Luft ist gleich dem Atem; dem Meere gleichen Bauch und Ausscheidungsorgane; Fleisch und Knochen aber sind seine Erde. Und auch zu solchen Mikrokosmosdarstellungen haben sich bereits mittelalterliche Bilder (die im einzelnen Sachlichen abweichen) gefunden[2]; kein Zweifel, daß auch sie griechische Ahnen haben. Jeder freilich, der von dieser Theorie vernimmt, wird unter dem Eindruck stehen: ursprünglich hellenisch ist sie nicht. Doch bevor wir nach dem Ursprung fragen, muß ihr Alter in Hellas selbst bestimmt werden.

Περὶ διαίτης mit seinem so stark heraklitisierenden Teil ist dem ausgehenden fünften Jahrhundert zuzuweisen[3]. In derselben Zeit hat Choirilos gelebt. Wie alt aber ist Περὶ ἑβδ.? Zwei Ansichten stehen sich gegenüber: die eine, daß die Schrift als Ganzes etwa mit Περὶ διαίτης gleichzeitig ist, vielleicht etwas älter als dieses[4], die andere — Roschers —, daß der Verfasser ihres ersten

1) Vgl. Boll-Bezold a. a. O. Tafeln X—XI und dazu S. 136 ff.

2) Vgl. Reitzenstein-Schaeder a. a. O. Tafeln II—III und dazu S. 137 ff.

3) Darüber zuletzt Mewaldt Gnomon 12 (1936) 250 nach Palm Studien zur Hippokrit. Schrift Περὶ διαίτης.

4) Boll Lebensalter S. 154: c. 450; Ilberg Festschr. f. Lipsius S. 33 ff.: c. 430; Diels Deutsche Literaturzeitung 32 (1911) 1861 ff.: 450—350, jedenfalls

kosmologischen Teiles mit dem des zweiten pathologischen „nicht identisch" ist und in die Mitte des sechsten Jahrhunderts gehört oder daß doch wenigstens dieser Teil seinem Inhalt nach aus so früher Zeit stammt[1]). Da seine These bisher noch nicht im einzelnen genau durchgeprüft worden ist[2]), müssen wir dies hier versuchen.

Auszugehen ist von jenem, schon oben S. 121 als Verbindungsstück der beiden Teile bezeichneten Kapitel 12. Es gibt die klarste Auskunft, da dieser Arzt hier sowohl erklärt, beide Teile selbst geschrieben zu haben, den allgemeinen und den besonderen, aber gleichzeitig durch ihre scharfe Trennung deutlich bekundet, daß er (mindestens) zwei verschiedene Quellen in eins hat fließen lassen. Er ist ein Verehrer älterer Theorie, sagt er doch selbst von sich am Schluß (c. 53), er fände es besser, ältere Lehren richtig zu verstehen als neue falsche zu verkünden. Seine Schrift ist also eine Kompilation. Wer diese wiederum richtig verstehen will, muß ebenso das die beiden Teile Vereinende (was Roscher ganz übersieht) wie das sie Unterscheidende beachten. Von den durchgehenden Gedanken wurden schon oben S. 122 und 127 ff. wichtige angeführt; hier sei noch darauf hingewiesen, daß ja der den pathologischen Teil beherrschende Gedanke, das Verhältnis vom Warmen zum Kalten sei die Grundlage der Gesundheit, auch bereits ebenso in unserem c. 6 ausgesprochen ist, daß andrerseits die Hebdomadenlehre des kosmischen Teiles wenigstens einmal in der Fieberlehre wiederkehrt (c. 26). Die Unterschiede freilich fallen viel stärker in die Augen: erst nach Abschluß des ersten Teiles c. 12 spricht jener Arzt von sich, seiner Person, seinem Vorhaben, es ist, als ob er selbst diese Einführung, als aus anderer Quelle stammend, von dem Folgenden abheben wollte; ferner, er verspricht zwar c. 12, im zweiten Teile zu zeigen, daß der kranke Körper dasselbe erleidet wie der (siebengliedrige) Kosmos — und diese Anschauung war ja überhaupt die Voraussetzung dafür, daß er den allgemeinen Teil vorausschickte —, aber er hält dieses Versprechen im einzelnen kaum (es war eben unmöglich, eine spezielle Pathologie ganz und gar durchzuführen mit Hilfe — der Zahl Sieben!),

Zeit von *Περὶ διαίτης*; Gossen Hippokrates P. W. VIII 1825: noch 5. Jahrhundert.

1) So Ausg. S. 16. 117 ff.; ähnlich oft, mit bezeichnenden Schattierungen, die Ilberg Verh. d. Sächs. Ak. d. Wiss. 76 (1924) 5 f. im einzelnen anmerkt.

2) Mit Recht hat schon Wilamowitz bei Roscher Verh. S. 100 darauf hingewiesen, daß die Rezension von Diels Deutsche L.-Z. a. a. O. sachlich durchaus noch nicht befriedigen kann.

nur zu lange entschwindet der Kosmos seinen Blicken bei der Behandlung der Einzelheiten; bemerkenswert ist auch der trotz aller Textverderbnis und trotz der so mangelhaften Erhaltung des griechischen Textes erkennbare stilistische Unterschied zwischen dem knapp aufzählenden, scharf gliedernden ersten und dem mehr in die Breite gehenden zweiten Teile; und endlich ist ja nicht zu verkennen, daß die reine kosmologische Hebdomadenlehre im zweiten Teil hin und wieder von ganz anderen Zahlenlehren durchkreuzt wird, so besonders deutlich in c. 15 und 16[1]).

Der Ionier, der dieses Ganze zusammenstelle, wird in der Tat zur Zeit des Verfassers von *Περὶ διαίτης* gelebt haben. Wie aber ist zeitlich seine Kosmologie anzusetzen? Nur die sachliche Prüfung ihrer Einzelangaben kann darauf die Antwort geben.

Die ersten elf Kapitel sind ein Ganzes (vom Schlußkapitel abgesehen), aus einem Guß und ganz folgerichtig aufgebaut: auf eine allgemein gehaltene Einleitung über die Bedeutung der Siebenzahl im Kosmos wie im Menschenleben folgt der Aufbau der Welt aus den 7 *τάξεις* (*μοῖραι, κόσμοι*) (c. 1), die Erörterung von Ruhe oder Bewegung der sieben Kosmosteile, auch der „7 Sterne" (c. 2), die Aufzählung der 7 Winde (c. 3)[2]) und der 7 Jahreszeiten (*ὧραι*) (c. 4). Nun betreten wir das menschliche Gebiet durch den geschickten Übergang *οὕτω δὲ καὶ ἐπ' ἀνθρώπου φύσιος ἑπτὰ ὧραι εἰσιν ἃς ἡλικίας καλέομεν* (c. 5); der menschliche Körper wird als Abbild des siebenfachen Kosmos dargestellt (c. 6); es folgen die 7 wichtigsten Körperteile, von denen der erste der Kopf ist (c. 7); des Kopfes 7 fache Tätigkeit (c. 8); die 7 Vokale der Sprache (c. 9); die 7 Teile der Seele = Lebenskraft (c. 10). Damit ist ein Endpunkt erreicht. Überraschenderweise folgt als letztes Kapitel dieses allgemeinen Teiles ein offenbar aus ganz anderem Zusammenhang stammendes Stück: die Einteilung der Erdoberfläche in sieben Teile. Hier wird die Kompilation handgreiflich, denn nach dem Zusammenhang gehört eine solche Betrachtung der Erde in den ersten, physikalischen Abschnitt (c. 1—4), nicht in oder hinter den zweiten, anthropologischen (c. 5—10) dieser Hebdomadenlehre. Diesen Eindruck bestätigt die Beobachtung, daß die Einteilung des Körpers in 7 Teile, wie c. 7 sie gibt, nämlich in Kopf, Hände, Eingeweide (mit Zwerchfell), Urinorgan, Samenorgan, Kotorgan, Schenkel, eine

1) Darauf hat Roscher immer wieder hingewiesen z. B. Ausg. S. 24. 126.

2) Auch hierin scheint Makro- und Mikrokosmos verglichen worden zu sein (vgl. Mras a. a. O. S. 73), aber das Kapitel ist zu korrupt überliefert, als daß irgend etwas davon als sicher gelten könnte.

wesentlich verschiedene von der der Erdkarte ist, wie wir sogleich sehen werden.

Gerade in dieser sonderbaren Erdkarte nämlich fand ja Roscher das Hauptzeugnis[1]) für das hohe Alter dieser ganzen Lehre von der Siebenzahl. Sie müssen wir zuerst genauer prüfen. Nach ihr soll sein: „Kopf und Gesicht“ der Erde: die Peloponnes; *medulla cervix*, also, da ja ein Körperteil gemeint sein muß, Nacken (Hals) und Verlängerung[2]): der Isthmus; das Zwerchfell: Ionien; die beiden Schenkel: ⟨die beiden Küsten am⟩ Hellespont[3]); die Füße: der Thrakische und Kimmerische Bosporus; der „obere Bauch“: Ägypten und ägyptisches Meer; der untere Bauch und After: Schwarzes Meer und Maiotisches Sumpfmeer (*palus Maiotis*). Also nicht nur Kosmos und Mensch sind nach demselben Bilde gestaltet, sondern auch Erde und Mensch. Und dieser Erdkartenmensch liegt quer über die griechische Oikumene, von Südwesten nach Nordosten hingelagert. Hier liegt eine altionische Karte zugrunde — es ist die älteste Nachricht über das Aussehen einer solchen —, und wie wir die Geographie Italiens an den Einzelheiten des Stiefels klarmachen bis zu Sporn, Hacken, Sohle und Spitze (bemerkenswert, welche Schwierigkeiten dagegen ein antiker Mensch hat, die Gestalt Italiens vergleichsweise zu fassen, vgl. Strabon V 1—2!), so wird hier in die Länder eine menschliche Gestalt hineingesehen. Das Gesicht weist nach Süden; dann ist die Südküste der Peloponnes ein (sehr zackiges) Profil. An den Isthmoshals schließt sich als „oberer Bauch“ d. h. wohl als Körper über dem Zwerchfell, der südliche Teil des Ägäischen Meeres, hier Ägyptisches Meer genannt, dazu Ägypten, also mit einer seltsamen Ausbuchtung nach Süden; was man statt dessen erwartet, wäre das so viel näherliegende, besser passende Ägäische Meer[4]). Nun kann das Zwerchfell, die Körpermitte, Ionien sein. Können wir

1) Nur dieses wird hier ausführlich behandelt; seine übrigen werden in der obigen Darstellung gleich mit besprochen.

2) Gut verweist Roscher Verh. S. 7[11] auf Plinius n. h. IV 8 *oppidum Pagae unde Peloponnesi prosilit* [*cervix* und auf Philostr. vita Ap. Ty. 4, 24 *οὗτος ὁ αὀχὴν τῆς γῆς τετμήσεται* vom Isthmus.

3) Sehr richtig hat Sieglin (Festschrift für Kiepert S. 323 ff.) gezeigt, daß der Name Hellespont ursprünglich weit mehr umfaßte als in späterer Zeit, eben ein wirklicher *πόντος* war im Gegensatz zum *πόρος*, aber hier muß, wenn der Vergleich leidlich stimmen soll, gerade der schmale Meeresdurchgang gemeint sein. Das übersieht Roscher Verh. S. 101 ff.

4) Der Gedanke einer Korruptel wird jedem kommen; allein wie wollte man dann die ausdrückliche Erwähnung Ägyptens erklären?

uns aber diesen wie eine Giebeleckfigur auf seiner rechten Seite liegenden Kartenmenschen bis hierher zur Not vorstellen, so ist die geographische Vorstellung vom Nordosten so wirr, daß uns das nicht mehr gelingt. Der Grundfehler ist, daß Thrakischer und Kimmerischer Bosporos (als Füße) in einer Höhe angenommen werden[1]), zu denen die Hellespontküsten die Schenkel sind. Dann ist alles möglich, dann kann auch das Schwarze Meer den unteren Bauch und der Maiotische Sumpf den After vorstellen. Mag man vielleicht diesen Vorstellungen durch Vergleich mit anderer Überlieferung noch mehr für die Geschichte der Kartographie abgewinnen können, uns muß es genügen, Folgendes festzustellen. Die Bezeichnung *Ἰσθμός* = Hals scheint alt zu sein[2]), dann ist die Vorstellung, daß die Peloponnes der Kopf ist, zugleich damit gegeben[3]); entsprechend hat Herodot I 73 die Strecke zwischen der kleinasiatischen Küste gegenüber Cypern bis zum Schwarzen Meer „den Hals des ganzen Landes“ (Kleinasien) genannt, also dieses als Kopf gesehen[4]), lehrreich auch, wie falsch geographische Vorstellungen von ganz bekannten Ländern damals noch sein können. Wenn aber der Heptadist dem Kopf Peloponnes das ehrenvolle Beiwort *magnarum animarum habitatio* (*Wohnort hochgesinnter Männer* Ar, *W. göttlicher Seelen* PsG), griechisch etwa *μεγαλοψύχων ἀνδρῶν οἴκησις* gibt, dann umso besser, weil dann die Ähnlichkeit zwischen den beiden nur noch größer ist; für die derzeitige politische Lage folgt daraus nichts, denn Spartas Männergeist konnte zu jeder Zeit solches Lob ernten. Ein Schluß ferner aus der Bezeichnung Ioniens als Zwerchfell auf die ⟨noch⟩ ungebrochene geistige, also auch politische Kraft Ioniens, also auf das VI. Jahrhundert als Zeit dieser Karte, ist ganz unmöglich: Ionien stellt, wie billig und natürlich bei den Ioniern, das Zentrum des Kartenmenschen dar, so wie das Zwerchfell des Kosmos auch dessen Mitte war[5]). Ebenso

1) Der Text lautet *pedes: Bosporos, transitus Trachius et Hochimmerius*, also griechisch *πόδες: Βοσπόρος, δίοδος Θρήικιος καὶ ὁ Κιμμέριος* (vgl. Mras a. a. O. S. 64).

2) Vgl. Drerup bei Roscher Ausg. S. 169 Anm. 229.

3) Daß sie auch *ἀκρόπολις* genannt wird (vgl. z. B. Boll Lebensalter S. 140), ist nicht ohne weiteres gleichwertig.

4) Vgl. Diels Deutsche Literaturzeitung a. a. O. S. 1863.

5) Daß in c. 48 die Leibesmitte vielmehr der Nabel bezeichnet, gehört zu den Widersprüchen von Teil I und II. Wenn PsG c. 11 *φρένες* aus sich heraus erklärt durch: „Die Bewohner dieser Gegend sind sehr verständig, einsichtig und weise“ (so Bergsträßer in der von ihm verbesserten Übersetzung bei Roscher Ausg. S. 142[195]), so sagt der Text davon nichts. Und zudem: angenommen PsG träfe damit die Meinung des Autors, hätten das nicht auch die Ionier des fünften Jahrhunderts von sich behauptet?

wenig ergibt sich daraus, daß Athen ⟨noch⟩ garnicht erwähnt wird: es paßte eben wie so viele andere wichtige griechische Stätten nicht in das Menschenbild hinein, wenn Ionien das Land der Mitte werden mußte, und blieb deshalb fort. Diese sieben Länder hier sind ja eine Auswahl in bestimmter Absicht, wie man auch die sieben größten Inseln[1]) aufzählte und sieben Städte zu kultischen Zwecke zusammenfaßte oder sie als mögliche Geburtsorte Homers nannte. Und so ergibt sich: wohl macht diese Karte in ihrer Kindlichkeit einen recht altertümlichen Eindruck — wie unterschied sie sich wohl von der Anaximanders, der des Hekataios[2]), des Aristagoras (Herodot V 49)? —, aber bestimmte Beweismittel dafür, daß sie aus dem hohen sechsten Jahrhundert stamme, ergeben sich nicht. Und zudem: erst dann werden wir das wahre Verständnis für sie gewinnen, wenn wir ihr Vorbild (das nicht in Griechenland zu suchen ist) betrachten.

Auch die Auswahl der Winde — der 8. fehlt, damit sich eine 7zahl ergibt[3]) — oder der Hinweis auf die 7 Vokale im ionischen Alphabet — PsG zählt sie zur Stelle in unserer Reihenfolge auf mit *ἄλφα, εἶ, ἦτα, ἰῶτα, οὖ, ὖ, ὦ* — gestatten keinen genauen chronologischen Schluß: sie konnten beide im VI. wie im V. Jahrhundert genannt werden.

Prüfen wir aber nun die reichen kosmologischen Angaben im einzelnen, so ist das Ergebnis: obwohl sie nicht das System eines bestimmten uns bekannten Forschers wiedergeben, schließen sie sich zu einem einheitlichen Weltbild zusammen; dieses wird nicht als solches beweismäßig abgeleitet oder auch nur in einem einzigen Punkte als richtig erwiesen, sondern als etwas Gegebenes vorgetragen; es entspricht den Anschauungen der Zeit nicht lange nach 500. Das soll im Folgenden gezeigt werden, aber so knapp wie angängig und möglichst ohne Auseinandersetzung mit der reichen neuen Literatur darüber.

Kosmos heißt (und ist) die Welt hier immer wieder, aber wir sind in einer Zeit, da dieses Wort noch nicht erstarrt ist, sondern

1) Gut hat Roscher Abh.[1] S. 179 darauf aufmerksam gemacht, daß in der Aufzählung der sieben größten Inseln bei Alexis Fr. 268 Kock die Worte *νήσων ἃς δέδειχεν ἡ φύσις θνητοῖς* ... und die anderen *ὡς λόγος* auf eine bestimmte geographische Lehre deuten.

2) „Bei dem Mangel astronomischer Ortsbestimmungen muß die Karte (des Hekataios) in einer Weise von der Wirklichkeit abgewichen sein, die wir nicht mehr ahnen können“ Jacoby Hekataios P. W. VII 2702.

3) Dies hat völlig überzeugend nach Roschers Vorgang gezeigt A. Rehm Griechische Windrosen, Sitzungsber. d. Bayr. Ak. 1916, 3. Abh., 30 ff. Vgl. auch unten S. 152.

als „gefügte Ordnung“ auch von den Einzelsphären dieser Welt gebraucht werden kann; so ist die Rede von *ἄκριτος κόσμος, ἠέρος κόσμος καὶ σύστασις, οἱ τῶν ξυμπάντων κόσμοι, οἱ ὑπὸ τὴν γῆν (ὑπὲρ τῆς γῆς) κόσμοι* (c. 1 § 2, c. 2), alle zusammen ergeben sie *ὅλον τὸν κόσμον* oder *τὸν κόσμον* (so durchgehend). Von dieser als ursprünglich vorauszusetzenden Freiheit im Gebrauch des Wortes hat sich auch in der doxographischen Überlieferung ein Rest erhalten: so hat Anaximander gesprochen (12 A 9), und so heißt es von Pythagoras (oder Parmenides), er habe zuerst „den Himmel Kosmos genannt“ (28 A 44). — Die äußerste Schale und das innerste Stück des Gesamtkosmos hier, Himmel und Erde (mit Wasser und Luft), sind in Ruhe, die dazwischen liegenden Körper, Sterne, Sonne und Mond, bewegen sich in Kreisbahnen (*κύκλωσις αὐτόδρομος*), oberhalb und unterhalb um die Erde herum, das Ganze ist also eine Vollkugel, eine Sphaira (c. 2 Anf., Eingangssatz verderbt). Das ist die von Anaximander gefundene (12 A 11), von Anaximenes bekämpfte (13 A 7 § 6) Lehre. Ihr entspricht es wohl auch, daß das Ganze ein völlig regelmäßiges Gebilde ist, denn wie die Erde die Mitte des Weltalls, so nimmt der Mond die Mitte zwischen Erde und Himmel ein[1]). Aber im Gegensatz zu Anaximander und in Übereinstimmung mit Anaximenes (13 A 14) wird hier die Sternensphäre oberhalb, nicht unterhalb von Sonne und Mond gedacht.

Jene äußerste Schale heißt hier auch *Ὀλύμπιος κόσμος* (c. 2, 15. 42) mit einem Namen, der uns aus der pythagoreischen Symbolsprache bekannt ist (44 A 16), ihrer bedienen sich auch Parmenides und Empedokles (28 B 11, 2. 31 B 44). Die Schale ist eine gefrorene feste Masse. Diese Anschauung, die an die Stelle der verbreiteten älteren getreten ist, der Himmel bestehe aus Stein oder Erz, ist bekannt als die Anaximenische (13 A 14); Empedokles hat sie übernommen (31 A 50). Von dieser Schicht heißt es c. 2, 45 in A *transitum habens aestatis et hiemis*, P ist korrupt, Ar und PsG sagen „Durchgangsstelle des Sommers und Winters“, also ist wohl, wie auch PsG erklärt, gemeint, daß die für die Jahreszeiten entscheidenden Tierkreiszeichen (vgl. c. 16. 21) sich vor dieser Sphäre bewegen, und im hier erhaltenen, verderbten griechischen Text ist etwa zu lesen *ἀκρίτου κόσμου ⟨δι⟩έξο⟨δον* Kalbfleisch⟩ *ἔχοντος* (Diels: *ἔχοντα* Par.) *θέρεος καὶ χειμῶνος*. Von wirklichen Toren in dieser Eismasse, entsprechend dem Horentor der Ilias[2]), ist hier nicht die Rede.

1) Soweit richtig Pfeiffer a. a. O. S. 120.

2) So deutet Boll Lebensalter S. 141. Von *δίοδος ἡλίου* spricht ja auch

Nur drei siderische Sphären kennt der Heptadist: die der Sterne, der Sonne und des Mondes. Sie erscheinen, wie gesagt, in der richtigen, seit Anaximenes bekannten Reihenfolge. Dabei werden Fixsterne und Planeten in altionischer Weise derselben Sphäre zugewiesen, im Gegensatz z. B. zur späteren pythagoreischen Theorie (44 A 16). Von den Fixsternen werden c. 2, 72 ff. die drei Paare Arktur: Arktos, Hyaden: Pleiaden, Orion: Sirius erwähnt und zwar wird die ἀκολουθία des zweitgenannten Gestirns zum ersten gezeigt, mit einem sonst nicht bekannten, aber treffenden, sachlich richtigen Ausdruck[1]); von der Wirkung des Arktur auf den Menschen hörten wir außerdem in c. 6. Als einziger Planet wird Jupiter erwähnt (s. o. S. 125 f.), bekannt aber sind auch die anderen vier, denn die allein mögliche Deutung Bolls[1]) von c. 2, 59 τὰ ἄστρα τὰ οὐράνια ἑπτὰ ἐόντα als die fünf Planeten mit Sonne und Mond ist auf das glänzendste bestätigt worden durch die neu entdeckte Lesart von PsG: er hatte im Text „die himmlischen irrenden Sterne sind sieben und sie sind die Ursache der Jahreszeiten" (c. 23 p. 35 Bergstr.). Es entsprechen die *errantes febres* = πυρετοὶ πλανῆται, von denen der pathologische Teil berichtet (c. 23, 82). Und hier haben wir nicht nur die erste griechische Erwähnung der fünf Planeten, sondern auch den ersten technischen, treffenden Namen für ihre — damals natürlich schon seit langem bekannte — Bewegung gegen die Fixsterne: im Gegensatz zu jener ἀκολουθία heißt sie ἐναντίωσις[2]). Licht und Wärme empfangen die Sterne hier alle von der Sonne; sie strahlen das zu uns nur zurück. Der hier für das zur Erde gebrochene Sternenlicht verwendete Ausdruck ἀνταύγεια (c. 2, 52) ist uns aus pythagoreischer und empedokleischer Lehre bekannt, nur daß er dort von dem zum Himmel zurückgeworfenen Sonnenlicht gebraucht wird[3]). Die Lehre selbst, falsche Erweiterung der richtigen Erkenntnis von Mond- und Planetenlicht — es wäre verwunderlich, wenn nicht auch sie schon in früher Zeit einmal vertreten wäre: ausdrücklich bezeugt ist sie nur für Anaxagoras, Demokrit und Demokriteer, von Späteren abgesehen[4]); aber wenn nach Empedokles und Pythagoreern das Licht

c. 1, 59. Die orientalischen Stern-Himmelstore, von denen Boll Stoicheia I S. 17, Reitzenstein a. a. O. S. 11¹ handeln, sind wohl fernzuhalten.

1) Vgl. Boll Lebensalter S. 143 ff.

2) Vgl. Boll ebenda. Natürlich wußte der Heptadist auch Namen für die übrigen zu nennen — denn was wäre in alter Zeit ein Stern ohne Namen! —, wie schade, daß er sie uns nicht verraten hat! Zu solchen Planetennamen vgl. Roscher Mythol. Lex. 2519 ff.

3) 31 A 56. B 41—44. 44 A 19, wozu vgl. meinen Aufsatz in Herm. 73 (1938).

4) 59 A 80. 70 A 9. 76 A 1; vgl. Boll Lebensalter S. 141.

der Äthersphäre von der Sonne nach oben zurückgeworfen wird, so muß dieses ja auch die Sterne treffen. Was mit dem anaximenischen Wort μάνωσις c. 2, 53 von den Sternen ausgesagt werden soll, verbietet die Kürze des Ausdrucks zu verstehen.

Daß die Mondsphäre gleichsam die Mitte hält zwischen der irdischen trüberen und der überirdischen reineren Sphäre ist alte Vorstellung; wir kennen sie aus Heraklit, Empedokles und Pythagoreern (vgl. Vorsokr. Wortind. S. 390 b 30 ff.).

Wir durchqueren den κόσμος ἠέρος, die Sphäre von Regen, Blitz, Donner, Hagel und Schnee (c. 2, 74 ff.), über die alle die alten Kosmologen ihre Erklärung abgaben, und kommen in die Region der Erde.

Diese ist hier aus Wasser entstanden (c. 1, 94), also die Ansicht des Thales und seiner Schüler. Sie „reitet" auf dem Aer (c. 2, 30); das lehrte Anaximenes mit genau demselben Wort ὀχεῖσθαι (13 A 6. 7. 20). Die Behauptung, ihre Wärme sei ein Teil der Sonnenwärme, ist in dieser Form aus früher Zeit nicht wieder bekannt; aber sie kann in der Lehre Anaximanders und seiner Nachfolger enthalten gewesen sein, die die Lebewesen durch die Sonnenwärme aus dem Erdschlamm hervorgehen lassen; so hat ja auch die Doxa des Parmenides gelehrt: γένεσιν ἀνθρώπου ἐξ ἡλίου πρῶτον γενέσθαι, und daß wir „Feuer" in uns tragen, gehört zu den Grundtatsachen der Physiologie und Psychologie des Empedokles[1]). Mit alter volkstümlicher Vorstellung heißt die γῆ c. 1, 94 πάντροφος, ja sogar c. 15, 14 *mundi nutrix*. Das in ihr befindliche „Warme-Feuchte" setzte c. 6 der Dreiheit Gehirn, Rückenmark, Sperma gleich: seit dem Pythagorasschüler Alkmeon von Kroton (24 A 13) ist dieser Zusammenhang in Griechenland bekannt. Zu den wichtigsten Nachrichten gehört, was uns c. 2, 25 ff. über die Form der Erde berichtet wird: ἡ γῆ . . . ἐν τῶι ἠέρι ὀχέεται, ὥστε τοῖσι κάτω τάδε μὲν τὰ (Boll: τοι Hds) ἄνω κάτω εἶναι, τὰ δὲ κάτω ἄνω· οὕτω τε [δι] ἔχειν τά τε ἐκ δεξιῆς καὶ τὰ ἐξ ἀριστερῆς. Hieraus hat man allgemein auf die Vorstellung der Erdkugel geschlossen, aber vorschnell, ja falsch, denn dann stünde, wie später immer, σφαῖρα oder σφαιροειδής da und nicht eine so mühsame Beschreibung. Eben aus ihr folgt, daß keine genau bestimmte mathematische Form vorschwebt[2]). Vielmehr war die altionische Frage,

1) Vorsokr. 12 A 11. 30, 28 A 1 (I 218, 2) B 10 (I 241, 9); für Empedokles vgl. Vorsokr. Wortind. S. 383 a 36 ff.

2) Für das Folgende vgl. Friedländer, Die Anfänge der Erdkugelgeographie Platon I 243 gegen Frank Plato u. d. sog. Pythagor. Beilage V (184 ff.) und VI (198 ff.).

und problemgeschichtlich gesehen, die eigentliche Kernfrage — mit Platon Phaidon 97 D zu sprechen — πότερον ἡ γῆ πλατεῖά ἐστι ἢ στρογγύλη, und dieses letzte Wort faßt alle „gerundet-gedrungenen" Formen zusammen. Für das erste entschied sich Anaximenes (13 A 20), Demokrit (68 A 94), für das zweite Anaximander, dessen Erdform ja heißt γυρός, στρογγύλος, κίονι λίθωι παραπλήσιος (12 A 11), Parmenides (28 A 44), später Diogenes von Apollonia (64 A 1). Was in Περὶ ἑβδ. von „denen oben" und „denen unten", von Rechts und Links gesagt wird, gilt genau so gut von der zylindrischen Erdform Anaximanders. Auch andere ähnlich „gerundete" Formen werden genannt worden sein, wie man ja auch den Kosmos in alter Zeit nicht als Kugel, sondern als Ei sah, und noch für Trimalchio hat die Erde Eiform[1]). Ja man kann sogar solche ganz gerundeten Zwischenformen dem Gedanken nach als notwendig voraussetzen zwischen dem aufrecht stehenden Zylinder und der Kugel. Spätere Pythagoreer sagen dann, etwa um die Mitte des V. Jahrhunderts, ganz klar (εἶναι) τὴν γῆν σφαιροειδῆ καὶ περιοικουμένην, εἶναι δὲ καὶ ἀντίποδας καὶ τὰ ἡμῖν κάτω ἐκείνοις ἄνω (58 B 1 a § 25 f.); aber solche genaue Bestimmung der Erdgestalt liegt dem Heptadisten noch ebenso fern wie er von ihren heiligen, um die Hestia kreisenden zehn Körpern mit der Antichthon nichts weiß[2]). — An diese allgemeinen Worte über die Form der Erde schließen folgende, auch griechisch überlieferte[3]) (c. 2, 37): καὶ περὶ πᾶσαν τὴν γῆν οὕτως ἔχει· ἡ μὲν γῆ ο⟨ὖσα μέση Kalbfl.⟩ καὶ ὁ Ὀλύμπιος κόσμος ὕπατος ὢν (Boll: ὑπὸ τοσῶνδε Hds.) ἀκίνητά ἐστιν, ἡ δὲ σελήνη μέση οὖσα συναρμόζει αὐτά (Boll: αὐτὴ Hds.). τἆλλα πάντα ἐν ἀλλήλοισι ζῶντα καὶ δι' ἀλλήλων διιόντα αὐτὰ ὑφ' ἑαυτῶν καὶ ὑπὸ τῶν ἀεὶ ὄντων ῥηϊδίως [αἰδίων v. l. zu ἀεὶ ὄντων, tilgt Boll] κινεῖται. Es dürfte klar sein, daß hier im ersten Teil des Satzes über die Erde als Ganzes gesprochen wird — sie ist unbeweglich wie der Olymp, beide durch die Mondsphäre verbunden —, dann aber von der Bewegung irdischer Teile, des auf ihr Lebendig-Wechselnden; und diese Bewegung gilt als doppelt verursacht: teils durch sich selbst, teils ὑπὸ τῶν ἀεὶ ὄντων. Da der Text fortfährt τὰ τοίνυν ἄστρα τὰ οὐράνια ἑπτὰ ἐόντα . . ., so können unter diesen Ewigen nur

1) Vgl. unten S. 147; Petron. Cena Trimalch. c. 39 a. E.

2) In seinen Worten c. 2, 42 ff. ὁ Ὀλύμπιος κόσμος ὕπατος ὢν . . . ἡ δὲ σελήνη μέση συναρμόζει darf man nicht mit Pfeiffer a. a. O. S. 120 u. ö. ein musikalisches Verhältnis sehen, höchstens die Vorstufe dazu.

3) Wir suchen die Deutung Bolls Lebensalter S. 142 f. noch zu verbessern, der aber auch dies als erster im wesentlichen richtig verstanden hat.

die Sterne, im besondern die Planeten gemeint sein, wie Boll richtig verstanden hat; zum Ausdruck ist zu vergleichen Emped. B 21, 4

ἄμβροτα δ' ὅσσ' εἴδει τε καὶ ἀργέτι δεύεται αὐγῆι[1]).

Die Bewegung alles Irdischen also, das vielleicht bis zur Mondsphäre gerechnet wird, ist auch von den Sternen abhängig gedacht: wir erinnern uns der Einwirkung, die der Arktur auf die Menschen haben sollte.

Die vorgeführten Einzelangaben haben M^1 in der Tat dem frühen fünften Jahrhundert, der Zeit nicht lange nach Anaximenes, zugewiesen. Wenn also der pathologische Teil von Περὶ ἑβδ. wirklich erst der Jahrhundertmitte oder dessen zweitem Teile angehört, so hat der kompilierende Arzt, der Verehrer des Alten (c. 53), eine noch ältere, von ihm hochgeschätzte kosmologische Lehre damit verbunden; soweit ist Roscher zu folgen. M aber, jene von uns wiederhergestellte, bisher ältest erkennbare Mikrokosmoslehre liegt, wie wir sahen, noch vor ihr. Damit reichen wir bis an die Zeit des Anaximenes selbst heran — und damit an die Zeit seiner Mikrokosmoslehre; denn er weiß ja: οἷον ἡ ψυχὴ ἡ ἡμετέρα ἀὴρ οὖσα συγκρατεῖ ἡμᾶς, καὶ ὅλον τὸν κόσμον πνεῦμα καὶ ἀὴρ περιέχει (13 B 2). Kann noch irgend ein Zweifel sein, daß dieser Vergleich, der nach dem Formalen hin an anderer Stelle erörtert werden soll[2]), ein echtes Wort des Anaximenes ist? Ὅλος ὁ κόσμος: genau so redete M; unser Atemhauch, unsere Luftseele (ψυχή = ἀήρ) verglichen mit dem Lufthauch (πνεῦμα, ἀήρ), der Luftseele (*anima*) des Kosmos: das war ja gerade einer der Vergleichspunkte, den M mehrfach einschärfte. Nur daß der spekulative Philosoph, der auch lehrte, der Mensch sei als Ganzes eigentlich eine Form des Aer (13 A 22, 23), das Räumliche und das Gedankliche in Eins setzt: συνέχει wird zu συγκρατεῖ, das Umfassen des Kosmos durch den alles regierenden, das einzige Prinzip darstellenden Aer wird verglichen dem Beherrscher des Körpers, dem inneren Aer, der die Psyche selbst ist. Getreulich hat sein Nachahmer Diogenes von Apollonia dem (ψυχὴ) ἀὴρ (οὖσα) συγκρατεῖ ἡμᾶς sein (ἀὴρ) πάντων κρατεῖ nachgesprochen (64 B 5). Das Wort des Anaximenes werden wir also am richtigsten deuten, wenn wir sagen: die ihm bekannte, uns in M vorliegende Mikrokosmostheorie hat er seiner alles umfassenden Aertheorie dienstbar gemacht.

Führen uns in Griechenland selbst Spuren noch höher hinauf?

1) Also hat Diels ἄμβροτα doch vielleicht richtig als die Gestirne aufgefaßt; vgl. Vorsokr. Anm. z. St.

2) Vgl. meinen Aufs. Hermes 73 (1938); daselbst mehr zu (συγ)κρατεῖν.

Zu M gehört notwendig die Heptadenlehre, sie ist das Band, das alle Teile zusammenhält, und nicht davon abzustreifen. Ὁ σεμνὸς Ἑβδομαγέτας ist Apollon, die Siebenzahl in Hellas die apollinische, sie herrscht im ältesten Apollonkult Ioniens wie Delphis und Spartas [1]). Für unseren Zusammenhang wichtige literarische Bezeugung bringt zuerst der Eingang des astrologischen Monatskalenders, der Hemerai, Hesiods, entweder ihm selbst gehörig, wie Heraklit geurteilt hat, oder doch aus alter Zeit stammend [2]) (V. 770)

πρῶτον ἔνη τέτρας τε καὶ ἑβδόμη ἱερὸν ἦμαρ,
τῇ γὰρ Ἀπόλλωνα χρυσάορα γείνατο Λητώ.

Da bestimmt also (auch) die heilige Zahl Sieben das menschliche Leben (vgl. V. 805), die doch ebenso im Himmel herrscht als Zahl der Zeusgemahlinnen (Theog. 886 ff.) [3]), dazu die im zweiten Teil von Περὶ ἑβδ. auch wirkende Vier. Die Weise, das menschliche Leben in Jahrsiebente aufzuteilen, ist beträchtlich älter als Περὶ ἑβδ.: schon die Χίρωνος Ὑποθῆκαι lassen sie erkennen (Hesiod fr. 173 Rz.); Solons Gedicht 19 D., persönlich-lebendige Gestaltung der bereits ausgebildeten Lehre von den 10 × 7 Lebensaltern [4]), stimmt mit der von Περὶ ἑβδ. zuweilen bis in die Worte überein [5]); doch will diese ja nur ärztlich-knappe Aufzählung sein, gliedert auch strenger nur nach 7 Heptaden, indem sie die Zeit des ἀνήρ, das 29.—45. Jahr, zur 5. Heptade zusammenfaßt und alles, was jenseits der siebenten Heptade liegt, summarisch als Zeit des γέρων bezeichnet, wobei das mögliche Höchstalter sogar noch auf $2 \times 7 \times 7 = 98$ Jahre angegeben wird [6]). Die Lehre übernahmen ebenso die Pythagorasschüler, schon Alkmeon von Kroton (Schol. zu Plat. Alk. p. 121 E), wie Heraklit (22 A 18), und sie herrscht

1) Vgl. Wilamowitz Glaube d. Hell. I 91. 328, Kern Rel. d. Griech. I 7, Nilsson Archiv f. Religionsgesch. XIV 443. Aus Roschers überreichen Sammlungen Abh. d. Sächs. Ak. 24,1 (1904) und 24,6 (1906) erwähnen wir hier nur das unbedingt Notwendige.

2) Im zweiten ist man sich einig vgl. Wilamowitz Hesiods Erga S. 8, Nilsson a. a. O.; für das erste tritt neuerdings wieder Dornseiff ein Philol. 89 (1934) 411; zu Heraklit: Hesiod vgl. Herm. 69 (1934) 115.

3) Vgl. Kern Rel. d. Griech. I 195[1]. 262.

4) Vgl. Schadewaldt Die Antike 9 (1933) 282 ff.

5) Vgl. zu Heptade 1: Solon ἕρκος ὀδόντων ἐκβάλλει, Heptadist ὀδόντων ἐκβολή; Heptade 3 Solon: γένειον λαχνοῦται, Heptadist γενείου λάχνωσις. Die Knappheit des Mediziners besonders deutlich zu Heptade 2: Solon ἥβης ἐκφαίνει σήματα γιγνομένης, Heptadist γονῆς ἔκφυσις.

6) Es ist kein Grund, die nur in den beiden lateinischen Hdss. angegebene Zahl als späteren Zusatz anzusehen.

ja in den ersten Heptaden bis in unser bürgerliches Leben hinein, zumal sie auf einer gewissen natürlichen Grundlage ruht. Die Übertragung auf die entsprechende Entwicklung des Embryo in siebentägigen und -monatlichen Fristen, die schon im Apollonmythus vorgebildet war, zeigen bereits die Lehre des Empedokles und des Hippon in seltsam ausgebildeter Form (31 A 75. 83. 38 A 16), und entsprechend Περὶ ἑβδ. c. 10 und das eng dazugehörende c. 19 von Περὶ σαρκῶν [1]). Wahrlich, schon im VI./V. Jahrhundert v. Chr. gilt, was viele Jahrhunderte später Macrobius Somn. Sc. I 6, 62 nach griechischer ärztlicher Quelle sagt: *(septenarius) est numerus, qui hominem concipi, formari, edi, vivere, ali ac per omnes aetatum gradus tradi atque omnino constare facit!* [2])

Aber das betrifft doch nur Einzelheiten und Randbezirke unseres Problems. Erst in der Übertragung auf den Kosmos gewinnt die Sache wirkliche Bedeutung für uns. Und da steht der Ἑπτάμυχος des Pherekydes von Syros als mythologisches Vorbild vor unserer heptadischen Kosmologie; denn so wenig uns über dieses älteste griechische Prosawerk überliefert ist — und so frei daher die Spekulation arbeiten kann —, der „Siebenschluft" muß die Welt als Götterreich und Götterbereich in sieben Teile aufgeteilt haben, innerhalb deren eine γενεὰ πεντέμυχος wieder eine Sonderstellung hatte, μυχός ~ ἄντρον ~ κόσμος wird die richtige antike Erklärung sein [3]). Der „Lehrer des Pythagoras" aus dem frühesten sechsten Jahrhundert ist der älteste heptadische Kosmologe der Griechen, freilich in dem Sinne, daß er nicht einen rationalen Aufbau der Welt gab wie zuerst die ionischen Philosophen, sondern Götter und ihre Abkömmlinge als Elemente gefaßt oder Elementen gleichwertig (7 A 8) — mehr zu sagen ist uns nicht verstattet.

In andere Richtung, aber auch in sachlich Zugehöriges, weisen orphische Lehrer, die mit Sicherheit als alt zu erweisen sind.

Da muß zunächst noch einmal an den Vergleich der Kosmosgestalt mit der eines Eies [4]) erinnert werden: es entspricht der Himmel der Schale (λέπυρον), die Luft der Eihaut (ὑμήν), also die Erde dem Inneren; als alt wird dieser Vergleich erwiesen dadurch, daß Empedokles ihn auch verwendet hat (31 A 50), den

1) Vgl. Roscher Ausg. S. 81.

2) Vgl. Boll Lebensalter S. 116 ff.

3) Vgl. 7 A 2. 8 m. Anm. B 6. Es ist daran festzuhalten, daß als Titel des Ganzen nur Ἑπτάμυχος überliefert ist; daher folgen wir Wilamowitz gegen Kern, vgl. diesen Rel. d. Griech. I 297.

4) 1 B 12 a. E. Auf das Phanesproblem gehen wir hier nicht ein.

ὑμήν oder *χιτών* des Kosmos selbst noch die Atomisten (vgl. Wortind. s. v.); aus unbekannter Quelle stammt Schol. z. Aristoph. Eir. 199 *τινὲς ... κύτταρόν φασι τὸ ὑψηλότατον τοῦ οὐρανοῦ· λέγουσι γὰρ κοῖλον εἶναι τὸν οὐρανὸν ὥσπερ τοῦ ᾠοῦ τὴν λεπίδα.* — Andrerseits aber haben sicherlich schon altorphische Hymnen Zeus den Gott gepriesen als Kosmos, diesen als seinen menschlich gedachten Leib, die Teile als seine Glieder. Ein solches Lied meint Platon, wenn er sagt *ὁ ... θεός, ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος, ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων εὐθείαι περαίνει κατὰ φύσιν περιπορευόμενος* (1 B 6). In seiner alten Form ist dieser Hymnos nicht wiederherstellbar[1]). Auch wird man ihn schon früh mit mannigfachen Varianten gesungen haben, was unsere Überlieferung bezeugt[2]). Aber wenn auch nicht die erhaltenen Verse (Orph. Frag. 21. 21a. 168 Kern) als wirklich alt gelten können, so müssen es folgende Vorstellungsgruppen, folgende Bilder: Zeus ist Kopf-Mitte-Ende des Alls, *πυθμήν* von Erde und Himmel; Aither, Feuer, Wasser, Erde, ... alles das liegt in des Zeus großem Körper beschlossen (Fr. 21. 21a). Es ist, wie man oft betont hat[3]), dieselbe Sphäre des Gedankens, aus der heraus Aischylos gesagt hat (Fr. 70 N.): Zeus ist Aither, Erde, Himmel, das All, ja ⟨wenn dies möglich wäre⟩ noch mehr als das All. Mit einer anderen Vorstellung, die nicht so klar als alt bezeugt ist, wenn auch keineswegs als jung erwiesen, wird der Gottmensch wirklich in den einzelnen Kosmosteilen geschaut. Von oben her wird er beschrieben: Haupt und Gesicht ist der Himmel, seine goldenen Hörner[4]) sind Aufgang (Ost) und Untergang (West), seine Augen Sonne und Mond[5]), sein Nus ist der Aither, das sind

1) Reitzenstein a. a. O. S. 94 versucht es, ohne doch zu überzeugen. Wilamowitz hielt alle erhaltenen orphischen Verse für nachchristlich (Hellenist. Dicht. I 62): ein bündiger metrischer oder stilistischer Beweis im einzelnen läßt sich aber nicht führen. Das bestätigt P. Maas (brieflich) mit der richtigen Begründung: „Die epische Kunstsprache ist eben zeitlos".

2) Typisch sind die beiden Versschlüsse in 1 B 6 *Διὸς δ' ἐκ πάντα τέτυκται* (*πέφυκε* u. a.) und *Διὸς δ' ἐκ πάντα τελεῖται*, jenes paßt gut zum Anfang *Ζεὺς κεφαλή*, dieses besser zu dem *Ζεὺς ἀρχή*.

3) So u. a. Kern Orph. Frag. S. 92, Reitzenstein a. a. O. S. 96, Deichgräber Philol. 88 (1933) 360.

4) Möchte man für spätere Vorstellung halten; ob mit Recht?

5) Vgl. zu dieser Vorstellung Boll Stoicheia I S. 66 mit weiterer Literatur, auch Götze a. a. O. S. 62 § 5, Reitzenstein S. 119ff. und unten S. 151. Pythagoreer nennen die Augen des Menschen „Sonnentore" (58 B 1a § 29). Der Himmel als ein Gesicht mit „Sternenaugen" bei Kritias 88 B 25, 33; von hier aus erst eigentlich verständlich Platon Epigr. 5 D.

die Teile des Kopfes. Schultern, Brust und Rücken mit ihren Flügeln[1]) sind der Aer, der Gürtel das Meer — also genau entsprechend dem Kosmosmenschen —, der Unterleib die Erde, während die Füße in der Erde selbst darin stehen (Fr. 168). Das Alter dieser Gottesschau, nicht ihrer Einzelvorstellungen, wird deutlich durch — die Parodie[2]). Denn so steht der Paphlagoniergott Kreon gebückt über der griechischen Erde (Hipp. 75): sein Blick überschaut alles, sein eines Bein steht in der Peloponnes, das andere in Athen, das Gesäß ist in „Chaonien", die Hände in Ätolien, der Geist (Kopf) im Lande der „Klopiden", ein phantastisches Gebilde, hinter dem wir aber das sehr ernsthaft gemeinte noch ahnen können.

An dieser Stelle ist es Zeit, die vorher zurückgestellte Frage wieder aufzunehmen, wo die Heimat aller dieser Vorstellungen, im besondern aber der von uns M genannten Lehre zu suchen ist.

Die Sieben als Herrscherin ist Orientalin[3]). Schon im 8. Jahrhundert, wenn nicht früher, muß sie als solche über die ionische Küste nach Griechenland gedrungen sein, vom Apollonkult vor allem aufgenommen und anerkannt. Ein Weltsystem, das die Sieben in dem Maße regieren läßt wie *Περὶ ἑβδ.*, das die babylonischen sieben Planeten[4]) als Herren des Irdischen kennt und den Arktur auf die Seele des Menschen wirken läßt, stammt aus dem Osten. Dafür haben wir gleichsam einen lebendigen Zeugen: vom Pythagoreer Demokedes aus der knidischen Ärzteschule, eine Zeitlang Leibarzt des Polykrates von Samos und des Dareios in Susa, wird berichtet (19, 2a): seit seiner Ankunft in Kroton ist jeder siebente Tag — wir würden sagen, jeder „Sonn-tag" — ein Festtag; an ihm umwandelt der Diener des Prytanen der Stadt in persischer, von Demokedes stammender Tracht zugleich mit dem

1) Dagegen wendet sich Empedokles in der Schilderung seines Sphairosgottes vgl. 31 B 29, 1 m. Anm. nach B 134.

2) Vgl. Kleinknecht Zur Parodie des Gottmenschentums bei Aristophanes, Archiv f. Religionsw. XXXIV 311.

3) Dies hat Nilsson a. a. O. S. 433 nach Diels Festschrift für Gomperz S. 9 (gegen Roscher) klar gezeigt; vgl. dazu Wilamowitz Glaube d. Hellen. I 328. Übrigens: sowie die theologische Wissenschaft, sind auch wir wohl noch auf lange Zeit hinaus gezwungen, oft den Sammelnamen 'Orient' zu gebrauchen, weil eine genauere Völkerbestimmung vorläufig unmöglich ist.

4) Daß die 7 Sterne (Sonne, Mond, 5 Planeten) nicht zu den ursprünglichsten babylonischen Heptaden gehören, schon wegen der Schwierigkeit der Merkurbeobachtung, betont Boll öfter (z. B. Hebdomas P. W. VIII 2553), allein das hat für die von uns behandelte, verhältnismäßig späte Zeit keine Bedeutung, vgl. Boll ebenda 2561.

Prytanen die Altäre; offenbar hat also Demokedes diesen kultischen Brauch dort eingeführt, in Erinnerung an solche Heptadenfeste in Persien. Und in diesem Zusammenhang darf auch daran erinnert werden, daß Platon die persischen Knaben mit sieben Jahren das Reiten, mit zweimal sieben „die Magie des Zoroaster, des Sohnes des Horomazos, das ist die Verehrung der Götter“ erlernen läßt (Alk. 122a).

Auch für unsere Kosmologie liegt ein antikes Zeugnis vor, daß sie aus dem Osten stammt: so berichtet Etymolog. Magnum unter *βηλός*: . . . *ἕτεροι δὲ τὸν βηλὸν εἶναι τὸν ἀνωτάτω πάγον καὶ περιέχοντα τὸν πάντα ἀέρα, ἄλλοι δὲ τὴν περίοδον τοῦ αἰθέρος καὶ τῶν ἀστέρων, τινὲς δὲ κατὰ Χαλδαίους τὴν ἀνωτάτω τοῦ οὐρανοῦ περιφέρειαν.* Daß in diesem unklaren Durcheinander letztlich ein Zusammenhang vorgelegen hat zwischen der Nachricht vom Firmament und der von chaldäischer Lehre, dürfte mehr als wahrscheinlich sein.

Zum dritten aber das Wichtigste: der Vergleich des kosmischen Makrokosmos mit dem menschlichen Leibe ist durch Götzes Untersuchungen als altpersisch festgestellt worden, wenn er uns auch nur aus spätpersischer Überlieferung (hier Pe genannt), vor allem dem sogenannten Großen Būndahišn, bekannt ist. Ja, nachdem wir den Aufbau dieser Lehre in *Περὶ ἑβδ.* besser verstanden haben als Götze[1]), tritt die überraschende Ähnlichkeit der griechischen und der persischen Lehre noch viel klarer hervor.

Die Mikrokosmoslehre des Großen Būndahišn ist eine breite, orientalisch formlose und abstruse, sicher aber auch mehrfach erweiterte und überarbeitete Masse. An ihrem Anfang aber steht ein Stück, das wir einen älteren Verwandten von M nennen müssen. Pe beginnt mit einem allgemeinen Lehrsatz über das Verhältnis zwischen Kosmos und Mensch, der lautet: „In den heiligen Büchern heißt es: der menschliche Körper ein Ebenbild der Welt“; man vergleiche den entsprechenden Eingangssatz von M^1 und M^2. Nach zwei Sätzen über die Herkunft von All und Mensch (beide entstammen einem Wassertropfen) und über ihre Form (beide sind so lang wie breit, der Mensch nämlich, wenn er seine Arme ausbreitet) wird folgende heptadische Vergleichstabelle gegeben: 1. Haut[2]) gleich dem Himmel (Pe = M) 2. Fleisch gleich der Erde (Pe = $M^{1.3}$; M^2?) 3. Knochen gleich den Bergen (also

1) Vgl. oben S. 124f. Die Grundthese von Götze haben Reitzenstein-Schaeder a. a. O. S. 121ff. 209 gegen Einwendungen mit Erfolg verteidigt.

2) Vgl. Reitzenstein-Schaeder a. a. O. S. 7[1].

harter, steiniger Erde) (Pe = M) 4. Adern ⟨und ihr Blut⟩[1]) gleich den Flüssen (Pe = $M^{1.3}$) 5. Bauch gleich dem Meere (Pe = $M^{2.3}$, während M^1 einen bestimmten Teil, „Eingeweidefeuchtigkeit“, nannte)[2]) 6. Haar gleich Vegetation (Pe; nicht in M, so häufig dieser Vergleich sonst im Griechischen ist) 7. Mark gleich Metall (Pe; M^1 dagegen: gleich dem "Warmenfeuchten“ der Erde, vielleicht durch ein Mißverständnis des Persischen[3]), was um so wahrscheinlicher ist, als M^1 von der Wärme in der Erde doch eigentlich erst später, von Z. 13 an, spricht; der Zusammenhang von (Mark) Gehirn und Sperma wird in M^1 wie in Pe betont vgl. dessen c. 16 Justi, Götze a. a. O. S. 81). Blase und After als Teile des „Leibes“, von M^1 dem Sumpfwasser gleichgesetzt, bringt zwar die erste Tabelle von Pe nicht, aber beide kommen in den weiteren mehrfach vor (§ 5. 11. 16 und § 13 Götze). Aus ihnen erwähnen wir noch folgende Vergleichsstücke: der Atem gleicht dem Winde (M^1, Pe § 4), Augen gleichen Sonne und Mond (vgl. oben S. 148, Pe § 8); „ebenso wie Ōhrmazd seinen Thron im ewigen Lichte . . . hat . . ., so hat auch die Seele ihren Thron im Kopfe, ihr Haus im Herz“ (Pe § 7, vgl. zum Letzten $M^{1.2}$). Heptaden bringen im Vergleich zwischen All und Mensch auch § 3 (7 Planeten und 12 Tierkreiszeichen) § 15 (3 + 4) § 17 (nicht weniger als fünf solcher Doppelheptaden) § 19 (Zuteilung von 7 Körperteilen an 7 Götter)[4]). In dem, wie es jetzt vorliegt, sehr uneinheitlichen Stück sind aber auch andere Einteilungsgrundsätze verwendet. Durchsetzt ist es in seinem zweiten Teil mit ärztlichen Lehren über die Wirkung des Kalten und Warmen so wie auf M die Theorie der Fieberkrankheiten folgt; sogar beachtliche sachliche Übereinstimmungen zwischen beiden hat Götze S. 84ff. bemerkt, die wir hier nicht nachprüfen können. Eingebaut aber schon in den Eingang (§ 5) ist eine Darstellung des Kosmosgottes von der Schädeldecke bis zur „Niedersetzung“, dem der Menschenleib entspricht.

1) „Die Adern wie die Flüsse, das Blut im Leibe wie das Wasser im Meere, der Bauch wie das Meer“ muß in zwei Vergleiche zusammengezogen werden; so mit Recht Reitzenstein a. a. O. S. 130[1].

2) Schweiß (Boll Stoicheia I 60[3]) kann unmöglich gemeint sein; auf Grund von Pe denkt Götze S. 80 an die Ausscheidungen der Milz, jedenfalls ist an Feuchtigkeit der Bauchorgane außer der Blase zu denken.

3) Götze denkt (S. 81f.), man habe das awestische Wort *ayōχšust flüssiges Erz* gedeutet als *garmō χšustō θερμὸν ὑγρόν.*

4) Vgl. Reitzenstein S. 7. 45. 57 u. ö. gegen Götzes Versuche, nur Fünferreihen als ursprüngliche gelten zu lassen; doch vgl. auch diesen selbst S. 89. 171ff.

Aus anderen persischen Quellen sind uns Gliederungen der menschlichen Organe nach Heptaden bekannt, wie sie *Περὶ ἑβδ.* c. 7 vom Körper gab[1]). Vor allem aber gewinnt jene Einteilung der Erde in sieben Stücke *Περὶ ἑβδ.* c. 11 erst ihren rechten Sinn, wenn wir sie als ein griechisches Gegenbild zu außergriechischen Erdaufteilungen verstehen. Wir kennen solche in iranischer wie in späterer ägyptischer Darstellung[2]); beide Male wird die Erde vorgestellt als ein liegender, siebenfach gegliederter Mensch; in der ägyptischen blickt er, mit dem Kopf nach Süden liegend, zum Himmel auf. Die Mitte, das Herzstück, um das das Ganze herum liegt, ist natürlich beide Male das Land des Schreibenden, dort Iran, hier Ägypten; der ägyptische Erdmensch hat die sieben Teile Kopf, rechte Schulter, linke Schulter, Herz, Schenkel, rechter Fuß, linker Fuß; der iranische ist nicht so genau orientiert. Der Grieche gruppierte nun das Ganze um Ionien und verwendete für seinen Kartenmenschen nur griechische Länder, da er zeigen wollte, Hellas könne dasselbe leisten wie Nichthellas[3]).

Vieles weist darauf hin, daß zwischen Babylonien, Persien und Indien schon in früher Zeit geistige Wechselbeziehungen bestanden haben[4]); das zeigt sich auch auf unserem Gebiet. Listen der menschlichen Organe mit ihren Leistungen gibt es in Indien „in Hülle und Fülle", auch in Heptadenform[5]). Die sieben Jahreszeiten und die sieben Himmelsrichtungen kehren im Indischen in der gleichen Verbindung wieder wie in *Περὶ ἑβδ.* c. 3. 4[6]), und hier wird klar, unter welchem Einfluß der Heptadist den achten Wind der griechischen Rose fortgelassen hat (vgl. oben S. 140). Ja, Indien gilt den Kennern als das eigentliche Land für die In-

1) Vgl. Reitzenstein S. 7. Noch in Platons Timaios 73 B—76 weist er eine solche altiranische Heptade nach S. 147.

2) Vgl. Reitzenstein S. 132, Boll Lebensalter S. 138f. und Roscher Verh. S. 9f. über die ägyptische Karte in *Κόρη κόσμου* (Stob. Ecl. I 49 I 411, 3ff. Wachsm.); es ist nicht einzusehen, weshalb Reitzenstein das ägyptische Bild nicht gelten lassen will.

3) Ein persisches System der Erdaufteilung aus der Zeit vor Xerxes mit Beziehung zu den Tierkreiszeichen bringen Boll-Bezold a. a. O. S. 64; hier steht Persien als das weltbeherrschende Reich an der Spitze. — Über die ähnliche Siebenteilung der Adamsgestalt s. Roscher Verh. S. 10, Boll Stoicheia I 62.

4) Vgl. Reitzenstein a. a. O. S. 98. 127. 149[2].

5) Solche Parallelen sind zu finden bei Götze a. a. O. S. 83ff., Reitzenstein S. 134ff.

6) Reitzenstein S. 129f. Anm. 2. Weggelassen ist der Wind, der schon seinem Namen nach am leichtesten wegfallen konnte: hinter *ἀπαρκτίας* der *ἀργέστης* (vgl. Rehm a. a. O. S. 32).

einssetzung von Kosmos und Mensch[1]): „Wie das menschliche Auge dem kosmischen Auge, der Sonne, gleicht . . ., wie den menschlichen Atemkräften ähnlich im All die Götter als Atemkräfte des Universums walten, so tritt auch der Âtman, die zentrale Substanz des Ich, hinaus über den Bereich der menschlichen Person und wird zur schaffenden Gewalt, die den großen Leib des All bewegt". In vielen (Fünfer) Reihen werden vom Allgemeinsten bis zum Besondern des Menschen die Teile, die sich entsprechen sollen, aufgezählt. Vor allem aber ist hier jenes einen großen Kosmosgottes Heimat, dessen Allgestalt der Hymnus preist[2]). Der Traum-Weltkoloß des Buches Daniel ist noch ein Nachfahre von ihm. Es ist in Rhodus, der Brücke zwischen Ost und West, wo man zuerst auf griechischem Boden eine göttliche Kolossalstatue errichtet hat, so riesig, daß sie in allen, doch so sehr von einander abweichenden Listen der sieben Weltwunder erscheint, und doch ein Staubkorn gegenüber der von der Phantasie geschauten.

Ist endlich der Gedanke, der Mond sei das Zwerchfell, das geistige Prinzip des Weltalls, weshalb ihn der orphische Hymnus (9, 10) *σελήνη πάνσοφος* nennt, hellenischen Ursprungs? Schwerlich. Die Babylonier sind es, die in Hymnen und Gebeten den Verstand ihres Mondgottes Sin preisen[3]).

Und so ist das Ergebnis dieser Umschau: die alte Kosmologie von *Περὶ ἑβδ.* ist nicht nur in dem M^1 genannten c. 6 ganz und gar einer aus dem Osten stammenden nachgebildet, sondern sie steht als Ganzes unter außerhellenischem Einfluß. Wollte man fragen, was von ihr rein hellenisch sei, so würde man kaum etwas anderes finden als die Liste der sieben griechischen Vokale, und ob nicht auch dafür indische Grammatik vorbildlich war?

Um die Tatsache einer Übertragung in solchem Umfang verstehen zu können, ist es notwendig, sich die Beziehungen von Hellas zum Orient in älterer Zeit zu vergegenwärtigen, so wie

1) Zu diesem Gedankengang vgl. Oldenberg Buddha[6] S. 28ff., dem auch das Zitat entnommen ist; dazu Reitzenstein S. 131ff.

2) Vgl. Götze S. 169, Reitzenstein S. 92ff. In der S. 149 Anm. 2 genannten Abh. des Arch. für Religionsw. S. 313[1] verspricht Weinreich zu zeigen, wie „die orphische (indo-arische) Vorstellung vom Kosmosgott" im Aristoph. nachwirkt; wir gehen daher hier nicht näher darauf ein. Die „arische Urvorstellung" weist ab Reitzenstein S. 134. Gern notiert man aus Goethe Was wir bringen (Lauchstädt) 16. Auftritt den Vergleich: „Und bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst Mit hundert Armen, ein phantast'scher Riesengott, Unendlich mannigfalt'ge, reiche Mittel dar?".

3) So Pfeiffer a. a. O. S. 35 unter Verweis auf Jastrow Religion d. Babylonier I 229. 438ff.; dazu Roscher Verh. S. 93. 101.

sie sich nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft darstellen. Unsere Erkenntnis ist da in starker Umbildung begriffen. Der naiven und unkritischen Gleichsetzung hellenischer und östlicher Gedanken im 18. Jahrhundert (und vorher) bis in das 19. hinein folgte eine aus der Reaktion dagegen stammende, in Abwehrstellung kämpfende Geisteshaltung der klassischen Philologie, wobei zweifellos auch der Gedanke unbewußt mitwirkte, die Annahme eines geistigen Einflusses aus dem Osten tue der Würde des frühen Hellenentums Abbruch. Allein seit zwei Jahrzehnten etwa ist, von zahlreicher neuer Einzelerkenntnis befruchtet, eine Forschung am Werk, die, methodisch vorgehend und kritisch abwägend, Übereinstimmendes als Übernommenes vorurteilslos anerkennt, aber auch Art und Grad zu bestimmen sucht, wie dieses Übernommene umgeformt und in die eigene geistige Wesenheit eingeordnet wurde. Diese Forschung steht in den ersten Anfängen. Die uns hier nötig scheinende kurze Zusammenfassung soll aber von den Mythenübertragungen vorliterarischer Zeit absehen — besonders wichtig geworden sind in letzter Zeit Untersuchungen zur Kronos-, Perseus: Gorgo- und Heraklessage[1] —, auch schweigen wir vom Gebiete der bildenden Kunst[2], bleiben vielmehr ganz auf dem literarischen, und auch hier vermeiden wir alles Spekulative und Hypothetische[3] und bringen nur, was uns die Bedeutung einer Tatsache zu haben scheint.

Zur griechischen Pflanzen- und Tierfabel hat sich in Keilschrift das babylonische Vorbild gefunden; die Entsprechung geht bis in das Formale hinein, ja die Babriosfabel 84 Schn. kann man geradezu eine Übersetzung aus dem Babylonischen nennen[4]. Die Priamel (Beispielreihe) ist orientalischen Ursprungs; selbst die aischyleische Tragödie scheut sich nicht, in einer ganzen Versreihe außerhellenische Bildersprache inhaltlich und formal nachzubilden (um unterwürfig-barbarisches Wesen zu schildern)[5]. Die

1) Vgl. hierzu Dornseiff Arch. Jahrb. 48 (1933) 754; Geistige Arbeit 4 (1937) Heft 5; Hopkins Am. Journ. of Arch. 38 (1934) 341; Levy Journal of Hell. Stud. 54 (1934) 40.

2) Darüber zuletzt ausgezeichnet zusammenfassend H. Thiersch Die Antike 9 (1933) 236 ff.

3) Weshalb wir auch auf Eislers „Weltenmantel und Himmelszelt" nicht näher eingehen, nicht einmal auf Zieglers „Menschen- und Weltwerden" Neue Jahrb. 16 (1913) 529 ff., vgl. P. Friedländer Platon I 208.

4) Vgl. Diels Internat. Wochenschr. 1910, 993 ff., Ebeling Mitteilg. d. altorient. Ges. II 3 (1927).

5) Dornseiff Greifswalder Beiträge 10 S. 75 ff. Verf. Stasimon S. 101. Dornseiff versucht, seine These „Die griechische Literatur steht von Anfang an in der altorientalischen Tradition" in immer neuen, neuartigen Veröffentlichungen zu beweisen, und hat der Forschung dadurch zweifellos einen Auftrieb gegeben.

ältesten Prosabücher, die des Pherekydes von Syros, dessen Lehre ein Aristoteles mit der der persischen Magier [verglich (7 A 7), haben orientalische Gedanken nicht nur in der Form des Heptamychos vorgetragen, wie wir gesehen haben, sondern vor allem auch in der Darstellung des Zas als eines (orientalischen) Webers, der Erde und Ogenos auf einen Mantel wirkt als Brautgeschenk für die Chthonie, und in der Vorstellung der Erde als eines Flügelbaums; auch wissen wir, daß er den Kampf des Kronos gegen Ophioneus mit dem des Seth gegen Horos-Osiris verglichen hat[1]. In den Epen Hesiods, dessen Familie ja von der kleinasiatischen Küste stammte, ist die Kenntnis von persisch-iranischem Mythos — in der Darstellung der Weltalter — und orientalischer Spruchdichtung erwiesen; die „Tage" sind eine astrologisch d. h. babylonisch orientierte Dichtung früher Zeit[2]. Von solcher östlichen kosmologisch-astrologischen Dichtung weiß noch Vergil, wenn er vom phönikischen Kitharoden Jopas, dem Schüler des Atlas, berichtet (Aen. I 742):

hic canit errantem Lunam Solisque labores,
unde hominum genus et pecudes, unde imber et ignes,
Arcturum pluviasque Hyadas geminosque Triones,
quid tantum Oceano properent se tinguere soles
hiberni vel quae tardis mora noctibus obstet.

Für diesen Phöniker ist ja Luna = Astarte (Isis) und Sol = Melkarth (Herakles).

Bald nähern wir uns der Zeit, für die Reisen[3], gewiß jahrelang dauernde, der griechischen Großen des Geistes in nichtgriechische Länder sicher bezeugt sind: des Solon, Hekataios, Herodot zu den verschiedensten Völkern, des Pythagoras und Demokrit nach Ägypten und dem Osten, des Thales und Hippokrates von Chios wie später des Platon nach Ägypten, der auch nach Asien zu fahren nur durch die politische Lage verhindert wurde. Diese Länder gelten eben seit langem als die Brunnen, aus denen Kenntnis und

1) Zum ersten Teil des Satzes vgl. Eisler a. a. O. I 194 ff. II 321 ff., dem soweit unbedingt zu folgen ist, zum zweiten Verf. Hermes 69 (1934) 114.

2) Vgl. Reitzenstein a. a. O. S. 57 ff. Dornseiff Philolog. 89 (1934) 397 ff.; Wilamowitz hat seinen Einwand Erga S. 141 sachlich nicht begründet.

3) Die Stellen s. Vorsokr. Namenregister unter den einzelnen Namen, Thema „Reisen"; dazu Hermes 60 (1925) 388 (Capelle); 69 (1934) 116; Wilamowitz Platon I 240. Den Wert der Kritik Hopfners, Orient und griech. Philosophie, Beiheft z. Alt. Orient 4, kann man daran ermessen, daß er auch Platons Reise für nicht gesichert hält.

Weisheit zu schöpfen ist. Und die Griechen selbst, auch die ältesten Zeugen, sind überaus großzügig im Anerkennen dessen, was an Einzelkenntnissen aus dem Barbarenlande stammt: *δοκέει δέ μοι ἐνθεῦτεν* (aus Ägypten) *γεωμετρίη εὑρεθεῖσα εἰς τὴν Ἑλλάδα ἐπανελθεῖν, πόλον μὲν γὰρ καὶ γνώμονα καὶ τὰ δυώδεκα μέρεα τῆς ἡμέρης παρὰ Βαβυλωνίων ἔμαθον οἱ Ἕλληνες*[1]) sagt ja Herodot (II 109) und Aristoteles (de caelo II 12) *ὁμοίως δὲ καὶ περὶ τοὺς ἄλλους ἀστέρας* (außer Sonne und Mond) *λέγουσιν οἱ πάλαι τετηρηκότες ἐκ πλείστων ἐτῶν Αἰγύπτιοι καὶ Βαβυλώνιοι, παρ' ὧν πολλὰς πίστεις ἔχομεν περὶ ἑκάστου τῶν ἄστρων.* Für Mathematik wie für Astronomie hat dies die neueste Forschung in immer mehr überraschender Weise bestätigt, nur daß auch in der mathematischen Lehre die Anregung aus dem Orient viel fruchtbarer gewesen ist als die aus Ägypten: es ist wahrscheinlich, daß der pythagoreische Lehrsatz in Babylon entdeckt wurde[2]). Einer Nachricht, Thales verdanke die *ἀρχή* seiner Kosmologie den Ägyptern (11 A 11), werden wir nicht trauen; schwerer schon werden wir eine andere nehmen, seine Ansicht, die Erde schwimme auf dem Wasser wie Holz oder wie ein Fahrzeug, sei ägyptischen Ursprungs; und als sicher muß es gelten, daß die altionische (Heraklitische) Lehre von den Barken oder Wannen (*σκάφαι*), in denen Sonne und Mond ihre Fahrt machen, dorther stammt[3]). Anaximanders Anordnung des (Fix)sternhimmels unterhalb von Sonne und Mond entspricht der babylonisch-persischen, die des Anaximenes, der Himmel drehe sich seitwärts um die Erde, gleichfalls der babylonischen[4]). Erstaunliche Übereinstimmungen in Einzelheiten der Erdvorstellung zwischen Hellenen und anderen Völkern bemerkt die neue geographische Forschung[5]). Heraklit erwähnte (in einem nicht mehr feststellbaren Sinne) die

1) Vgl. die Erläuterungen von Rehm Horologium P. W. VIII 2417 ff.

2) Zur Mathematik vgl. Tropfke Geschichte d. Elementarmath.[3] (zu Band III E. A. Weiß Deutsch. Lit.-Ztg. 58, 1937, 1630 ff.) und vor allem die neuen Forschungen Neugebauers Nachr. d. Gött. Ges. Math. phys. Kl. 1928, 45, ferner in den Quellen und Studien zur Gesch. d. Math. u. Naturw., sowie seine Vorlesungen über Gesch. d. antik. math. Wiss. (dazu Vogel Gnomon 12, 1936, 321). Zur Astronomie vgl. zuletzt Boll Neue Jahrb. 20 (1917) 18 ff., Abh. d. bayr. Ak. 30 (1918) 6, Boll-Bezold a. a. O. S. 17. 206, Gundel Dekane und Dekanatssterne, Stud. d. Bibl. Warburg XIX 327 ff.

3) Vgl. Vorsokr. Wortindex u. *σκαφοειδής, σκάφη* und dazu Gomperz Griech. Denk. I[4] 438 unten, Boll Die Sonne in Glaub. u. Weltanschg. d. alten Völker S. 13 f.

4) Vgl. Boll Hebdomas PW VII 2565 u. ö., ders. bei Kopff Zeitschr. f. Assyriol. 22 (1914) 361.

5) Vieles derart — worunter auch Zweifelhaftes — verzeichnet Gisinger Geographie P. W. Suppl. IV 572 ff.

chaldäische Verbindung des menschlichen Lebens mit den Gestirnen[1]); daß er die Bedeutung der Siebenzahl für den Menschen anerkannt hat, hörten wir schon (S. 146); das „zweifelhafte" Fragment B 126 a *κατὰ λόγον δὲ ὡρέων συμβάλλεται ἑβδομὰς κατὰ σελήνην, διαιρεῖται δὲ κατὰ τὰς ἄρκτους, ἀθανάτου Μνήμης σημείω* wird echt sein, da es sprachlich ohne Fehl und inhaltlich gut passend ist, denn unmittelbar vor dem Überlieferten wird, wie aus dem Gegensatz hervorgeht, von der Wirkung der Hebdomas auf anderem Gebiet, dem Irdischen, die Rede gewesen sein. Hymnen auf die Siebenzahl stimmt die pythagoreische Schule des fünften Jahrhunderts an (44 B 20), sie, die auch gliedernde Listen des Körpers und seiner Funktionen entsprechend den orientalischen aufstellte (44 B 13 m. A.) und die verschiedenen regelmäßigen Figuren und ihre Winkel in orientalischer Weise bestimmten Göttern zuwies.

Wie die griechische Tragödie sich mit östlichen und ägyptischen Gedanken und Worten auseinandersetzte, empfangend, umgestaltend, abweisend, ist bereits an anderer Stelle geschildert worden[2]).

In der Akademie Platons dann ein neues Aufgehen des östlichen Gestirnes Zarathustra, dessen Lehre Eudoxos die „herrlichste und nützlichste Philosophie" nennt[3]).

So wie das Gold von Afrika nach Altgermanien, der Bernstein von der Ostsee zum Schwarzen Meer, die Seide von China nach Rom gewandert sind, in langsamem Zuge, der aber auch das entfernteste Ziel nicht verfehlte, so sind seit frühen Tagen Bilder, Sprüche, Erfindungen, Erkenntnisse von Indien, dem Irak, Mesopotamien über Ionien nach dem griechischen Mutterlande gezogen und ebenso von Süden her, aus Ägypten. Das sprachliche Hindernis wird nicht stärker gewesen sein als heute[4]). In den Hafenstädten verlangte ja schon der Handelsverkehr die Kenntnis mehrerer Sprachen. Zu solch aus der Ferne übermitteltem Gedankengut gehörte auch seit dem sechsten Jahrhundert die Lehre: Weltall und Mensch entsprechen einander, der Menschenleib bildet den Kosmosleib nach. In diesen Lehren hat die indisch-persische Fünf

1) Vgl. Herm. 69 (1934) 116.

2) Vgl. Stasimon S. 71 ff.

3) Nach den Forschungen Jaegers hat Reitzenstein a. a. O. S. 1 ff. am fruchtbarsten darüber gehandelt. Von großer Wichtigkeit wäre, wenn sich Kerényis Arch. f. Religionsw. XXII 252 entwickelte Gedanken bestätigten, daß der Zug der zwölf Götter im Phaidros in Beziehung zu den zwölf Monats- oder Zodiakusgöttern steht.

4) Richtig darüber Dornseiff Philol. 89 (1934) 409.

gliedernde Bedeutung gehabt[1]), aber auch die Sieben, und ihr als Band von All und Menschheit ist eine besondere Nachwirkung beschieden gewesen. Aus ärztlichen Kreisen stammte die Theorie; griechische Ärzte Ioniens werden sie weitergegeben haben, denn eine Heilkunde ist damit von vornherein auch in Griechenland verbunden gewesen. Mit Grund hat man an Knidos, an die knidische Ärzteschule als Vermittlerin solcher Gedanken gedacht[2]): der Vater jenes Demokedes, von dem S. 149 berichtet wurde, war ja Asklepiospriester, also Arzt in Knidos gewesen; und aus Knidos stammte Eudoxos, der Zarathustra so pries und in diesem Sinne in der Akademie, auch auf Platon selbst, gewirkt hat. In mehreren, noch dem fünften oder vierten Jahrhundert angehörenden Werken des Hippokratischen Corpus spüren wir den Einfluß jener Theorie: zu *Περὶ διαίτης* tritt *Περὶ τροφῆς*, aus dem das Motto dieser Arbeit genommen worden ist *σύμπνοια μία, πάντα συμπαθέα*[3]) (22 C 2), ferner *Περὶ φυσῶν*, dessen c. 5 beispielsweise beginnt: *μ ε γ ά λ η κ ο ι ν ω ν ί α πᾶσι τοῖσι ζώιοισι τοῦ ἠέρος ἐστίν*, und auch *Περὶ σαρκῶν*, das die Entstehung der Menschen aus der Erde heraus schildert und z. B. von den Knochen c. 3 sagt: *πολλῶι χρόνωι θερμαινόμενον ὁκόσον μὲν ἐτύγχανεν ἐκ τῆς γ α ί η ς σηπεδόνος λιπαρόν τε ἐὸν καὶ ὀλίγιστον τοῦ ὑγροῦ ἔχον, τάχιστα ἐξεκαύθη καὶ ἐγένετο ὀστέα.* Es ist wie eine Erinnerung an uralte Zeit, wenn wir noch bei Galen (II 733 K.) lesen: *τὰ ὀστᾶ σκληρότατά τε καὶ ξηρότατα τοῦ ζώιου μόρια καὶ ὡς ἂν εἴποι τις γ ε ω δ έ σ τ α τ α* und vom Auge, es sei *ὄργανον ἡ λ ι ο ε ι δ έ σ τ α τ ο ν ὡς ἐν ζώιου σώματι* (III 245 K.). Die Rede des Arztes Eryximachos auf den doppelten Eros, der nicht nur im Menschen, sondern in der gesamten belebten und unbelebten Natur wirkt, ist auch in diese Reihe einzuordnen.

Ein Nebenschößling jener morgenländischen Weisheit darf hier nicht übergangen werden. Der Anaxagoreer Metrodor von Lampsakos hat in zwiefacher Weise Kosmisches und Mythisch-

1) Hekataios v. Abdera (73 B 7 II 243, 1 ff.) berichtet von einer altägyptischen Kosmoslehre, nach der dieser wie der Mensch in fünf Teile gegliedert werde. Aber deren Alter muß zweifelhaft bleiben.

2) Vgl. Ilberg, Die Ärzteschule von Knidos, Verh. d. Sächs. Ak. 1924 (Leipzig 1925) 6 ff. Götze a. a. O. S. 95 ff. Reitzenstein a. a. O. S. 130.

3) Vgl. Pohlenz ob. S. 99. — Danach dann Galen *Περὶ φυσ. δυν.* I c. 13 p. 129 Helmr., diese Galen- und andere späte Stellen bei Reinhardt Kosmos und Sympathie S. 55. — Es verdient im Gedächtnis zu bleiben, daß Leibniz die Worte von *Περὶ τροφῆς* (in der ungenauen Form *σύμπνοια πάντα*) aus „Hippokrates" öfter als Bestätigung seiner Lehre anführt „Wer alles sieht, vermöchte in jedem Einzelnen zu lesen, was im All geschieht usw." (zitiert von Frank, Plato u. d. sog. Pyth. S. 50; seinem Schluß Anm. 113 fehlt Notwendigkeit).

Menschliches in Beziehung zu einander gesetzt. Anknüpfend an ältere symbolistische Homererklärung wie die des Theagenes (8, 1 a ff.) hat er die wichtigsten Gestalten des troischen Mythos mit folgender Fünferreihe der Elemente gleichgesetzt: Agamemnon = Aither (sicher, weil beide als *ὕπατος* stehen), Achill = Sonne (der glänzendste Held wird ja schon von Homer der Sonne verglichen wie T 397), Hektor = Mond (er ist der Leuchtende zweiten Ranges; auch kreisen die beiden um Ilion im X), Paris = Aer und Helene = Erde (wohl weil er sie umfängt wie die Luft die Erde)[1]). Nicht um Anstößiges zu beseitigen, wie man es in späterer Zeit tat, hat er den Homer in dieser phantastischen Weise umgedeutet und folgerichtig auch die übrigen seiner Gestalten physikalisch-elementar gesehen, sondern die kosmische Schau überträgt er sogar auf die epische Welt. Wie geläufig müssen dem fünften Jahrhundert solche Gleichsetzungen gewesen sein, wenn Metrodor wagen konnte, ernsthaft so etwas vorzutragen! Tiefer noch hinein in orientalische Spekulation führt uns seine andere Theorie: er hat die überkommene Ineinssetzung von Teilen des Menschen und des Kosmos übertragen auf solche der (elementar gedachten) Götter. Gerade hier war ihm ja schon der alte Theagenes vorangegangen, der in Elementen homerische Götter fand wie im Feuer Apollon, Helios und Hephaist, im Wasser Poseidon und Skamandros, in der Luft Hera u. a. m. (8, 2). Nach Metrodor nun stellt dar: Demeter die Leber des Kosmos, Dionysos seine Milz, Apollon seine Galle (61, 4); Zeus wird ähnlich wie im orphischen Hymnus die *κεφαλὴ τοῦ κόσμου* vorstellen (vgl. 61, 3. 6), Hera den *ἀήρ* = *πνεῦμα* wie bei Theagenes, Athene die *φρήν* = *φρόνησις* (vgl. 8, 2. 61, 6). Solch sonderbare Gedanken des fünften Jahrhunderts lassen über das Alter jenes Hymnus noch zuversichtlicher denken, der den Kosmos als den Leib einer einzigen Gottheit beschrieb.

Auch im Athen jener Zeit sind beachtenswerte Nachwirkungen jener Mikrokosmoslehre zu spüren. Da läßt Aristophanes den Euripides folgende Kosmologie vortragen (Thesm. 14):

αἰθὴρ γὰρ ὅτε τὰ πρῶτα διεχωρίζετο
καὶ ζῶι' ἐν αὐτῶι ξυνετέκνου κινούμενα,
ὧι μὲν βλέπειν χρὴ πρῶτ' ἐμηχανήσατο
ὀ φ θ α λ μ ὸ ν ἀ ν τ ί μ ι μ ο ν ἡ λ ί ο υ τ ρ ο χ ῶ ι,
ἀκοῆι δὲ χοάνην ὦτα διετετρήνατο[2]).

1) Vorsokr. c. 61; man muß die Nachrichten von n. 3, 4 und 6 vereinen. Vgl. dazu Nestle Philol. 66 (1907) 508, denselben bei Roscher Verh. S. 98. Die sonst gute Dissertation von Wehrli Alleg. Deutung Homers Basel 1928 gibt für Metrodor doch nicht das Wesentliche.

2) Vgl. oben S. 148; Theiler Z. Geschichte der teleol. Naturbetr. S. 30. 55.

Und noch an zwei sehr verschiedene, aber dem gleichen Ursprung entstammende Worte Platons muß hier erinnert werden. Wenn wir oben als den Grundgedanken vernahmen *ὁ ἄνθρωπος μιμεῖται τὸν κόσμον*, so hören wir ja Menexen. 238 A das berühmte Wort *οὐ ... γῆ γυναῖκα μεμίμηται κυήσει καὶ γεννήσει, ἀλλὰ γυνὴ γῆν*, und gerade durch die Abweisung der anthropozentrischen Ansicht erhält es für uns ein besonderes Gewicht[1]). Spricht sich hier der ernste Gedanke an den gemeinsamen Urgrund alles Werdens aus, so treibt der platonische Aristophanes sein Spiel mit jenem M. Denn von den drei Geschlechtern der jetzt längst vergangenen Doppelmenschen weiß er ja zu erzählen (Symp. 190 B): *τὸ μὲν ἄρρεν ἦν τοῦ ἡλίου τὴν ἀρχὴν ἔκγονον, τὸ δὲ θῆλυ τῆς γῆς, τὸ δὲ ἀμφοτέρων μετέχον τῆς σελήνης, ὅτι καὶ ἡ σελήνη ἀμφοτέρων μετέχει*[2])· *περιφερῆ δὲ δὴ ἦν καὶ αὐτὰ καὶ ἡ πορεία αὐτῶν διὰ τὸ τοῖς γονεῦσιν ὅμοια εἶναι* — lustige Umgestaltung der einst so ernst gemeinten Ähnlichkeit zwischen Menschenleib und Weltkörper. Daß der Vergleich nicht ganz stimmt — denn weder sind die Doppelmenschen so „rund“ wie Sonne, Mond und Erde, noch entspricht ihr Radschlagen genau der Kreisbewegung jener beiden ersten — macht ihn umso witziger.

Die Linie dieser so gestalteten, gleichsam materiell orientierten orientalischen Mikrokosmoslehre verfolgen wir hier nicht weiter. Sie geht durch die Vermittlung des Hellenismus[4]) bis in die Astrologie unserer Tage hinein. Ja selbst wenn wir vom Himmelszelt oder wenn unsere Dichter von den „blauen Gezelten des Himmels“ sprechen, so birgt sich hinter dem schönen Bild morgenländischer Mythos. Wie aber gar die uralte Aufteilung des menschlichen Leibes in siderische Bezirke bei einem Manne unserer Zeit plötzlich

1) Die Bedeutung des Wortes innerhalb des Menexenos steht hier nicht zur Frage; darüber vgl. Pohlenz Aus Platos Werdezeit S. 273, Friedländer Platon II 225.

2) Hug-Schoene verweisen mit Recht auf den orphischen Hymnus 9, 4 *αὐξομένη καὶ λειπομένη, θῆλύς τε καὶ ἄρσην*. Der Mond ist also ein Zwitter. Wie alt ist diese Vorstellung? Merkur gilt als solcher bei den Astrologen nach Boll (Roscher Myth. Lex. II 2522 A.).

3) Hug-Schoene nehmen an, Aristophanes denke sich auch die Gestirne „sich in Rotation vorwärts bewegend“; Ziegler a. a. O. S. 563, er habe „das Symbol des Dreibeins vor Augen“; beiden ist entgegenzuhalten: und die Erde, die doch Sonne und Mond hier gleichwertig und gleichartig gedacht ist?

4) Die wichtigsten Punkte in der Weiterentwicklung der heptadischen Makro-Mikrokosmoslehre stellen dar die Apokalypse Johannis (Boll Stoicheia 1, 57 ff.) und Ptolemaios Tetrabibl. III 13 p. 148 (Boll ebd. S. 144, Boll-Bezold a. a. O. S. 138).

wieder auftauchen kann, das zeige ein Briefwort Theodor Fontanes an seine Frau (vom 13. August 1878): „Aber ich frage Dich, was soll noch Bestand auf Erden haben, wenn selbst die Nieren zu wandeln anfangen. Die Nierensteine sind ja alte Planeten oder Wandelsterne des bäuchlichen Mikrokosmos, aber die Niere selbst war Fixstern im System“.

Andere, ausführliche Darstellung aber hat nun zu zeigen, wie die Großen des hellenischen Geistes, morgenländische Spekulation in Wissenschaft umschmelzend, dem alten Gedanken von der Kosmosverbundenheit des Menschen ihre Form gegeben haben bis zu jenem fundamentalen Wort Demokrits: *ἄνθρωπος μικρὸς κόσμος*.

Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

1. Philippson, R., Neues über Epikur und seine Schule. (Fortsetzung.) 2 RM.
2. Fränkel, H., Parmenidesstudien. 3 RM.
3. Kees, H., Kultlegende und Urgeschichte. Grundsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von Edfu. 1 RM.
4. Kahrstedt, U., Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsaß. 1 RM.
5. Crome, F., Göttinger Gemmen, in Auswahl bearbeitet. 4 RM.
6. Kahrstedt, U., Der Umfang des athenischen Kolonialreiches. 3 RM.
7. Kahrstedt, U., Die Lage von Sybaris. 1 RM.
8. Thiersch, H., Die Nike von Samothrake ein rhodisches Werk und Anathem. 3 RM.

BAND II:

9. Thiersch, H., Ein hellenistischer Kolossalkopf aus Besan. 3 RM.
10. Pohlenz, M., Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. 1 RM.
11. Kahrstedt, U., Eine Urkunde der Republik Eleusis. —,50 RM.
12. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. I. Oberägypten. 2 RM.
13. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. I. 1 RM.
14. Koepp, F., Zur Beurteilung der bildlichen Tradition in der griechischen Kunst. 1 RM.
15. Latte, K., Ein neues Fragment aus der Niobe des Aischylos. —,50 RM.
16. Pohlenz, M., *Τὸ πρέπον*. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. 2 RM.
17. Lenz, F., Der Vaticanus Gr. 1, eine Handschrift des Arethas. 2 RM.
18. Kahrstedt, U., Die Kelten in den decumates agri. 3 RM.

BAND III:

19. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. II. 2 RM.
20. Kolbe, W., Randbemerkungen zur Archontenforschung. 2 RM.
21. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. II. Unterägypten. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND I:

1. Pohlenz, M., Cicero de officiis III. 2 RM.
2. Hiller v. Gaertringen, F., Noch einmal das Archilochosdenkmal von Paros. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 8

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Zur Bau-Inschrift des Asklepiostempels von Epidauros

Von
H. Thiersch





GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1938

Einzelpreis RM. 1.—

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen"

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis 1/2 Bogen	Umfang	0,50 RM.
1/2—1 1/2 „	„	1,— „
1 1/2—2 1/2 „	„	2,— „
2 1/2—3 1/2 „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als 1/2 Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Zur Bau-Inschrift des Asklepiostempels von Epidauros.

Von

H. Thiersch.

Vorgelegt in der Sitzung am 25. Februar 1938.

Bei der archäologischen Auswertung der großen Bauinschrift des Asklepiostempels von Epidauros IGr. IV, 1 nr. 102 ed. min. (1929) ist eine an sich geringfügig erscheinende Einzelheit bisher jedenfalls nicht genügend beachtet worden, obwohl der aufschlußreiche Text von griechischer Seite zweimal[1]), von deutscher Seite dreimal[2]) ediert und außerdem mehr als zwanzigmal kommentiert oder zu wichtigen Erörterungen und Untersuchungen herangezogen worden ist. Für die kunstgeschichtlich interessante Frage, wie den am bildhauerischen Schmuck der beiden Tempelgiebel und ihrer Akroterien beteiligten Künstlern ihr Anteil im einzelnen zugewiesen war, ist aber gerade jenes Detail von entscheidender Bedeutung. Umso mehr, als der antike Text leider nicht lückenlos erhalten ist.

Die Abfassung dieses großen, einst sämtliche für Erbauung und Ausschmückung des Tempels aufgewandten Gelder zusammenfassenden Rechenschaftsberichtes ist vorbildlich knapp. Offenbar in derselben Reihenfolge, wie unter der sicheren Oberleitung des das Ganze überwachenden Architekten Theodotos die verschiedenen Arbeiten vergeben und bezahlt worden sind, erscheinen sie auch hier als einzelne Posten der Verrechnung eingetragen; in den beiden Hauptkolumnen des Textes wenigstens, welcher Nebensächliches und Kleinigkeiten dann etwas kleiner und flüchtiger

1) Ephem. arch. 1886, 145 ff. (Kabbadias). Cavvadias, Fouilles d'Epidaure (1891) p. 78 ff. nr. 241.

2) v. Prellwitz bei Collitz-Bechtel, Slg. d. griech. Dialektinschriften III, 1 (1899) p. 140 ff. nr. 3325. J. Baunack, Aus Epidauros (1890), S. 22 ff. IGr. IV (1902) p. 314 ff. nr. 1484 (M. Fränkel). Edit. min. IV, 1 (1929) nr. 102 (Hiller v. Gärtringen).

eingemeißelten Zusätzen[1]) überläßt. Die Ausdrucksweise bedient sich selbstverständlich ebenso wie des lokalen Dialekts so auch der für die in Frage kommenden Bau- und Schmuckteile der damals dafür üblichen termini technici.

Uns sollen hier nur die Angaben über die Kosten der Giebel- und Akroterskulpturen beschäftigen, des einzigen figürlichen Marmorschmucks, den der Tempel überhaupt besaß, da ihm Relief-Friese und Metopenreliefs völlig fehlten[2]). Das von dem technisch vielseitigen Künstler Thrasymedes von Paros gefertigte Goldelfenbeinbild in der Cella kann erst geliefert und aufgestellt worden sein, nachdem das ganze Tempelgehäuse in all seinen Teilen völlig fertig geworden und übergeben seinen hohen Gast erwartend dastand. In unserer Inschrift ist von diesem Kultbild noch nirgends die Rede[3]).

Gegen Ende des dritten Baujahrs ist in Zeile 89 zum ersten Mal von den Giebelskulpturen die Rede, und zwar, wie jetzt allgemein richtig verstanden wird, von der einen Hälfte[4]) des einen der beiden Tempelgiebel: *Ἑκτορίδας εἵλετο κερκίδα τοῦ αἰετοῦ ἐργάσασθαι.* ... Welcher der beiden Giebel dabei gemeint ist, der vordere der Front im Osten oder der rückwärtige, hinten im Westen liegende, wird mit keiner Silbe angedeutet. Trotzdem wird allein die mit Recht darum allgemein angenommene Interpretation das Richtige treffen, welche hier eine für den Ostgiebel gelieferte Arbeit des Bildhauers Hektoridas annimmt. Es wäre nicht zu verstehen, wenn gerade an dieser Stelle, wo zum allerersten mal von den Giebelgruppen überhaupt die Rede ist, und zwar schlechthin — und das nur hier — als von dem Giebel, mit sichtlicher Betonung durch den bestimmten Artikel und ohne irgend einen weiteren

1) Vgl. Cavvadias p. 78 (mit Skizze der Kolumnenverteilung auf beiden Seiten der Stele). M. Fränkel p. 314. Hiller v. Gärtringen p. 38. v. Prellwitz p. 140 u. 146.

2) Dies Fehlen mit Nachdruck betont von W. Gurlitt, Arch. epigr. Mitt. aus Österreich XIV (1891), 126; Lippold, JdI. 1925, 206 ff.; ders. in RE unter Timotheos (nr. 76) Sp. 1363 (1937). Vgl. Neugebauer, JdI. 1926, 83—87.

3) W. Gurlitt, S. 127; Lippold in RE 2. R. VI (1937), Sp. 594 unter Thrasymedes. Da der Künstler auch die dekorativ reich und kostbar ausgestattete Innendekoration der Cella (Türinnenseite mit Elfenbein und die Decke) geliefert hat, wird L. mit Recht annehmen, daß Thrasymedes ein auch optisch-harmonisches Zusammenklingen von heiligem Raum und Kultbild von vornherein angestrebt hat.

4) Nach anfänglichem Schwanken ist die Bedeutung von κερκίς = Giebelhälfte, ausgehend von der keilförmig spitz zulaufenden Gestalt eines liegenden rechtwinkligen Dreiecks jetzt allgemein anerkannt. Vgl. Ebert, Fachausdrücke d. griech. Bauhandwerks I, 34.

Zusatz — wenn gerade hier ausgerechnet der Giebel der Tempelrückseite im Westen gemeint sein sollte. Wäre wirklich dieser gemeint gewesen, so hätte er als solcher unbedingt, sei es auch durch einen noch so kurzen Hinweis, bezeichnet werden müssen. Der Bündigkeit dieser Schlußfolgerung wird sich wohl niemand entziehen wollen.

Dann aber dürfen wir auch ganz bestimmt daran festhalten, daß die Aufzählung der in den Akroterien und in den Giebeln ausgeführten Marmorskulpturen in dieser Zeile 89 mit der Nennung des Ostgiebels, und zwar, wenn auch noch nicht zu erklärender Weise, nur mit einer Hälfte desselben beginnt: *Ἑκτορίδας εἵλετο κερκίδα τοῦ αἰετοῦ ἐργάσασθαι.* Damit ist aber für die notwendig weiter daran anschließenden Erwägungen ein ganz unentbehrlicher fester Ausgangspunkt gewonnen, tatsächlich maßgebend für die Interpretation der in der Inschrift nun alsbald folgenden Zeilen.

Das Überraschende in diesen ist, mit welch naiver, unbekümmerter Natürlichkeit sich der Redaktor der epidaurischen Urkunde — und die Redaktion lag hier evident in einheitlicher Hand — jede nähere, umständliche Bezeichnung oder auch nur ungefähr andeutende Charakterisierung der örtlichen Lage der von ihm genannten Bauteile, sei es im Osten sei es im Westen, an der Façade oder an der Rückfront des Tempels gelegen, völlig schenkt. Und doch gebraucht er das denkbar einfachste Mittel, um für den genau Zusehenden jedes Mißverständnis auszuschließen. Jedesmal, wenn die Inschrift wieder von einem neu gelieferten Teil der Giebelarbeit berichtet, merkt sie dessen örtliches Verhältnis zu dem jeweils zuletzt unmittelbar vorher genannten Arbeitsstück einfach als diesem gegenüberliegend, räumlich entgegengesetzt, kurz als zum „anderen" Giebel gehörig an. Freilich war es für den epidaurischen Rechnungsbeamten dabei unerläßlich, daß er den regelrechten Zickzackkurs, den er damit nun einmal eingeschlagen hatte, mit eiserner Konsequenz bis zum Schluß seiner ganzen Aufstellung auch beibehielt. Nur wenn wir ihm ebenso konsequent und ohne jedes Abbiegen dabei zu folgen bereit sind, kommen auch wir zu einem einfachen und klaren Bilde der damals in verschiedenen Teilen und von ganz verschiedenen Händen geleisteten Bildhauerarbeit.

Schon gleich bei dem nächsten Posten dieser Art heißt es in Zeile 90, daß der Künstler Timotheos die Akroterien des andern Giebels geliefert habe: *Τιμόθεος εἵλετο ἀκρωτήρια ἐπὶ τὸν ἅτερον αἰετόν.* Daß die mit diesem *ἅτερον* offenbar betonte Gegensätzlich-

keit der örtlichen Lage sich nur als auf den ganz unmittelbar vorher in Zeile 89 genannten, von uns als Ostgiebel nun verstandenen Giebel bezogen werden kann, dessen eine Dreieckshälfte Hektoridas schon zu füllen gehabt hatte, ist klar. Timotheos hat also die Ausführung der Akroterfiguren des Westgiebels ausgeführt; aber, soviel mit Sicherheit zu erkennen ist, nur diese. Was immer auch zur Erklärung dieser auffallenden Tatsache beigebracht worden ist, auch als man noch nicht erkannt hatte, daß es sich hier sogar nur um die Akroterien der Tempel-Rückseite handelt, — über das Faktum selbst herrscht allgemeine Übereinstimmung. Nur infolge von Nichtbeachtung der bisher nicht bemerkten, aber ganz folgerichtigen Art, mit der unsere Inschrift die einzelnen Giebelarbeiten verrechnet, konnte es Ad. Furtwängler[1]) passieren, daß er in seiner stürmischen Freude den von ihm zuerst als Firstakroter des Ostgiebels erkannten Niketorso wegen seiner hervorragenden Qualität Timotheos als dem vermutlich ersten der Giebelkünstler in Epidauros zuwies. Zu Unrecht, wie sich jetzt zeigt. Erst in der allerjüngsten Auslassung über Timotheos hat G. Lippold in RE unter Timotheos (nr. 76) Sp. 1363 endlich und ganz richtig den Finger darauf gelegt, daß unter diesem in Zeile 91 genannten *ἄτερος αἰετός* nur der Westgiebel gemeint sein kann. Furtwänglers Nike kann also nicht unter dessen Akroterien, den Westakroterien, gewesen sein.

Erst in Zeile 97 kommen wieder figürliche Arbeiten für den Giebelschmuck des Tempels vor, und zwar von Akroterien, die nun wirklich nur diejenigen der Ostseite sein können, ausgeführt durch einen Künstler, von dessen Namen leider nur der Anfang erhalten ist: „Theo...". Seine Akroterien werden bezeichnet als die über dem „anderen" Giebel: *ἐπὶ τὸν ἄτερον αἰετόν*. Da der nur wenige Zeilen vorher zuletzt genannte Giebel, wie wir sahen, der westliche sein muß mit den Akroterfiguren des Timotheos, kann der nun in Zeile 98 genannte Giebel kein anderer als der östliche sein. Der Bildhauer „Theo..." hat also den figürlichen Akroterschmuck der Tempelfront ausgehauen. Jede andere Erklärung ist ausgeschlossen. Ihm, nicht Timotheos, gehört demnach auch Furtwänglers Nike an.

Ganz unmittelbar im Anschluß an die Lieferung dieser Ostakroterien der Façade wird weiter in Zeile 98—99 die Ausführung eines Giebelfeldes in seiner vollen Ausdehnung genannt, welches nach der beobachteten, strikte innegehaltenen Norm der Bezeichnungsweise unserer Inschrift nun kein anderer als der den zu-

1) Sitzungsber. Bayer. Akad. 1903, 445.

letzt genannten Ostakroterien gegenüber liegende Westgiebel sein kann. Daß gerade hier, wo es sich sicher um die in sich geschlossene homogene Leistung einer figurenreichen vollständigen Giebelgruppe handelte, der Name des ausführenden Künstlers vielleicht für immer verloren gegangen ist, bedeutet für uns einen besonders schmerzlichen Verlust.

Nun fehlte dem sonst fertigen Bau nur noch die auffallender Weise immer noch nicht gelieferte andre Giebelhälfte der Tempeleingangseite, der Ostfront. Erst ganz am Schluß der gesamten Bauzeit, erst im fünften Baujahr, erst ganz am untersten Ende der Hauptkolumne auf der Vorderseite unserer Inschriftstele findet auch sie sich noch ein. Daß es sich dabei um die zweite Hälfte des in Z. 89 zuerst genannten und dort nur eben mit einer Hälfte genannten Giebeldreiecks handeln kann, hatte man schon immer auch daran sicher erkannt, daß in beiden Fällen, Zeile 97 und Zeile 111/112, ein und derselbe Künstler als ausführender Bildhauer genannt wird: Hektoridas. Daß beide Giebelhälften, jede für sich ganz unabhängig voneinander im Laufe unserer Untersuchung, der Ostfront, der Façade des Tempels zufallen, darf uns eine willkommene Bestätigung für die Richtigkeit unserer Annahme und Darlegung sein. Wenn die Inschrift ohne jede Bezeichnung des betreffenden Giebels selbst sagt ... *Ἑκτορίδαι ἐναιετίων τᾶς ἀτέρας κερκίδος*, so heißt *ἄτερος* wiederum eben nichts anderes als in der Gegenrichtung zu der schon früher in Zeile 89 genannten Giebelhälfte liegend, also ihr im selben Giebel gerade gegenüber liegend. Da der Westgiebel nicht in Hälften, sondern in einem einzigen Zuge durchgeführt worden ist, kann es sich ausschließlich nur um den Ostgiebel handeln.

Die gesamte am Asklepiostempel geleistete bildhauerische Arbeit verteilt sich also folgendermaßen:

für die **Ost**front lieferte die Giebelgruppe, hergestellt in zwei zeitlich getrennt ausgeführten Hälften: Hektoridas;

für die Akroterien die üblichen drei Figuren: Theo...;

für die Rückseite im **Westen** lieferte als geschlossene Einheit in einem Zuge und ununterbrochener Arbeit: ein leider für uns heute namenloser Künstler;

für die Akroterien wieder drei Figuren: Timotheos.

Anscheinend waren also vier verschiedene Bildhauer mit der Ausführung des ganzen Skulpturenschmucks am Tempel so betraut, daß die gesamte Arbeit zweimal genau halbiert wurde: sowohl die beiden breit entwickelten, vielgestaltigen Gruppen der beiden

Giebelfelder wie die beiden dreifigurigen Akroterien wurden an je zwei verschiedene Künstler vergeben[1]). Wie stark das Prinzip genau gleicher Anerkennung der künstlerischen Leistung, d. i. wenn möglich auch ganz gleichmäßiger Entlohnung jener vier Meister bei dieser Arbeitsverteilung tatsächlich gewesen ist, bestätigen vollends die für diese Arbeiten gezahlten Summen in ihrer, wie man bald gesehen hat, erstaunlichen Gleichheit. Es kosteten:

der Ostgiebel: ausgeführt durch Hektoridas, 1610 + 1400 Drachmen (Zeile 89 und 111/112) = 3010 Drachmen,
der Westgiebel, ausgeführt durch den Unbekannten, genau ebensoviel = 3010 Drachmen (Zeile 99);
die Ostakroterien des „Theo...“: 2240 Drachmen; die Lesung ist sicher[2]) (Zeile 98);
die Westakroterien des Timotheos: 2240 Drachmen (Zeile 91).

Was ermöglichte ein so erstaunliches Gleichmaß der Arbeitsteilung? Was erlaubte der künstlerischen Oberleitung des damit betrauten Architekten Theodotos solches Zutrauen zu ihren Bildhauern zu haben, daß sie sicher sein konnte, jene würden trotz der natürlichen Verschiedenheit ihrer individuellen Ausdrucksweise, Formensprache und Technik dennoch ein einheitliches Ganzes

1) Der einzige Künstler, der sonst in unmittelbarer Verbindung mit den Marmorfiguren der Giebel genannt wird, Pasithemis, (Zeile 94/95, 107/108, 283, 301/302) ist, wie Wolters (JdI. 1909, 188) zuerst betont hat, kein Bildhauer, sondern nur ein Metallhandwerker, der allerlei Nebenarbeiten zu liefern hatte. Er hat (Z. 107) für 349 Drachmen die eisernen Gitter im Inneren der Cella (Ebert S. 60) gearbeitet, für die letzte Säuberung der Tür 4 Drachmen (Z. 283) und *μισθοῦ ποὶ τὰ ἐναιέτια* (Z. 301/302), wie im Nachtrag der nebensächlicheren Dinge ganz am Schluß noch angeführt wird, 12 Drachmen erhalten. Man hatte zweifellos Recht, wenn man diese bescheidene Entlohnung auf die Aufstellung (Gurlitt S. 126 f.), auf die „mise en place“ (Defrasse-Lechat p. 62, Anm. 3) und auf die damit verbundene Verdübelung der einzelnen Figuren oben in den Giebelfeldern bezog (Wolters JdI. 1909, 188 mit Anm. 51). Daß in der unvollständig erhaltenen Stelle Zeile 101/102 (*τῷ δεῖνι ... ον ἐπὶ τἀκρωτήρια*) für die dafür bezahlten 305 Drachmen metallene Vogelstacheln der üblichen Art von demselben Pasithemis geliefert anzunehmen sind, ist in diesem ganzen Zusammenhang durchaus möglich.

Auch die besonderen Sockelblöcke, welche als Untersätze (*βάθρα*) der Akroterien oben in die schrägen Giebelgeisa einzulassen waren, sind in der Verrechnung genannt; geliefert und verrechnet zusammen mit diesen Schräggeisa (*παραιετίδες*) und den Traufsimen (*ἀγεμόνες*) der Tempellangseiten (Zeile 99—101). Die richtige Deutung bei Ebert S. 44. Für die Kaution jeder der vier Tempelseiten war ein eigener Bürge bestellt.

2) Wie mir G. Klaffenbach nach sorgfältiger Prüfung des Abklatsches versichert. Vgl. unten S. 172.

liefern? Was vermochte allein und von vornherein schon der Gefahr eines an sich durchaus möglichen Auseinanderfallens in vier verschiedene Arten der Konzeption, der Komposition und des Stils wirksam vorzubeugen?

Das sichere Mittel, solch hohes Ziel zu erreichen, war längst bekannt und durchaus üblich. Seine erfolgreiche Anwendung läßt sich in der reichen Zeit der produktiven Plastik der klassischen Periode mehrfach nachweisen. Daß es auch in Epidauros wie an einem wahren Schulbeispiel mit vollster Überlegung und klarer planmäßiger Vorbereitung angewandt wurde, ist eine Tatsache, an deren Wirklichkeit man erst in den letzten Jahren ebenso unnötiger wie ungerechtfertigter Weise wieder schwankend geworden ist[1]). Schon bald nach der Auffindung unserer Inschrift hatte P. Foucart's kluger Blick diesen sicheren Anhalt richtig erfaßt (BCH 1890, 589). Bedauerlicher Weise drohte er erst in den letzten Jahren wieder verloren zu gehen, ihn gilt es aber mit aller Entschiedenheit voll zurückzugewinnen.

Der wichtige Passus steht in Zeile 36: *Τιμόθεος εἴλετο τύπους ἐργάσασθαι καὶ παρέχειν*, und zwar für 900 Drachmen. Alles hängt hier ab von der Bedeutung des Wortes *τύπος*. Foucart erkannte richtig, daß es hier nur den Terminus technicus für plastische Modelle oder Skizzen bedeuten kann, deren Herstellung der Ausarbeitung der geplanten Skulpturen in Marmor als ihre allernächste

1) Die kritische Wende der Anschauungen brachte ein philologisch umfassender und sorgfältiger Aufsatz „*Τύπος* und *παράδειγμα*“ von A. v. Blumenthal (Hermes 1928, 391 ff.). Wenn Bl. die Deutung *τύποι* = „Relief“ als die ihm immer noch plausibelste auch bevorzugen möchte, so hütet er sich doch, zu weit zu gehen und die ältere Deutung = „plastische Modelle“ apodiktisch auszuschließen. Im Gegenteil, er schließt mit dem nach einer endgiltigen Lösung der Frage sichtlich verlangenden Satz (S. 414): „Vielleicht ergibt eine erneute Durcharbeitung des archäologischen Befundes eine Lösung, die auch die philologische Wahrscheinlichkeit für sich hat“. Selbst P. Wolters ist, genau genommen, kein Gegner der von mir neu vertretenen Ansicht (*τύποι* = plastische Modelle), auch wenn er ausdrücklich bekennt, daß er diese früher von ihm selber (JdI. 1909, 186) vertretene Ansicht nicht festhalte. Ausdrücklich betont er (Corolla L. Curtius S. 95, Anm. 1), daß er den an der epidaurischen Bauinschrift entbrannten Streit zu schlichten nicht unternehme, und daß er „*τύπος* auch nur dann = Relief nehme, wenn es aus der Hohlform abgedrückt oder getrieben sei“. Das ist aber gerade bei unserer Annahme nicht der Fall, da die Originalmodelle des Timotheos in Wachs, Gips oder Ton ganz sicher nicht erst durch Hohlform und Abdruck gewonnen waren, sondern in ihrer skizzenhaften Gestaltung unmittelbar aus der Hand des Künstlers selbst hervorgegangen und auch so geblieben waren. Sie erst noch abzuformen wäre bei der Einmaligkeit ihrer eindeutigen Verwendungsbestimmung ja auch ganz sinnlos gewesen. Also entscheidet sich Wolters in Wirklichkeit auch hier für *τύπος* = plastisches Modell.

Vorbereitung vorauszugehen hatte, und an welche unmittelbar heranzugehen ohne solche Entwurfsarbeit man gerade in der guten Zeit sichtlich niemals gewagt hätte. Das hätte jeder bewährten bildhauerischen Tradition, vollends einer so hochentwickelten und feinfühligen wie der hellenischen, direkt widersprochen. Diese Modelle waren aus billigem Stoff, vielleicht nur Bienenwachs, und vermutlich auch kleineren Maßstabs[1]) als die in Epidauros selber schon sämtlich unterlebensgroßen Marmorfiguren, die es für den Asklepiostempel hier vorzubereiten und dann auszuführen galt. Das macht aber auch den geringen Preis verständlich, den Timotheos für die Lieferung dieser Modelle bekommen hat (Zeile 37), und an dem man nicht Anstoß hätte nehmen sollen[2]): nur 900 Drachmen. Also tatsächlich nur ein Zehntel etwa der für die Gesamtausführung in Marmor dann ausgegebenen Summe, die Defrasse und Lechat aus den Einzelangaben der Inschrift ganz richtig mit rund 9000 Drachmen zusammengerechnet haben[3]). Das ergibt ein normales, gesundes, durchaus einleuchtendes Verhältnis für das, was bildhauerisch damals zu leisten war.

Auch daß schon im ersten Baujahr, also vielleicht schon ein Jahr vor dem an Timotheos vergebenen Auftrag der Modelle die Errichtung eines eigenen, gut ausgestatteten, gut eingedeckten, gut verschließbaren und verputzten Ergasterions allmählich entstanden ist (Zeile 27 ff.), hat man ganz richtig mit der Arbeit an jenen plastischen Modellen d. h. mit ihnen oder besser nach ihnen in Verbindung gebracht[4]). Man hätte dies noch entschiedener tun dürfen, als es schon geschehen ist. Soviel ich sehe, dienten diese Ergasteria in allen analogen Fällen, die wir sicher kennen, nicht den Bauleuten für Arbeiten an architektonischen Teilen als „Bauhütte", sondern vornehmlich, wenn nicht geradezu ausschließlich, der Ausarbeitung des bildhauerischen[5]) Tempelschmuckes, bevor man ihn in Einzelfiguren an seinen endgiltigen Platz über und in den Giebelfeldern hinaufwand, in anderen Fällen auch als Friesplatten oder Metopenreliefs. So wird es auch in

1) G. Treu (JdI. 1895, 16 ff.) folgend nimmt C. Blümel, Griech. Bildhauerarbeit S. 33 f. für die Modelle großen Maßstab an.

2) Schon Amelung, Die Basis d. Praxiteles aus Mantinea merkte S. 69 den „verhältnismäßig geringen Preis" an.

3) Epidaure (1895) p. 62 Anm. 4.

4) Vgl. Wolters und Sieveking. JdI. 1909, 186; Lippold, JdI. 1925, 209.

5) Olympia: Paus. XV, 1 (Ergasterion des Phidias). Vgl. Hitzig-Blümner II, 1, 372 f. Beim Parthenon: AM. 1902, 400 ff. (Dörpfeld). Beim Aphaiatempel auf Ägina der „Südbau": Furtwängler, Ägina S. 102 ff. u. S. 492. — Näheres hierüber in einem hier demnächst folgenden Aufsatz.

Epidauros gewesen sein. Alles ward zur rechten Zeit, wirklich zeitig bedacht und in die Wege geleitet. Die zierlichen, empfindlichen Modellskizzen des Timotheos bekamen in dem für ihre vergrößernde Übertragung in Marmor eigens vorgesehenen Atelierbau ihr schützendes Obdach. Hier schufen Timotheos und seine Mitarbeiter in 18 Monaten, wie Defrasse und Lechat richtig anmerkten[1]), die vollständige Ausarbeitung der sämtlichen Akroter- und Giebelfiguren. Die Akroterien hier nicht gleich mit entstehen zu lassen, war ein ebenso unnötiger wie sinnloser Vorschlag. Anders als ein im Grundriß längliches Rechteck, mit Querwänden eventuell, wie beim Aphaiatempel auf Ägina, beim Parthenon auf der athenischen Akropolis oder beim Zeustempel in Olympia wird man sich auch das Ergasterion von Epidauros nicht zu denken haben. Die schmale Länge der Giebelgruppenkomposition verlangte stets ein den Gesamtgrundriß bestimmendes Oblongum, so daß mehrere Bildhauer nebeneinander zugleich arbeiten und dadurch das Ganze auch verhältnismäßig rasch liefern konnten.

Verhielt sich aber der ganze Hergang wie hier angenommen, dann wird es auch dabei bleiben dürfen, daß Timotheos der führende Meister in der Frage der gesamten bildhauerischen Ausschmückung des Asklepiostempels von Epidauros gewesen ist, daß auf ihn dessen Akroter- und Giebelgruppen nach Entwurf, Komposition und stilistischem Gesamttenor zurückgehen. Daß bei der Ausführung seiner Entwürfe durch die persönliche Eigenart seiner Mitarbeiter wohl spürbare stilistische Variationen zum Vorschein kamen, konnte der Einheitlichkeit des Gesamtwerkes keinen ernsthaften Eintrag tun. Nachdem schon Franz Winter[2]) als erster diese Auffassung und die Bedeutung des Timotheos als des in Epidauros führenden Künstlers nachdrücklichst vertreten, später E. Pfuhl[3]) sich ihm in durchaus zutreffenden, kräftigen Sätzen angeschlossen hat, ist zuletzt noch G. Lippold[4]) ausdrücklich für die — soweit Epidauros in Frage kommt — angegriffene prominente Stellung des Timotheos eingetreten. Diesen Vorkämpfern möchte ich mich hier aus den oben angeführten neuen Gründen anschließen.

Was die Klärung des Verhältnisses von Timotheos zu seinen Mitarbeitern an den Skulpturen des Asklepiostempels in Epidauros

1) p. 63 Anm. 2.

2) AM. 1894, 157 ff.

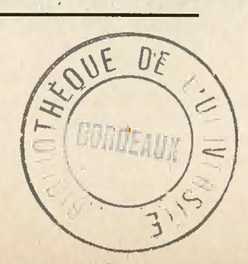
3) JdI. 1928, 4 Anm. 2.

4) In RE 2. Reihe VI (1937) s. v. Timotheos Sp. 1363 ff.; vorher schon JdI. 1925, 206 ff.

auf sich hat, wird eine neue Arbeit meines Schülers und derzeitigen Assistenten am Archäologischen Institut hier, Dr. J. Fr. Crome, zeigen. Erst wenn, wie es in dessen Monographie geplant ist, endlich sämtliche bisher bekannt gewordenen Skulpturreste des Tempels in guten neuen Aufnahmen und eingehender Einzeluntersuchung vorliegen, wird es möglich sein, zu dem Timotheosproblem neu und unsere Kenntnis wirklich fördernd Stellung zu nehmen[1].

1) Dann erst kann es sich auch herausstellen, ob eine freilich einstweilen nur als luftige Möglichkeit sich anbietende Vermutung zutrifft oder nicht. Nämlich in Verfolg der Frage, ob es wirklich ganz ausgeschlossen ist, daß der in Zeile 98 schlechthin verlorene Künstlername des Westgiebels — der Stein ist abgebrochen — Timotheos lautete! Dafür spräche die von Amelung S. 70 bemerkte stilistische Verwandtschaft der Westakroterien mit den Figurenresten des Westgiebels. Freilich muß sich diese als tatsächlich vorhanden an Hand des nun viel vollständiger zusammengekommenen Bestandes des Westgiebels erst noch erweisen. Sollte dies aber der Fall sein, so würde die leitende Stellung des Timotheos unter den Bildhauern in Epidauros wesentlich markanter und überzeugender hervortreten als jetzt: Timotheos hätte dann eben nicht nur die Modelle für sämtliche Skulpturen am Tempel, sondern auch deren Ausführung an der ganzen Westseite geliefert; aber auch dann noch Akroterien und Giebel nur an der Rückfront des Heiligtums zugewiesen bekommen. Daß die rundplastisch gearbeiteten, in freier Luft stehenden Akroterfiguren eine andre Art plastischer Durcharbeitung verlangten als die reliefartig vor der geschlossenen Giebelrückwand stehenden Giebelfiguren, hat ebenfalls Amelung schon betont.

Nachtrag zu S. 168, Anm. 2. G. Klaffenbach hatte die Freundlichkeit, mir darüber noch folgende Beruhigung beizusteuern, wofür ich ihm sehr dankbar bin. „Ich habe Zeile 98 auf zwei verschiedenen Abklatschen nachgeprüft und kann nur auf das Bestimmteste versichern, daß Cavvadias' Lesung XX⊟⊟[Ξ]Ξ die allein richtige ist. Von irgendwelchen Resten eines dritten ⊟ kann ich nichts entdecken, und der Raum, den die Zahlengruppe in Z. 98 einnimmt, ist genau der gleiche (mit dem Zirkel von mir ausgemessen!) wie der, den die entsprechende Zahlengruppe in Z. 91 einnimmt. Und das entscheidet die Sache. Denn die in JG IV ²1, 102 98 von Hiller zugegebene Lesung XX⊟⊟⊟[Ξ]Ξ wird allein durch den verfügbaren Raum als unmöglich erwiesen. Das hat auch Fraenkel, auf den ja das angebliche dritte ⊟ zurückgeht, anerkannt, der JG IV p. 315 ad vs. 98 sagt: 'Post quod (= tertii ⊟ residuum) e spatii ratione vix secutum esse potest Ξ; id enim latius quam ⊟ exaratur'. Er gab daher im Text (p. 322 98) XX⊟⊟[⊟.]Ξ, was Hiller zu seiner Ergänzung verführt hat. Mit anderen Worten weder XX⊟⊟[⊟]Ξ, weil zu kurz, noch XX⊟⊟[⊟Ξ]Ξ, weil zu lang, paßt in den verfügbaren Raum, der dagegen haargenau durch XX⊟⊟[Ξ]Ξ ausgefüllt wird. Wenn überhaupt noch eine andere Ergänzung in Frage kommen könnte, wäre es allenfalls XX⊟⊟[⊟⊟]Ξ. Aber auch diese würde eine Idee länger sein und nicht so genau passen wie XX⊟⊟[Ξ]Ξ, für die last not least die Parallelität entscheidend spricht".



Nachrichten

der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen

Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

BAND II:

BAND III:

NEUE FOLGE BAND I:

NEUE FOLGE BAND II:

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 9

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Zenon und Chrysipp

Von

M. Pohlenz



GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1938

Einzelpreis RM. 2.—

Verkauf der Einzelaufsätze und Fachgruppenbände
der
„Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen"

Vom Jahre 1934 an sind die Einzelaufsätze der „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" **einzeln** oder **in Fachgruppenbänden** zu beziehen.

Die Fachgruppen der PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE sind folgende:

I. Altertumswissenschaft:
Klassische Philologie / Alte Geschichte / Archäologie / Aegyptologie.

II. Mittlere und Neuere Geschichte:
Rechtsgeschichte / Kirchengeschichte / Kunstgeschichte / Wirtschaftsgeschichte / Ethnographie.

III. Allgemeine Sprachwissenschaft und östliche Kulturkreise:
Semitisch / Koptisch / Iranisch / Indisch / Türkisch.

IV. Neuere Philologie und Literaturgeschichte:
Germanisch / Englisch / Romanisch / Keltisch / Slavisch / Baltisch.

V. Religionswissenschaft.

Die Arbeiten einer Fachgruppe bilden fortlaufende Bände, die in einem Umfang von 15—20 Bogen mit Titel und Inhalt abgeschlossen werden.

Der **Einzelpreis** der Aufsätze ist etwa folgender:

bis 1/2 Bogen	Umfang	0,50 RM.
1/2—1 1/2 „	„	1,— „
1 1/2—2 1/2 „	„	2,— „
2 1/2—3 1/2 „	„	3,— „

Selbständige Tafeln werden bei der Preisfestsetzung als 1/2 Bogen gerechnet.

Die Arbeiten sind einzeln oder im Abonnement nach Fachgruppen durch den Buchhandel zu beziehen. Der Bandpreis beträgt im Regelfall 70 Prozent der Summe der Preise der Einzelaufsätze.

Bei Abonnement auf eine Fachgruppe ermäßigt sich der Bezugspreis um 40 Prozent der Preise der Einzelaufsätze.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Zenon und Chrysipp.

Von

Max Pohlenz.

Vorgelegt in der Sitzung am 8. April 1938.

Niemand hat im Altertum daran gezweifelt, daß Zenon der Begründer der Stoa gewesen ist und in seiner fast vierzigjährigen Lehrtätigkeit bereits ein allseitig ausgebautes System geschaffen hat. Aber ebenso fest stand auch der Satz: *Εἰ μὴ γὰρ ἦν Χρύσιππος, οὐκ ἂν ἦν Στοά.* Zenon war keine faszinierende Persönlichkeit wie Epikur, den seine Gemeinde wie einen Gott verehrte. Bewußt ließ er seinen Schülern Spielraum für selbständiges Denken, und schon rein äußerlich konnte in den Mietsräumen der Halle an der Agora nicht die enge Lebensgemeinschaft aufkommen wie im Garten Epikurs. So ist es verständlich, daß unter Zenons Nachfolger sich bedenkliche Absplitterungstendenzen bemerkbar machten. Da ist es Chrysipp gewesen, der die Geschlossenheit der Schule wiederherstellte. An Scharfsinn und Folgerichtigkeit des Denkens war er all seinen Mitschülern weit überlegen. Aber stärker als das persönliche Geltungsbedürfnis war in ihm das Interesse an der Sache, für die er sich entschieden hatte. So begnügte er sich mit der Rolle des Apostels, und selbst wenn er unter dem Drucke gegnerischer Polemik oder durch eigene Weiterentwicklung zu ganz neuen Anschauungen gelangte, trug er sie lieber als Interpretation oder als Durchführung der Lehre vor, die der Meister festgelegt hatte.

Das Opfer, das Chrysipp damit gebracht hat, werden wir ihm hoch anrechnen. Aber für unsre Kenntnis von der Entwicklung der Schule zieht es eine große Schwierigkeit nach sich. Denn Chrysipps Lehre wurde für die Folgezeit maßgebend. Durch die Unzahl seiner Werke verdrängte er nicht nur die Schriften seiner Vorgänger aus den Händen der Leser: auch ihre Anschauungen lernten diese im wesentlichen in der Form und in der Auslegung kennen, die er ihnen gegeben hatte. Speziell für Zenon kam noch

eins hinzu: Für die Späteren ist die 'stoische' Lehre die Lehre Chrysipps, und v. Arnim hat mit vollem Rechte die Stellen, an denen 'die Stoiker' zitiert werden, unter die Fragmente Chrysipps eingeordnet. Aber nicht selten nannte man, wenn man über das orthodoxe Schuldogma berichten wollte, nicht 'die Stoiker', sondern *τοὺς ἀπὸ Ζήνωνος* oder auch einfach den Namen des Schulgründers, ohne ängstlich zu fragen, ob er persönlich für die einzelne Lehre verantwortlich sei. So wissen wir durch Stobaios II p. 75 mit unbedingter Sicherheit, daß Zenon das Telos als *ὁμολογουμένως ζῆν* formuliert hat und erst seine Nachfolger *τῇ φύσει* hinzugefügt haben. Aber diese spätere Fassung wurde nun zur 'stoischen' und deshalb auch ohne weiteres als 'zenonisch' bezeichnet. Ja, man scheute sich nicht, die ganz persönliche Auslegung Chrysipps *κατ' ἐμπειρίαν τῶν φύσει συμβαινόντων ζῆν* als Lehre Zenons auszugeben [1]). Wo dieser also als Zeuge für die orthodoxe Lehre angeführt wird, ist unbedingt Vorsicht geboten.

Unter diesen Umständen ist es aussichtslos, Zenons eigene Lehre in allen Einzelheiten ermitteln zu wollen. Um so mehr ist es unsere Pflicht, die Fälle, in denen wir wirklich Abweichungen zwischen Zenon und Chrysipp feststellen können, genau zu prüfen, und wir müssen zusehen, ob sie etwa von einer veränderten Gesamteinstellung Chrysipps aus zu erklären sind [2]).

Es handelt sich dabei keineswegs um unwesentliche Fragen, sondern um die Auffassung vom Menschen, von seiner Seele und seiner Bestimmung.

Wie Epikur war Zenon davon überzeugt, daß unsre ganze geistige Existenz und unsre praktische Lebensführung als Grundlage eine sichere Erkenntnis der Außenwelt voraussetzt, und daß diese nur mit Hilfe der Sinne gewonnen werden kann und muß. Aber während Epikur sich im wesentlichen mit einer Untersuchung

1) Das Material St. V. Fr. I 179 und III 4 ff. Über Diog. Laert. VII 87 nachher.

2) Auf Kleanthes gehe ich hier nur soweit ein, als dies für die Klärung von Zenons Lehre notwendig ist.

Von älterer Literatur zu der Frage sei genannt: Hirzel, Untersuchungen zu Ciceros Philosophischen Schriften II (1882), L. Stein, Die Psychologie der Stoa, Berliner Studien III 1, und Die Erkenntnistheorie der Stoa, ebend. VII 1, 1886 und 1888, Bonhöffer, Epiktet und die Stoa und Die Ethik des Stoikers Epiktet, Stuttgart 1890 und 1894. Dazu jetzt namentlich der wichtige Aufsatz von Philippson, Zur Psychologie der Stoa, Rh. M. LXXXVI 140. Ferner Pearson, *The fragments of Zeno and Cleanthes*, London 1891, und Festa, *I frammenti degli Stoici antichi* I. II, Bari 1932 und 1935.

der einfachen sinnlichen Wahrnehmung begnügte [1]), ging Zenon davon aus, daß die Aisthesis erst dann für den Menschen Bedeutung erlangt, wenn er sie als erkennendes Subjekt in seinen geistigen Besitz wandelt. Im Anschluß an Aristoteles (de anima III 3) schied er deshalb schärfer als Epikur von der *αἴσθησις* die *φαντασία*, sah aber in dieser nicht nur eine sekundäre *κίνησις ὑπὸ τῆς αἰσθήσεως τῆς κατ' ἐνέργειαν γιγνομένη* (Aristot. 429 a 1), sondern gab ihr im Rahmen seiner eigenen Psychologie eine neue, grundlegende Funktion. Für ihn waren die einzelnen Sinnesorgane nur die 'Trabanten' des 'führenden' Seelenteiles. So bestimmte er die *φαντασία* als das von den Sinneswerkzeugen dem Zentralorgan der Seele zugeleitete und dort mit Bewußtsein aufgenommene Wahrnehmungsbild. Ihr Wesen erklärte er im Anschluß an die uns durch Plato Theätet 191 ff. bekannte sensualistische Theorie, nach der die einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen in der Seele wie in einer Wachsmasse abgeprägt werden [2]), und definierte darum die

1) Über Epikurs Lehre von der *φαντασία* Merbach, De Epicuri canonica, Leipzig 1909, S. 19 ff.

2) Die Übereinstimmung geht bis in die Einzelheiten des Wortlauts (*ἀποτυποῦσθαι, δακτυλίων σημεῖα, κηρός, ἐκμαγεῖον: ἐναπομάττεσθαι*), sodaß an dem Zusammenhang kein Zweifel sein kann. Selbstverständlich hat Zenon nicht etwa eine Konstruktion aufgenommen, die Plato nur von sich ersonnen hat, um sie zu widerlegen. Die Sache liegt genau wie bei Epikurs Abschätzung der Lüste, die dieser auch nicht aus Platos Protagoras, sondern von einem Hedoniker übernimmt, der diese *μετρητική* positiv vertreten hatte. Und Plato selbst deutet ja durch sein *φασὶν* (194 c) klar an, daß er eine fremde Theorie kritisiert.

Nun hat Ernst Hofmann im Sokrates (Jahresb. d. philol. Vereins) 1921 S. 56 darauf aufmerksam gemacht, daß nach Theophrasts Bericht de sensu 49 ff. Demokrit diese Theorie benützt hat, um den Vorgang des Sehens zu erklären (Vors. 68 A 135): Die Eidola, die von den Dingen abfließen, werden dem Auge dadurch übermittelt, daß sie die dazwischen liegende Luft abformen (*ἀποτυποῦσιν*), und dieser Vorgang wird durch den Vergleich veranschaulicht: *τοιαύτην εἶναι τὴν ἐντύπωσιν οἷον εἰ ἐκμάξειας εἰς κηρόν* (so Burchard für *σκληρόν*, gesichert durch *ἐκμάξειας* und Theophrasts *εἰ δὴ ὁ ἀὴρ ἀπομάττεται καθάπερ κηρός*). Trotzdem kann, wie Friedländer, Platon II 448, richtig ausgeführt hat, Plato keinesfalls Demokrit selbst kritisieren. Denn abgesehen davon daß er Demokrits Eidola nicht erwähnt (während bei Demokrit nicht zufällig das 'Siegel' fehlt), dient die Apotyposis bei Demokrit garnicht primär dazu, den Vorgang des Sehens zu erklären: *ὁρᾶν μὲν οὖν ποιεῖ τῇ ἐμφάσει*, im Auge selbst werden die Eidola durch Spiegelung aufgenommen, und nur zur Vermittelung der Eidola durch die Luft wird für diese die Apotyposis angesetzt. Diese Theorie ist hier also nur Hilfskonstruktion, die Theophrast neben der Lehre von der Emphasis sogar für entbehrlich erklärt (§ 51 aE.). Dann hat aber gewiß Demokrit sie nicht selbst erfunden, sondern nur zur Stütze der eignen Erklärung herangezogen. Hofmann selbst rechnet mit Anlehnung an Protagoras. Das ist unsicher, aber jedenfalls

φαντασία als *τύπωσις ἐν ἡγεμονικῷ* (I 58). Da für ihn die Seele als Pneuma körperlich war, ist es von vornherein wahrscheinlich, daß auch er den 'Abdruck' ganz sinnlich verstand. Völlig sicher wird dies durch die Beschreibung der kataleptischen Vorstellung, sie sei dem Objekt adäquat im Hegemonikon 'abgeknetet und abgesiegelt' (*ἐναπομεμαγμένη καὶ ἐναπεσφραγισμένη* I 59) — Ausdrücke, die gerade in der Definition gewiß nicht bildlich aufgefaßt werden sollen. Verwunderlich ist es danach, daß über seine Auffassung unter seinen Nachfolgern eine Kontroverse entstanden sein soll: II 56 (Sextus VII 227) lesen wir: *Κλεάνθης μὲν γὰρ ἤκουσε τὴν τύπωσιν κατὰ εἰσοχήν τε καὶ ἐξοχήν, ὥσπερ καὶ διὰ τῶν δακτυλίων γινομένην τοῦ κηροῦ τύπωσιν. Χρύσιππος δὲ ἄτοπον ἡγεῖτο τὸ τοιοῦτο. πρῶτον μὲν γάρ, φησι .... αὐτὸς οὖν τὴν τύπωσιν εἰρῆσθαι ὑπὸ τοῦ Ζήνωνος ὑπενόει ἀντὶ τῆς ἑτεροιώσεως.* Aber diese Darstellung geht auf Chrysipp selbst zurück (*φησί*!), und in Wirklichkeit liegt die Sache offenbar so: Kleanthes hat die Lehre seines Meisters treu in dessen Sinne weitergegeben. Chrysipp hat dagegen den 'Abdruck' in eine qualitative Veränderung umgedeutet; um dies aber nicht als Abweichung von der Lehre des Begründers der Schule erscheinen zu lassen, hat er seine eigene Auffassung als 'Auslegung' von Zenons Definition maskiert und diese gegenüber der andersartigen 'Auslegung' des Kleanthes gerechtfertigt.

Die Motive zur Umgestaltung von Zenons Lehre lagen nahe genug, und sie sind uns ausdrücklich von den Späteren aufbewahrt, namentlich von Sextus, der sie als Skeptiker mit Vergnügen gegen die stoische Lehre verwendet (St. V. Fr. II 56. 55). Es sind die Schwierigkeiten, die sich bei einer grobsinnlichen Auffassung des 'Siegelabdrucks' ergeben, wenn zwei Objekte von ganz verschiedener äußerer Form oder gar viel verschiedene Objekte sich gleichzeitig 'abprägen'[1]). Chrysipp faßt demgegenüber die *φαντασία* als *ἑτεροίωσις* auf, wofür wohl nach seinem eigenen Vorgang die Berichterstatter gleichbedeutend auch *ἀλλοίωσις* gebrauchen[2]). Als

ist es ganz unwahrscheinlich, daß Demokrit von Antisthenes beeinflußt sein könnte, an den man immer wieder denkt (zuletzt v. Fritz, Hermes LXII S. 477 ff.), obwohl für diesen nichts geltend gemacht werden kann als der allgemeine Einfluß auf die Stoa, den man stark zu überschätzen pflegt.

1) v. Fritz' Auslegung (Hermes LXII 475). es handele sich bei Sextus VII 229 um die Bildung des Allgemeinbegriffs *σχῆμα*, hat am Wortlaut keinen Anhalt und wird durch Fr. II 55 widerlegt. Zu *ὑφ' ἓν* vgl. 230 *ὑφ' ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν χρόνον*:

2) Chrysipps eigentlicher Terminus war wohl *ἑτεροίωσις*, vgl. besonders Fr. II 56 = Sextus VII 230. 231. 372. 373, vgl. 376. 377 Pyrrh. hypotyp. II 70; aber Diokles führt aus Chrysipp selbst *ἀλλοίωσις* an (Fr. II 55), ebenso Sextus VII 162,

eine *ἀλλοίωσις* hatte schon Aristoteles die sinnliche Wahrnehmung betrachtet (de anima II 5). An ihn knüpfte ausdrücklich Theophrast an, als er Demokrits Theorien über die Aisthesis kritisierte[1]). Theophrast wendet sich dort namentlich gegen die Hypothese, daß durch die von den Dingen sich ablösenden Eidola die zwischen Objekt und Subjekt befindliche Luft ähnlich wie eine Wachsmasse geformt werde (*τυποῦσθαι, ἐντύπωσις οἷον εἰ ἐκμάξειας εἰς κηρόν*, vgl. S. 175[2]). Wenn er hiergegen geltend macht, daß dann die Luft gleichzeitig die allerverschiedensten Abdrücke aufnehmen und dieses Ineinander die Wahrnehmung stören müsse (§ 53), so ist damit der Einwand methodisch vorbereitet, den Chrysipp gegen die Typosis des Hegemonikon erhebt. Es ist dann auch gewiß kein Zufall, wenn Chrysipp seine positive Theorie von der Heteroiosis durch die Analogie der Luft stützt, die, wenn viele Menschen gleichzeitig sprechen, viele *ἑτεροιώσεις* erfahre, ohne daß diese sich gegenseitig beeinträchtigen (Sextus VII 231). Chrysipp kennt also die älteren Debatten, und es ist sogar sehr wohl denkbar, daß die Einwände, die er gegen die *τύπωσις ἐν ἡγεμονικῷ* vorbringt, in ähnlicher Weise zuerst außerhalb der Schule von Gegnern Zenons erhoben worden waren. Zweifellos ist er aber zu seiner Neuerung nicht etwa nur durch fremde Angriffe geführt worden. Denn sie hängt innerlich mit einer anderen Abweichung von Zenon zusammen.

„Die Stoiker stellen die Untersuchung über die *φαντασία* und die *αἴσθησις* an den Anfang, weil sich darauf die Lehre vom Kriterium und von der ganzen Erkenntnis aufbaut" beginnt Diokles seine Eisagoge in die stoische Lehre (Diog. Laert. VII 49). Mit welcher Sorgfalt schon Zenon dieses Gebiet ausgebaut hat, zeigt seine Definition der *καταληπτικὴ φαντασία* als der Vorstellung, „die von einem realen Objekt ausgeht und in einer diesem adäquaten Gestalt in der Seele abgeknetet und abgesiegelt ist, in einer Eigenart, wie sie ohne Bestand des Objektes nicht auftreten könnte", *ἡ ἀπὸ ὑπάρχοντος καὶ κατ' αὐτὸ τὸ ὑπάρχον ἐναπομεμαγμένη καὶ ἐναπεσφραγισμένη, ὁποία οὐκ ἂν γένοιτο ἀπὸ μὴ ὑπάρχοντος* (Sextus VII 248, Zenon fr. 59). Daß diese Definition so von Zenon aufgestellt ist, steht außer Zweifel, weil schon Arkesilaos gegen sie polemisiert (zuletzt v. Arnim zur Stelle). Arkesilaos erkannte ausdrücklich an, daß Zenon richtig und erschöpfend die Merkmale angegeben habe, die man an ein Kriterium, an ein Mittel zur Erkenntnis

und unterschiedslos gebraucht Sextus VIII 400 und 402 beide Ausdrücke nebeneinander. Schon Plato Parm. 161a: *τὰ δ' ἑτεροῖα οὐκ ἀλλοῖα*;

1) Vgl. S. 175[2]. Zu § 49 vgl. besonders Aristoteles 416 b 35 ff.

der Wirklichkeit stellen müsse, begründete aber gerade auf dieser Basis seine Forderung der *ἐποχή*, da es keine Vorstellung gebe, die alle diese Merkmale aufweise; denn es existiere keine Vorstellung, *οἵα οὐκ ἂν γένοιτο ψευδής* (Sextus VII 154). Damit ist für Jahrhunderte den Debatten über das Kriterium die Richtung gewiesen. Die Frage, ob es eine kataleptische Vorstellung im Sinne Zenons gebe, wurde zum Schiboleth, an dem sich dogmatische und skeptische Philosophen schieden[1]).

In der orthodoxen Stoa galt diese kataleptische Vorstellung als das Kriterium schlechthin, und wirkliche oder scheinbare Abweichungen von dieser Auffassung werden nur anmerkungsweise erwähnt (Sextus VII 227 ff.; D. L. VII 54 = Fr. II 105). Daß es ein solches Kriterium geben müsse, ist für die Stoa Axiom, weil davon unsre ganze geistige Existenz und praktische Lebensführung abhängt (sicher im Sinne der Stoa nach Antiochos Cicero Acad. I 42 Luc. 23. 26). Das Charakteristische dieser Lehre ist nun aber, daß die Definition der kataleptischen Vorstellung nur die Merkmale aufzählt, die wir für ein solches Kriterium postulieren müssen. Natürlich ist vorausgesetzt, daß die Faktoren, die bei ihrem Zustandekommen zusammenwirken, richtig funktionieren, daß namentlich die Dianoia, die die Vorstellung zu prüfen hat, sich in naturgemäßem Zustande befindet (Sextus VII 424). Aber wenn wir fragen, wodurch denn das erkennende Subjekt den kataleptischen Charakter der Vorstellung feststellt, erhalten wir nur die Antwort: sie drängt sich mit solcher Evidenz auf, daß die Dianoia nicht umhin kann sie anzuerkennen; „sie packt uns, möchte man beinahe sagen, an den Haaren und zieht uns zur Zustimmung heran“ [2]), wie mit drastischem Bilde ein jüngerer Stoiker gewiß im Sinne Chrysipps erklärt (Sext. VII 257 vgl. 405). Diese Lehre ist in sich verständlich; aber auffallen muß im Rahmen des stoischen Systems die sekundäre Rolle, die damit der Synkatathesis zufällt. Denn sonst werden beim Erkenntnisvorgang *φαντασία* und *συγκατάθεσις* als gleichrangige Faktoren gewertet. Ausdrücklich hebt Cicero Ac. I 40 hervor, daß die Vorstellung der Prüfung durch den Verstand und seiner Zustimmung bedarf, und während es an der Stelle des Sextus scheint, daß die Phantasie die Zustimmung einfach erzwingen kann, hebt nicht bloß Cicero stark hervor, daß diese *adsensio in nobis posita et voluntaria est*,

1) Um Epikurs Lehre vom Kriterium haben sich die Akademiker kaum gekümmert.

2) *αὕτη γὰρ ἐναργὴς οὖσα καὶ πληκτικὴ μόνον οὐχὶ τῶν τριχῶν, φασί, λαμβάνεται κατασπῶσα ἡμᾶς εἰς συγκατάθεσιν.* Bei *κατασπῶσα* schwebt das Bild des *ὀρθὸς λόγος* vor.

sondern auch sonst wird ausdrücklich erklärt, daß die Katalepsis zwei Momente enthält, ein passives und ein aktives: *τὸ μὲν γὰρ φαντασιωθῆναι ἀβούλητον ἦν ... τὸ δὲ συγκαταθέσθαι τούτῳ τῷ κινήματι ἔκειτο ἐπὶ τῷ παραδεχομένῳ τὴν φαντασίαν* Sextus VIII 397 = Fr. II 91 vgl. Epiktet bei Gellius XIX 1, 15). Und das entspricht allein dem Grundgedanken des Stoa. Allerdings enthält schon die *φαντασία* auch ein aktives Moment, sofern sie sich selbst wie das Objekt, durch das sie hervorgerufen ist, dem Hegemonikon zum Bewußtsein bringt. Trotzdem bezeichnet sie auch Chrysipp ausdrücklich als *πάθος* (II 54), und ihr gegenüber ist die *συγκατάθεσις* die durch die eigene Entscheidung des Subjekts bestimmte aktive Funktion der Seele. Auch für sie kommt freilich der Anstoß durch ein *παθεῖν ὅτι ὑπάρχει*, eben durch die *φαντασία* (Epiktet I 18, 1); aber auch wenn der Mensch dieser ‘nachgibt’ (*εἶξις* Fr. II 61. 981. 993 III 177. 459), so steht es doch in seiner Gewalt, ob er *συγκατατίθεται* oder *ἀνανεύει* oder *ἐπέχει*. Daran wird auch dadurch nichts geändert, daß die Stoa auch das Innenleben des Menschen in den Kausalnexus der Heimarmene einbezieht und daß praktisch im Einzelfalle die Entscheidung über die Vorstellung mit Notwendigkeit so oder so ausfällt. Auch da hält die Stoa grundsätzlich unbedingt daran fest, daß die Entscheidung auf der uns vor den Tieren auszeichnenden Willensfreiheit beruht. Der Akt aber, durch den der Mensch diese Entscheidung fällt, ist die Synkatathesis des Logos. Durch sie nimmt er aktiv Stellung zur Außenwelt; durch sie hat er die Möglichkeit, die von außen kommenden Vorstellungen abzulehnen und sich frei von Irrtümern und Leidenschaften zu halten. Sie ist die Grundlage der inneren Freiheit und der sittlichen Lebensführung[1]).

1) Das Material im Index zu den Stoicorum fragmenta s. *συγκατάθεσις* (und z. B. Cicero Luc. 38). Sonst besonders Bonhöffer, Epikt. u. d. Stoa 168 ff., den leider Philippson (vgl. S. 174[2]) unberücksichtigt gelassen hat. Seine eigene Auffassung geht dahin, die (orthodoxe) Stoa habe die psychischen Vorgänge keineswegs, wie man allgemein annimmt, rein rational aufgefaßt, sondern auch dem Irrationalen eine starke Bedeutung beigemessen und stehe darin Aristoteles nahe. Aber wenn er z. B. aus der flüchtigen Notiz bei Iamblich (Zenon fr. 143), im Hegemonikon seien verschiedene *δυνάμεις* vorhanden *ἐνυπαρχουσῶν φαντασίας συγκαταθέσεως ὁρμῆς λόγου* den Schluß zieht (S. 158): Die *συγκατάθεσις* ist also (weil vom Logos unterschieden) irrational“, so ist das schon darum unzulässig, weil Iamblich offenbar *λόγος* hier im engeren Sinne von der die einzelnen Vorstellungen und Katalepseis verarbeitenden Denktätigkeit gebraucht (wie in der Definition der *ἐπιστήμη* als *κατάληψις ἀμετάπτωτος ὑπὸ λόγου* und sonst), und wenn Philippson fortfährt: „wenn es auch wahrscheinlich die Altstoa vermieden hat, sie so zu nennen, weil sie beim *ζῷον λογικὸν* alle *δυνάμεις* für *λογικαὶ* hielt“, so ist doch damit eigentlich die Undurchführbarkeit seiner These zugegeben, und

Ist es dann nicht auffallend, daß in der stoischen Lehre vom Kriterium, das doch die Grundlage für unsre Stellung zur Außenwelt gibt, die Synkatathesis neben der Phantasia garnicht erwähnt und zu einer sekundären Rolle verurteilt wird?

Da ist es nun von entscheidender Bedeutung, daß wir einen durchaus zuverlässigen Bericht haben, nach dem mit der Auffassung der späteren Stoa sich Zenons Lehre vom Kriterium keineswegs deckte. Wir danken ihn Antiochos, der in seiner philosophiegeschichtlichen Betrachtung gerade die Erkenntnistheorie als das einzige Gebiet betrachtete, auf dem Zenon einen Fortschritt über die ältere Philosophie hinaus gebracht habe [1]), und der deshalb gerade hier Zenons Anschauung mit besonderer Sorgfalt dargestellt hat. Im Anschluß an Antiochos schildert Cicero Ac. I 40 (St. Fr. I 60), wie Zenon den Erkenntnisvorgang auffaßte: Zu der φαντασία die eine *impulsio oblata extrinsecus* ist, tritt die *adsensio animi, quam esse vult in nobis positam et voluntariam.* Unter den Vorstellungen gibt es solche, *quae propriam quandam habent declarationem earum rerum quae videntur* — offenbar diejenigen, die die Merkmale der φαντασία καταληπτική in sich tragen. Von ihnen heißt es, daß Zenon *iis adiungebat fidem;* aber das wird sofort genauer erläutert: *cum acceptum iam et a d p r o b a t u m est visum,* tritt die *comprehensio*, κατάληψις ein, *cui soli credendum esse dicebat.* Nur von dieser aus erhält das Wahrnehmungsbild Glaubwürdigkeit: *e quo sensibus etiam fidem tribuebat, quod comprehensio facta sensibus et vera esse illi et fidelis videbatur.* Diese Katalepsis ist es, die uns von der Natur

---

trotz aller Bemühungen gelingt es ihm nicht, Stellen wie III 281 *dialectica ... habet rationem, ne cui falso assentiamur* in seinem Sinne umzudeuten. Eine Synkatathesis wird in weiterem Sinne auch den Tieren zugesprochen, beim Menschen ist sie durchaus rational. Wie soll man sich denn vorstellen, daß das Hegemonikon durch einen irrationalen Akt die Vorstellungen 'anerkennt' (*adprobat* Cic. Ac. I 41)? Schon Plato fragt (Gorg. 501 c): πότερον συγκατατίθεσαι ἡμῖν περὶ τούτων τὴν αὐτὴν δόξαν ἢ ἀντίφῃς; So müßte also erst Zenon, der das Wort zum philosophischen Terminus erhob, den 'rationalen' Sinn ausgetrieben haben.

Noch mehr widerspricht es dem Geist der Stoa, wenn Philippson S. 160 die Synkatathesis mit dem πάθος des Aristoteles auf eine Stufe stellen möchte. Das zeigen die im Text angeführten Stellen. Andrerseits hat Aristoteles' πάθος mit einem κρίνειν im Sinne der Stoa nichts zu tun. Philippson beruft sich S. 147 auf de an. 424 a 6 (die αἴσθησις ... κρίνει τὰ αἰσθητά), aber nach part. an. 678 b 8 ist das Organ mit dem die Tiere κρίνουσι τὴν ἐν τοῖς ἐδεστοῖς ἡδονήν (vgl. 535 a 11), die Zunge, und mit diesem κρίνειν wird wohl Philippson die συγκατάθεσις des stoischen Hegemonikon nicht vergleichen wollen.

1) Cicero Ac. I 40 *Plurima autem in illa tertia philosophiae parte mutavit.* Antiochos selbst gibt die platonische Erkenntnistheorie zu Gunsten der zenonischen auf.

als *norma scientiae* (= κριτήριον) und Grundlage alles Wissens gegeben ist. Nach diesem Berichte ist kein Zweifel: Zenon hat zunächst genau die Merkmale festgelegt, die eine Vorstellung haben muß, um als 'wahr', als wirklichkeitsabbildend gelten zu können. Aber nicht schon in der φαντασία καταληπτική selbst hat er das Kriterium gesehen, sondern in der Katalepsis, die entsteht, wenn der prüfende Verstand die Vorstellung als kataleptisch anerkennt und zum geistigen Besitze des Menschen macht. Genau die gleiche Lehre setzte nach Sextus VII 151 (= Fr. II 90) Arkesilaos als 'stoisch' voraus, der dabei natürlich Zenon vor Augen gehabt hat [1]). Und volle Bestätigung bringt die lebendige Schilderung bei Cicero Luc. 145 (Zenon Fr. 66): Zenon veranschaulichte den Erkenntnisvorgang durch Gesten. *nam cum extensis digitis adversam manum ostenderat, 'visum' inquiebat 'huiusmodi est'; dein cum paulum digitos contraxerat, 'adsensus huius modi'; tum cum plane conpresserat pugnumque fecerat, conprensionem illam esse dicebat, qua ex similitudine etiam nomen ei rei, quod ante non fuerat,* κατάληψιν, *imposuit.* Die Gesten geben nicht die chronologischen Stadien wieder; denn zeitlich fallen Synkatathesis und Katalepsis zusammen. Mitbestimmt mögen sie durch den Tonosbegriff sein; aber sinnfällig soll werden, in welchem Grade die einzelnen Akte zum Erfassen der Objekte beitragen, und da ist es nicht die gespreizte Hand, die φαντασία, sondern erst die zupackende Faust, die κατάληψις, die sich der Dinge bemächtigt.

Für Chrysipp wäre diese Bild unmöglich gewesen. Hier liegt ein tiefgreifender Unterschied vor, den man nicht verschleiern darf. Das Wesentliche ist: Bei Zenon ergibt sich das Kriterium aus dem Zusammenwirken zweier Faktoren, der Vorstellung und der Synkatathesis, die der Logos auf Grund seiner Prüfung fällt. Erst diese vermittelt die Katalepsis. Bei Chrysipp tritt die Synkatathesis — jedenfalls in der Lehre vom Kriterium — so sehr gegen die Vorstellung zurück, daß sie zu einer bloßen Folgeerscheinung wird und die φαντασία καταληπτική allein als Kriterium genannt werden kann.

Wie ist diese Änderung zu erklären? Um auf diese Frage zu antworten, müssen wir genauer untersuchen, wie Chrysipp die φαντασία aufgefaßt hat. Wie müssen fragen, wie er sich die ἑτεροίωσις vorstellt, in die er Zenons τύπωσις umgedeutet hat.

Mit Chrysipps ἑτεροίωσις (ἀλλοίωσις) muß es eine besondere Bewandtnis gehabt haben. Gerade im Hinblick auf die Lehre von

---

1) Die Berührung mit Cicero auch im Wortlaut ist merkwürdig eng. Vgl. bes. τὴν δὲ κατάληψιν κοινὴν ἀμφοτέρων εἶναι, καὶ ταύτην κριτήριον ἀληθείας καθεστάναι.

der φαντασία spricht Sextus Pyrrh. hyp. II 70 von der ἑτεροιωτική, die nach Chrysipps Darstellung „Wunderdinge wirken soll“ (κατὰ τὴν τερατολογουμένην ἑτεροιωτικήν). Sie kann zunächst eine qualitative Veränderung des ὑποκείμενον bezeichnen (II 494), die nach stoischer Auffassung dadurch erfolgt, daß eine andere Pneumaströmung sich mit ihm verbindet. Beim φαντασιοῦσθαι handelt es sich aber nicht um den Wechsel einer ποιότης, vielmehr bleibt das Hegemonikon, das selbst schon eine Substanz mit bestimmter Eigenart ist, dasselbe und tritt nur durch die Affektion von außen in einen neuen Zustand. προσβλέψαντές τινι διατιθέμεθά πως τὴν ὄψιν, καὶ οὐχ οὕτως αὐτὴν διακειμένην ἴσχομεν, ὡς πρὶν τοῦ βλέψαι διακειμένην εἴχομεν beschreibt Antiochos die ἀλλοίωσις, die bei der Vorstellung eintritt[1]). Dann gehört diese aber zu den Erscheinungsformen des Seienden, die die Stoa als πὼς ἔχοντα bezeichnet[2]). Auch dieser Begriff ist in der Stoa soviel gebraucht worden, daß Plotin von dem πολυθρύλλητον αὐτοῖς πὼς ἔχον sprechen kann (II 443). Diese Tatsache ist freilich für uns dadurch verdunkelt, daß unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten auf die Lehre Bezug genommen wird und deshalb in Arnims Fragmentsammlung die Stellen ganz auseinandergerissen, teilweise auch garnicht aufgenommen sind[3]). Die Lehre selbst wird besonders in der Kaiserzeit von Plotin und den Neuperipatetikern erwähnt, die vom Standpunkt der aristotelischen Kategorienlehre aus die stoische Theorie von den vier Erscheinungsformen des Seienden (ὑποκείμενον, ποιόν, πὼς ἔχον, πρός τι πὼς ἔχον) prüfen und namentlich auszusetzen haben, das πὼς ἔχον fasse in unbestimmter Weise eine ganze Reihe von Kategorien zusammen und lasse sich nach der stoischen Lehre nicht scharf vom ποιὸν scheiden[4]). Von Chrysipp selbst haben wir keine prinzipiellen Äußerungen über das πὼς ἔχον und ποιὸν in authentischer Form. Doch ist wohl sicher, daß für ihn die ποιότητες die Eigenschaften eines Körpers im Gegensatz zu seiner Substanz bezeichnen, während das πὼς ἔχον die zuständliche Bestimmtheit des schon als qualifiziert gedachten Körpers ausdrückt (vgl. etwa v. Arnim, Kultur d. Gegw. I 5 S. 227).

Der Bereich des πὼς ἔχον ist so weit wie der des Seins überhaupt. Plotin kann sagen, die Stoa müsse folgerichtig alle Einzel-

1) II 63 vgl. II 458 p. 150, 22.

2) Vgl. II 369 über das πὼς ἔχον, namentlich die letzten Worte: καὶ ταῦτα γὰρ διάκειταί πως.

3) Das habe ich schon Berl. Phil. Woch. 1903 Sp. 966 ausgeführt.

4) Zu beachten ist dabei, daß die Stoiker keine eigentliche ‘Kategorienlehre’ haben, sondern die γένη τῶν ὄντων scheiden, vgl. GGA. 1938 S. 125.

dinge, ja sogar die Gottheit selbst als ὕλη πὼς ἔχουσα ansehen (II 320), wenn er auch durchblicken läßt, daß sie als πὼς ἔχοντα im eigentlichen Sinne nur die zuständlichen Bestimmtheiten der bereits qualifizierten Einzeldinge ansehe[1]). Man kann hier vielfach zweifeln, ob schon die alte Stoa sich so geäußert hat, oder ob nur die Gegner Konsequenzen aus ihrer Lehre ziehen. Jedenfalls hat aber schon Chrysipp selbst die Seele als πνεῦμα πὼς ἔχον aufgefaßt (II 443. 806, vgl. Seneca ep. 50, 6 *quid enim est aliud animus quam quodam modo se habens spiritus?*)[2]) und vor allem für die Erklärung der einzelnen psychischen Funktionen ausgiebigen Gebrauch von diesem Begriff gemacht. Um dies zu erkennen, müssen wir freilich etwas weiter ausholen.

Als eine Lehre der Stoiker, die ganz besonders dem gesunden Menschenverstande und den κοιναὶ ἔννοιαι widerspricht, bezeichnet Plutarch, daß sie nicht nur das Gute und Schlechte, die Affekte und Handlungen wie Diebstahl und Ehebruch für sinnlich wahrnehmbar erklären (St. rep. 19 = Fr. III 85), sondern Tugenden und Laster, Künste und Fertigkeiten, ἔτι δὲ φαντασίας καὶ πάθη καὶ ὁρμὰς καὶ συγκαταθέσεις als Körper und Lebewesen ansehen und diesen Schwarm von ζῷα im Herzen als dem Sitze des Hegemonikon konzentrieren, ja daß sie dasselbe sogar von ἐνέργειαι wie dem Spazierengehen und Tanzen aussagen (comm. not. 45 = Fr. II 848. 665). Zur psychologischen Erklärung dieser Lehre habe ich in meinem Vortrag ‘Stoa und Semitismus’ (Neue Jahrbb. für Wiss. u. Jugendbildung 1926) S. 261 darauf hingewiesen, daß dem Semiten solche grobsinnliche Auffassung nahe liegt, daß z. B. im Alten Testament der Zorn regelmäßig als Schnauben der Nase bezeichnet wird. Das enthebt uns aber nicht der Frage, wie diese Lehre im System der Schule verwurzelt ist. Da ist nun zunächst daran zu erinnern, daß nach der Stoa nur das Körperliche wirken kann, und da z. B. der Zorn den Gesichtsausdruck des Menschen verändert, folgt mit Notwendigkeit, daß der Zorn körperlich sein muß (Seneca ep. 106, 5 ff.), und das Gleiche gilt für Tugend und Laster. Natürlich ist damit nicht die abstrakte Tugend gemeint, sondern die Konkretisierung im handelnden Menschen. Wie das zu verstehen ist, erfahren wir am besten von Seneca. Als dieser mit den Vorarbeiten für sein großes Werk über die moralis philosophia beschäftigt war, hat er eine Reihe von einzelnen Zetemata

1) Bes. Plotin VI 1, bei Arnim zerrissen in II 373. 315. 314. 319. 376. 400. 402, vgl. Fr. 320.

2) Vgl. noch Seneca ep. 121, 10 *constitutio est principale animi quodammodo se habens erga corpus.*

auf seinen Briefwechsel mit Lucilius abgeschoben (vgl. den Anfang von ep. 106 und 108). So hat er die von Plutarch comm. not. 45 angegriffene Lehre in ep. 106. 113. 117 vom Standpunkt der Stoa aus, wenn auch nicht ohne eigene Kritik, dargestellt und namentlich in ep. 113 dasselbe im Kampf der Schulen hinundhergewendete Material zugrunde gelegt, das auch Plutarch benützt.

Zur Erörterung steht die Frage, *an virtutes animalia sint*. Seneca entwickelt in § 2—5 die orthodox-stoische Lehre, die in dem Satze gipfelt: *animum constat animal esse ... virtus autem nihil aliud est quam animus quodammodo se habens; ergo animal est.* Von 6 an begründet er seinen abweichenden Standpunkt. Vorbehaltlos erkennt er an, daß die Gerechtigkeit wie die anderen Tugenden ein *animus quodammodo se habens* ist [1]). Nur die Folgerung, daß die Tugend ein Lebewesen sei, lehnt er ab: *haec enim habitus animi est et quaedam vis. idem animus in varias figuras convertitur et non totiens animal aliud est, quotiens aliud facit, nec illud quod fit ab animo animal est.* Ausdrücklich fügt er hinzu, daß das von den Tugenden Gesagte auch vom Guten, von den Denkakten und Handlungen des Menschen gilt. Selbst das Spazierengehen fehlt so wenig wie bei Plutarch [2]). Und bei ihm tritt nun klar hervor, wie die Lehre gemeint ist: Alle geistigen Eigenschaften und Betätigungen sind nichts als zuständliche Bestimmtheiten des einen Hegemonikon. Was Fr. III 306 (vgl. 305) von der Tugend gesagt wird *ἡ αὐτὴ τῇ διανοίᾳ ἐστὶ κατὰ τὴν οὐσίαν*, das gilt ebenso von den einzelnen Vorgängen in der Seele, von dem Wissem wie von der Vorstellung. *ἡ δὲ ἐπιστήμη πὼς ἔχον ἡγεμονικόν, ὥσπερ καὶ ἡ πὼς ἔχουσα χεὶρ πυγμή* sagt Sextus [3]), und wenn Seneca § 7 erklärt: *idem animus in varias figuras convertitur* (etwa *ποικίλως μετασχηματίζεται* wie ep. 66, 7), so meint er das Gleiche, was er de ira I 8, 2 so ausdrückt: *neque enim sepositus est animus et extrinsecus speculatur adfectus, ... sed in adfectum ipse mutatur.* Es sind die *τροπαὶ* des Hegemonikon, von denen Plutarch virt. mor. 3 und 7 (= Fr. III 459 vgl. II 766 III

1) § 7. 11. Die *ἀρετὴ* als *πὼς ἔχον ἡγεμονικὸν* auch Fr. III 75.

2) § 6. 20—22. Hübsch läßt sich beobachten, wie Plutarch und Seneca als Schriftsteller ihr Material variieren. So spricht Plutarch 1084 b davon, mit ihrer Lehre, daß die einzelnen Funktionen *ζῷα* seien, machten die Stoiker die Seele zu einem Tierpark, einer Hürde oder einem hölzernen Pferde, „oder wie man sich sonst ihre Phantasien vorstellen soll“. Seneca wendet in § 9 den Gedanken etwas anders und läßt das Bild einer Hydra oder Chimaira auftauchen.

3) Pyrrh. hypot. II 81 = math. VII 39. Der Vergleich mit der Faust ist durch die S. 181 besprochene Geste Zenons eingegeben. Sextus hat ihn nochmals math. IX 343: *οὐδέν ἐστι πυγμὴ παρὰ τὴν πὼς ἐσχηματισμένην χεῖρα.*

433) spricht; und das gilt nicht nur von den Affekten. II 846 lesen wir: *ἡ ψυχὴ τρέπει ἑαυτὴν εἰς τὴν τῶν πραγμάτων κατάληψιν* (vgl. 842). Kein Zweifel, daß diese ‘Wandlungen’ in der Annahme einer neuen zuständlichen Bestimmtheit bestehen, daß die *ἑτεροιώσεις* nichts anderes als der Übergang in ein anderes *πὼς ἔχειν* sind. *Μία ἡ τῆς ψυχῆς δύναμις, ὡς τὴν αὐτὴν πὼς ἔχουσαν ποτὲ μὲν διανοεῖσθαι, ποτὲ δὲ ὀργίζεσθαι, ποτὲ δ' ἐπιθυμεῖν* heißt es II 823. Damit wird aber auch das tiefste Motiv dieser Lehre klar. Es ist derselbe Monismus, der in der großen Welt alle Einzeldinge letztlich als zuständliche Bestimmtheiten der einen *οὐσία* auffaßt und der im Mikroskosmos Tugend und Wissen und Vorstellung und Synkatathesis und Spazierengehen nicht als Funktionen verschiedener Kräfte gelten lassen will, sondern immer nur das eine Hegemonikon sieht, das bald vorstellt, bald begehrt, bald urteilt, bald sich tugendhaft betätigt.

Keine einzelne Lehre hat für die Psychologie der Stoa größere Wichtigkeit als die vom *ἡγεμονικὸν πὼς ἔχον.* Aber vor Chrysipp findet sich von ihr nicht die geringste Spur. Schon 1886 konnte deshalb Stein (Psychol. S. 174) den Satz schreiben: „Bekannt ist es, daß die stoische Definition der Seelenfunktionen als *πὼς ἔχοντα ἡγεμονικὰ* sich von Chrysipp herschreibt“, ohne allerdings die weitgreifende Bedeutung der Lehre zu ahnen. Sicher wird diese Annahme dadurch, daß Chrysipp eben diese Theorie benützt, um die Lehren seiner Vorgänger zu berichtigen. Wenn er Zenons Typosis in eine Heteroiosis umdeutet, so ist das ja nur eine Anwendung seiner allgemeinen Theorie auf ein einzelnes psychologisches Phänomen. Einen ähnlichen Fall erwähnt Seneca in dem vorhin besprochenen Briefe 113. In § 22 führt er aus, daß nach stoischer Lehre ebenso wie die Tugend auch die *prudens ambulatio* als *animus quodammodo se habens* ein Lebewesen sei, und rechtfertigt seine Kritik mit dem Hinweis darauf, daß auch die Schulhäupter in der Auffassung der *ambulatio* nicht einig seien: *Cleanthes ait spiritum esse a principali usque in pedes permissum, Chrysippus ipsum principale.* Kleanthes hat also das Spazierengehen — ganz ähnlich wie Zenon die *φαντασία* — als seelischen Akt isoliert und als eine vom Herzen ausgehende selbständige Pneumaströmung betrachtet; Chrysipp sieht als das Entscheidende die Energeia innerhalb des Hegemonikon an und identifiziert sie substantiell mit diesem. Das Hegemonikon kann zu einer ‘Gehseele’ ebenso wie zu einer vorstellenden oder begehrenden werden.

Jetzt wird auch Chrysipps Abweichung in der Lehre vom Kriterium verständlich. Zenon war von dem Postulat ausgegangen,

daß manche Vorstellung das Objekt wirklich adäquat abprägt; aber zum Kriterium der Wirklichkeit wurde sie erst, wenn sie in einer ganz andersartigen seelischen Aktion von dem Verstande geprüft und anerkannt worden war. Für Chrysipp sind *φαντασία* und *συγκατάθεσις* Funktionen derselben Seelenkraft, die sich in beiden Akten in einer durch den Gesamtzustand des Hegemonikon bestimmten Weise auswirkt. So wird für ihn aus dem Zusammenwirken zweier verschiedener Faktoren ein in zwei Stadien sich vollziehender Erkenntnisakt, bei dem die *καταληπτικὴ φαντασία* notwendig die Zustimmung nach sich zieht, sodaß diese bei der Bestimmung des Kriteriums unerwähnt bleiben kann.

Auch kleinere Fragen beantworten sich jetzt leicht. Man hat gestritten, ob *καταληπτικὴ* aktivisch oder passivisch gemeint, und was im ersten Falle als Objekt zu denken sei, und hat sich mit der Auskunft beruhigt, die Stoa habe wohl absichtlich einen doppeldeutigen Ausdruck gewählt. Tatsächlich lassen Zenons Gesten keinen Zweifel, daß er mit Katalepsis — nach Cicero Luc. 145 hat er diesen Terminus geschaffen — die Erfassung der Objekte durch das erkennende Subjekt meinte[1]), und daß er diejenige Vorstellung kataleptisch nannte, die diese Erfassung ermöglicht[2]). Erst als Chrysipp das Verhältnis von *φαντασία* und *συγκατάθεσις* in neuem Lichte sah und man schließlich davon sprach, die Vorstellung ziehe uns 'an den Haaren' zur Zustimmung herbei, konnte man auch von einem 'Ergreifen' des Verstandes durch die Vorstellung reden, ohne daß der alte Sinn von *καταληπτικὴ* ganz vergessen wurde.

Diokles gibt bei Diogenes Laertius VII 54 als offizielle Lehre der Stoa an, daß die *καταληπτικὴ φαντασία* das Kriterium sei, und notiert dann einige besondere Meinungen, zuletzt: *ἄλλοι δέ τινες*

1) Ungeschickt freilich Cicero Acad. I, 41 *comprehensionem appellabat similem iis rebus quae manu prenderentur.* Übrigens macht es sachlich keinen Unterschied, ob die *ὑπάρχοντα* selbst oder das *καταληπτόν*, der zum Bewußtsein gebrachte und vom Verstande geprüfte Inhalt der *φαντασία*, als Objekt des *καταλαμβάνειν* gedacht wird. — Gelegentlich werden auch die außerhalb der Schule üblichen Ausdrücke *ἀντιλαμβάνεσθαι, ἀντίληψις, ἀντιληπτικὴ δύναμις* verwendet (besonders II 65 = Sextus VII 248, ferner II 68 I 377 Sextus VII 160); aber man versteht, warum Zenon *κατάληψις* vorgezogen hat.

2) Daß das Substantiv *κατάληψις* das Primäre ist, sagt noch Alexander Aphrod. de an. p. 71, 10 *τὰς δὲ ἀληθεῖς τῶν φαντασιῶν καὶ σφοδρὰς εἰώθαμεν λέγειν καὶ καταληπτικὰς τῷ κατάληψιν εἶναι τὴν ταῖς τοιαύταις φαντασίαις συγκατάθεσιν.* Alexander setzt in diesem Abschnitt vielfach stoische Gedanken ins Peripatetische um und hat z. B. auch in der Lehre von der *ὁρμὴ* manches, was direkt an Zenon gemahnt (darüber nachher). Etwa Vermittlung durch Antiochos?

τῶν ἀρχαιοτέρων Στωικῶν τὸν ὀρθὸν λόγον κριτήριον ἀπολείπουσιν, ὡς ὁ Ποσειδώνιος ἐν τῷ πέρὶ κριτηρίου φησί. Bei den *τινὲς* denkt man mit Recht meist an Zenon. Da dieser die kataleptische Vorstellung erst dann als Kriterium anerkannte, wenn sie vom Verstande geprüft und approbiert war, hatte er tatsächlich allen Anlaß zu betonen, der Logos, der seine Zustimmung gibt, müsse gesund und imstande sein, sich gegenüber den von außen kommenden Eindrücken 'aufrecht' zu erhalten. Natürlich wollte er aber nicht etwa sagen, daß der Logos auch ohne Wahrnehmungsbild in sich das Kriterium enthalte. Noch weniger dürfen wir aus den vorhergehenden Worten: *ὁ δὲ Χρύσιππος διαφερόμενος πρὸς αὐτὸν ἐν τῷ πρώτῳ περὶ λόγου κριτήριά φησιν εἶναι αἴσθησιν καὶ πρόληψιν* schließen, Chrysipp habe diese einzeln als selbständige Kriterien gelten lassen. Er hat wohl in einer längeren Erörterung die *καταληπτικὴ φαντασία* in ihre Elemente zerlegt und ausgeführt, daß die Vorstellung eine Aisthesis zum Bewußtsein bringt, aber kataleptisch erst dann wird, wenn diese zu unserer *πρόληψις*, der in uns vorher auf natürlichem Wege gebildeten Allgemeinvorstellung, stimmt.

Von selbst führt uns hier die Untersuchung weiter. Wir haben gesehen: Vom allgemeinen psychologischen Gesichtspunkt aus sind *φαντασία συγκατάθεσις ὁρμὴ πάθος* für Chrysipp gleichartige Erscheinungen; sie sind alle zuständliche Bestimmtheiten des Zentralorgans, sind ein *ἡγεμονικὸν πὼς ἔχον.* Lassen sich da vielleicht auch außerhalb der Lehre von der *φαντασία* Spuren nachweisen, daß Chrysipp seine Theorie benützt hat, um ältere Lehren im Sinne seines psychologischen Monismus umzugestalten?

Auf keinem Gebiete ist innerhalb der Stoa der Streit heftiger geführt worden als in der Affektenlehre, die ja auf die gesamte Psychologie und Ethik übergreift. Poseidonios hat sein erstes Buch über die Affekte im wesentlichen mit einer Polemik gegen den herrschenden Intellektualismus Chrysipps ausgefüllt und dessen Werk *περὶ παθῶν* ausgiebig herangezogen. Galen hat uns nicht nur Poseidonios' Kritik im ganzen aufbewahrt, sondern sie auch noch durch eine Auseinandersetzung mit Chrysipps Therapeutikos ergänzt[1]). Wo er diesen wörtlich zitiert, stehen wir auf ganz sicherem Boden. Die Schlüsse, die er selbst aus Chrysipps Sätzen zieht, sind für uns dagegen nicht ohne weiteres maßgebend. Auch bei Poseidonios müssen wir uns gegenwärtig halten, daß er eine

1) Vgl. meine Dissertation De Posidonii libris *περὶ παθῶν* (Fleckeis. Jahrbb. Suppl. XXIV), zitiert im Folgenden mit *Ποσ.*, ferner Reinhardt, Poseidonios S. 263 ff., und meinen Aufsatz 'Poseidonios' Affektenlehre und Psychologie', Nachr. Gött. Ges. 1921 S. 163 ff.

bestimmte Tendenz verfolgt. Aber seine Polemik ist mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit geführt, und wir kennen ihn ja auch sonst genügend, um voraussetzen zu dürfen, daß er niemals seiner Tendenz zuliebe die Ansicht seines Gegners absichtlich falsch dargestellt hat.

Der Punkt, um den sich der Streit dreht, ist völlig klar. Galen will nachweisen, daß die Scheidung der drei Seelenteile, die Plato und, wie er meint, auch Hippokrates vorgenommen hat, richtig ist, und er freut sich in dem Stoiker Poseidonios einen Bundesgenossen für den Kampf gegen Chrysipp gefunden zu haben, dessen Intellektualismus dieser Lehre am meisten entgegensteht. Poseidonios weicht allerdings von Plato darin ab, daß er *νοῦς, θυμός, ἐπιθυμία* nicht als drei substantiell geschiedene Teile sondern nur als verschiedene Dynameis der Seele ansieht; aber auch er lehnt aufs schärfste die Anschauung ab, daß es im Hegemonikon der Seele nur eine *λογικὴ δύναμις* gebe, aus der auch Zorn, Begierde und die andren Affekte stammen [1]). Als Lehre Chrisipps setzen beide Folgendes voraus: Chrysipp hält die allgemeinen stoischen Definitionen des Affektes als *πλεονάζουσα ὁρμή* und als *ἄλογος καὶ παρὰ φύσιν κίνησις ψυχῆς* fest, gibt ihnen aber eine persönliche Auslegung in streng intellektualistischem Sinne. Er geht davon aus, daß im *πάθος* ein schwacher Logos sich in eine passive Haltung gegenüber der Außenwelt verliert, indem er einer auftauchenden Vorstellung zu Unrecht seine Zustimmung gibt. Das Wesen des *πάθος* ist daher für ihn die *ἀσθενὴς συγκατάθεσις*, die *δόξα*, also ein Urteil, eine *κρίσις*, die sich vom theoretischen Urteil nur dadurch unterscheidet, daß nicht ein bloßes 'Versehen' vorliegt, sondern unter dem Zwang einer übermächtigen Wertvorstellung eine völlige Abwendung vom Logos eintritt, die im ganzen Hegemonikon eine 'übermäßige' stürmische Bewegung und damit im Seelenpneuma bestimmte physiologische Wirkungen ('Zusammenkrampfungen', *συστολαί* usw.) hervorruft [2]). Der Affekt stammt also aus der *λογικὴ δύναμις* und ist seinem Wesen nach als ein Akt des Logos, als eine Krankheitserscheinung des Intellekts anzusehen — *κρίσεις εἶναι τὰ πάθη κἀν τῇ λογικῇ δυνάμει τῆς ψυχῆς συνίστασθαι*, wie Galen sicher im Sinne des Poseidonios Chrysipps Ansicht p. 384, 2 formuliert [3]).

1) Galen De Hippocrate et Platone p. 405—7. 458. 460. 501. 505 Mü.

2) *Ποσ.* 610—610. Die *κρίσις* als *συγκατάθεσις* z. B. II 992. Sonst z. B. Diog. Laert. VII 111 *δοκεῖ δ' αὐτοῖς τὰ πάθη κρίσεις εἶναι, καθά φησι Χρύσιππος ἐν τῷ πρώτῳ περὶ παθῶν.*

3) Vgl. Galen p. 405, 5 *Χρύσιππος ἐν τῷ πρώτῳ περὶ παθῶν ἀποδεικνύναι πειρᾶται κρίσεις τινὰς εἶναι τοῦ λογιστικοῦ τὰ πάθη*, vgl. 407, 4 und 354, 1 *εἶναι δὲ οὐδὲν ἄλλο ἢ λόγον τε καὶ κρίσιν αὐτήν*, vgl. 364, 6; 419, 13; 433, 3. 11.

Ausschließlich um diese intellektualistische Auffassung des Affekts, die ihn als Urteil betrachtet und selbständige unvernünftige Triebe im Hegemonikon der Seele nicht anerkennt, geht der Streit; die allgemeinen Definitionen des Affekts bleiben von ihm unberührt.

Bei Galen wird das klare Bild von Chrysipps Affektenlehre allerdings dadurch getrübt, daß bei ihm neben der Tendenz, die intellektualistische Auffassung der Affekte zu widerlegen, noch eine andere einwirkt. Galen steht mitten im Kathederstreit der Schulen, in dem es nicht nur darauf ankommt, die sachliche Wahrheit zu ermitteln, sondern auch den Gegner persönlich niederzuringen. Eine besonders gepflegte Spezialität war dabei der Nachweis, daß der Gegner sich selbst in Widersprüche verwickle [1]). Plutarchs Schrift *Περὶ Στωικῶν ἐναντιωμάτων* läßt erkennen, wie man schon seit vielen Generationen ein besonderes Vergnügen daran fand, gerade dem scharfsinnigen Denker Chrysipp solche Widersprüche nachzuweisen, und wie man zu diesem Zweck ohne ängstliche Gewissenhaftigkeit aus der unübersehbaren Zahl seiner Werke Stellen zusammentrug und sie ohne Rücksicht auf den Zusammenhang konfrontierte. So behauptet auch Galen, Chrysipp habe seinen Intellektualismus keineswegs immer festgehalten, sondern haltlos zwischen der Leugnung und Anerkennung selbständiger unvernünftiger Dynameis in der Seele hinundhergeschwankt. Aber wenn er z. B. am Anfang des vierten Buches erklärt, Chrysipp habe in *π. ψυχῆς* I 'aufs klarste und deutlichste' die Existenz eines selbständigen *ἐπιθυμητικὸν* und *θυμοειδὲς* anerkannt (p. 333, 8), so zeigen die von ihm selbst angeführten Stellen Chrysipps evident, daß er diesen mißdeutet. Chrysipp spricht dort über den Sitz des Hegemonikon und will gegenüber Plato, der seine drei Seelenteile auch verschieden lokalisiert hatte, nachweisen, daß alle drei aus dem einheitlichen Hegemonikon stammen und dieses im Herzen seinen Sitz habe. Nach seiner Gewohnheit beruft er sich dabei auf die Dichter als Vertreter der allgemeinen Anschauung. Aber wenn er dabei beginnt (332, 5 = Fr. II 905): *Ὁ δὲ ποιητὴς . . . διὰ πολλῶν παρίστησιν, ὅτι καὶ τὸ λογιστικὸν καὶ τὸ θυμοειδὲς περὶ τοῦτόν ἐστι τὸν τόπον, συνάπτων εἰς ταὐτὸν καὶ τὸ ἐπιθυμητικόν, καθάπερ καὶ ἔδει ποιῆσαι* [2]), so nimmt er nur Platos Termini auf, um von

1) *Ποσ.* 544 f. 558. Reinhardt S. 263 ff. und dazu Nachr. Gött. Ges. 1921, 167.

2) Vorhergeht: *περὶ γοῦν τῶν διοικουσῶν ἡμᾶς δυνάμεων ἐν τῷ προτέρῳ περὶ τῆς ψυχῆς εἰπών, ὡς ὁ Πλάτων ὑπελάμβανε τὸ μὲν λογιστικὸν ἐν τῇ κεφαλῇ*

dessen Standpunkt aus den Gegenbeweis zu führen, und worauf dieser hinausläuft, sagt Galen selbst vorher 331, 8 *ἔνθα τὰ πάθη συνίσταται, ἐνταῦθα καὶ τὴν διάνοιαν ὑπάρχειν*, und wiederholt das genauer am Anfang des fünften Buches (p. 404, 4 = Fr. II 881): *δείξαντες γάρ, ὡς μὲν αὐτοὶ νομίζουσιν, ἅπαντα τὰ πάθη συνιστάμενα κατὰ τὴν καρδίαν . . ., ἔπειτα προσλαβόντες ὡς, ἔνθα ἂν ᾖ τὰ πάθη τῆς ψυχῆς, ἐνταῦθ' ἐστὶ καὶ τὸ λογιζόμενον αὐτῆς, οὕτως ἤδη περαίνουσιν ἐν τῇ καρδίᾳ τὸ λογιστικὸν ὑπάρχειν* — ein Syllogismus, der natürlich nur schlüssig ist, wenn die *πάθη*, die Plato verschiedenen Seelenschichten zuschreibt, in Wirklichkeit Funktionen des Logistikon sind; „*dixerat enim Chrysippus τὰ πάθη κρίσεις τινὰς εἶναι τοῦ λογιστικοῦ μέρους τῆς ψυχῆς*, wie v. Arnim richtig anmerkt. (Vgl. auch II 839). Von einem Schwanken Chrysipps oder einem Widerspruch kann keine Rede sein. Es ist darum methodisch unzulässig, wenn Philippson S. 152 auf Grund einer nur polemischen Ausdeutung Galens behauptet, Chrysipp habe in der Schrift über die Seele eine *ἐπιθυμητικὴ* und eine *θυμοειδὴς δύναμις* anerkannt, und die aus Chrysipp selbst entnommenen klaren Angaben Galens (und Poseidonios'), Chrysipp habe nur eine *λογικὴ δύναμις* in der Seele angenommen, bezweifelt oder abzuschwächen sucht[1]).

Philippson glaubt allerdings seine Anschauung durch die Interpretation einer anderen Stelle stützen zu können. Plutarch führt in der Schrift *περὶ ἠθικῆς ἀρετῆς* im Anschluß an einen Peripatetiker etwa der Zeit des Andronikos auch den Kampf gegen Chrysipps intellektualistische Psychologie[2]). Auch er setzt voraus, daß die orthodoxe Stoa die Affekte für *κρίσεις* erklärt (bes. p. 447a 449c u. ö.) und daß sie kein *παθητικὸν* neben dem Logos und keinen Kampf selbständiger Dynameis annimmt, und entwickelt dies in cap. 3 aus der uns vertrauten Lehre, daß das Hegemonikon einheitlich sei, aber Wandlungen durchmache, die seine verschiedenen Funktionen erklären. Er sagt dort: *νομίζουσιν οὐκ εἶναι τὸ παθητικὸν καὶ ἄλογον διαφορᾷ τινι καὶ φύσει τοῦ λογικοῦ διακεκριμένον, ἀλλὰ τὸ αὐτὸ τῆς ψυχῆς μέρος, ὃ δὴ καλοῦσι διάνοιαν καὶ ἡγε-*

τετάχθαι, τὸ δὲ θυμοειδὲς ἐν τῇ καρδίᾳ, τὸ δὲ ἐπιθυμητικὸν περὶ τὸν ὀμφαλόν, ἐν τοῖς ἑξῆς αὐτὸς εἰς τὴν καρδίαν πειρᾶται τὰ τρία συνάγειν. Müller und von Arnim verderben merkwürdig den Sinn, indem sie nach *ὑπελάμβανε* ein Komma setzen.

1) Ausdrücklich z. B. p. 501, 12 *ὁ δὲ Χρύσιππος ὥσπερ εἰς μίαν οὐσίαν οὕτω καὶ εἰς δύναμιν μίαν ἄγει καὶ τὸν θυμὸν καὶ τὴν ἐπιθυμίαν*; sonst z. B. p. 447, 8 (vgl. 188[1]).

2) Vgl. Ringeltaube, Quaestiones ad veterum philosophorum de affectibus doctrinam pertinentes, Göttingen 1913 S. 14ff., der selbständig zu einer ganz ähnlichen Beurteilung des Verhältnisses von Chrysipp und Zenon gekommen ist, wie sie sich mir aufgedrängt hatte.

μονικόν, δι' ὅλου τρεπόμενον καὶ μεταβάλλον ἔν τε τοῖς πάθεσι καὶ ταῖς καθ' ἕξιν ἢ διάθεσιν μεταβολαῖς κακίαν τε γίνεσθαι καὶ ἀρετήν, καὶ μηδὲν ἔχειν ἄλογον ἐν ἑαυτῷ, λέγεσθαι δ' ἄλογον, ὅταν τῷ πλεονάζοντι τῆς ὁρμῆς . . πρός τι τῶν ἀτόπων παρὰ τὸν αἱροῦντα λόγον ἐκφέρηται. Während man bisher angenommen hatte, daß Plutarch von den Wandlungen des Logos spreche, legt Philippson 153 die Worte dahin aus, es handle sich um Wandlungen des Hegemonikon, und dieses sei für die Stoa eine Art neutrales Organ, das sich ebenso wie in den Logos auch in das Alogon wandeln könne. Das ist schon aus allgemeinen Gründen schwer glaublich, weil es schlecht zu dem Grundgedanken der stoischen Ethik stimmt, nach der die Menschen als *λογικὰ ζῷα* auf einer Stufe mit den Göttern stehen und scharf von den Aloga zu scheiden sind. Die Erklärung scheitert aber auch an Plutarchs eigenen Worten, der nicht bloß sagt *καὶ μηδὲν ἔχειν ἄλογον ἐν ἑαυτῷ*, sondern auch sofort fortfährt *καὶ γὰρ τὸ πάθος εἶναι λόγον πονηρὸν καὶ ἀκόλαστον* und dies 446f ganz präzis dahin erläutert: *οὐχ ἕτερον εἶναι τοῦ λόγου τὸ πάθος οὐδὲ δυεῖν διαφορὰν καὶ στάσιν, ἀλλ' ἑνὸς λόγου τροπὴν ἐπ' ἀμφότερα.* Und in den vorher ausgeschriebenen Worten selbst lesen wir: *τὸ αὐτὸ τῆς ψυχῆς μέρος, ὃ δὴ καλοῦσι διάνοιαν καὶ ἡγεμονικόν.* Gerade diese Gleichsetzung mit der *διάνοια*, die über den einheitlich rationalen Charakter des *ἡγεμονικὸν* keinen Zweifel läßt, ist die offizielle Lehre, die uns in den Berichten über die orthodoxstoische Lehre immer wieder begegnet[1]). Chrysipp selbst nennt II 886. 887 Furcht, Zorn und Schmerz ohne weiteres *κατὰ τὴν διάνοιαν πάθη γιγνόμενα.*

Mehr als solche Einzelheiten lehrt aber die Polemik des Poseidonios. Poseidonios kennt kein Schwanken Chrysipps in seiner Psychologie. Auch er deckt Widersprüche auf, aber das sind die Widersprüche zu den Tatbeständen des Lebens, in die Chrysipp mit seinem Doktrinarismus gerät. Im Gegensatz zu Galen sucht Poseidonios Chrysipps Gedankengänge wirklich von innen her zu verstehen und folgt ihm geduldig auf allen seinen Pfaden. Aber das Ergebnis ist immer, daß mit den empirischen Tatsachen, die

1) Vgl. Galen p. 235, 13 *τὸ λογιζόμενον τῆς ψυχῆς, ὃ δὴ καὶ ἡγεμονικόν τε καὶ διάνοιαν . . αὐτὸς ὁ Χρύσιππος ὀνομάζει*, vgl. 220, 2 u. ö. Diogenes Laertius nennt bei der Aufzählung der acht stoischen Seelenteile statt des Hegemonikon VII 157 *τὸ λογιστικόν*, 110 *τὸ διανοητικόν, ὅπερ ἐστὶν αὐτὴ ἡ διάνοια.* Sextus gebraucht unterschiedslos *ἡγεμονικὸν* und *διάνοια* VII 232, vgl. 229. 231 u. ö. Alexander Aphrod. spricht von dem *λογιστικὸν μόριον τῆς ψυχῆς, ὃ καὶ ἰδίως ἡγεμονικὸν καλεῖται* (Fr. II 839). Ps. Plutarch (Fr. II 836): *τὸ ἡγεμονικόν, τὸ ποιοῦν τὰς φαντασίας καὶ συγκαταθέσεις καὶ αἰσθήσεις καὶ ὁρμάς· καὶ τοῦτο λογισμὸν καλοῦσιν.* Aber auch Epiktet II 16, 45 *ἔκβαλε ἐκ τῆς διανοίας λύπην,*

Chrysipp selbst anerkennt, aber auch mit den allgemein stoischen Definitionen der Affekte, die er festhält, die Auffassung des πάθος als κρίσις nicht in Einklang zu bringen ist. Weder ein 'überschießender Trieb' noch eine unvernünftige Bewegung der Seele, in der sie sich vom Logos abwendet, sei denkbar, wenn der Trieb ein Urteil sei und es außer dem Intellekt keine selbständige Kraft in der Seele gebe. Besonders legt Poseidonios seinen Finger auf die wunde Stelle in Chrysipps System, die dieser selbst zugegeben hatte. Chrysipp erkannte an, daß die Zeit eine lindernde Wirkung auf den Affekt ausübt, obwohl das Urteil, das sein Wesen bilden soll, unverändert bleibt, und nahm seine Zuflucht zu der Möglichkeit, daß zunächst der durch das Urteil ausgelöste Trieb oder die physiologischen Begleiterscheinungen sich zurückbilden und allmählich so der Logos, von dem die Seele sich im Affekturteil abgewendet hat, wieder 'einschlüpfen' kann. Damit gesteht Chrysipp, wie Poseidonios mit Fug entnimmt, selbst die Unzulänglichkeit seiner intellektualistischen Theorie ein [1]).

Auf die Einzelheiten von Poseidonios' Kritik brauchen wir hier nicht einzugehen. Wesentlich ist für uns nur, daß Poseidonios nur eine Lehre Chrysipps kennt: Die Affekte sind κρίσεις, die sich vom theoretischen Urteil nur dadurch unterscheiden, daß der Intellekt sich bewußt selbst ausschaltet, und daß dadurch eine stürmische 'unvernünftige' Bewegung in der Seele bewirkt wird.

Liest man Poseidonios' eingehende Polemik, so fragt man sich unwillkürlich, warum Chrysipp Formulierungen gewählt hat, die seinen Gegnern solche Angriffsflächen boten. Er hat die einzelnen Affekte streng im Sinne seiner intellektualistischen Auffassung definiert, z. B. die λύπη als δόξα πρόσφατος κακοῦ παρουσίας, ἐφ' ᾧ οἴονται δεῖν συστέλλεσθαι (III 391. 393). Warum ist er dann nicht bei den allgemeinen Definitionen ähnlich vorgegangen, sondern hat hier von dem 'überschießenden Triebe' gesprochen, obwohl er sich doch sagen mußte, daß bei diesem 'Übermaß', wie Poseidonios ausführt, jeder an zwei verschiedene Faktoren denkt, von denen der eine die Grenze zieht, der andere sie überschreitet? Wenn er den Affekt für eine krankhafte Wandlung des Logos hielt, warum hat er sich dann nicht begnügt, ihn als ἡμαρτημένη κρίσις oder λόγος πονηρός (vgl. Fr. III 459 u. ö.) zu charakterisieren, sondern ihn ausdrücklich eine ἄλογος κίνησις genannt? Er gibt sich Mühe, zu zeigen, daß das α privativum nicht immer eine Privation bedeute, sondern auch eine Deteriorierung ausdrücken

1) Ποσ. p. 617 (Galen p. 394) Über diese schwierige Stelle zuletzt Nachr. Gött. Ges. 1921 S. 179[3].

könne, und gewiß gab ihm dazu die griechische Sprache ein Recht [1]). Aber warum wählte der Vertreter des schroffsten Intellektualismus diesen Terminus, der zweifellos nach der ganzen bisherigen Entwicklung der Philosophie von jedem Unbefangenen nur als privativ, als Anerkennung selbständiger irrationaler Triebe gedeutet werden konnte? Und wenn er dieses ἄλογος als ἀπεστραμμένη τὸν λόγον erläutert, so lag wirklich nicht nur für Poseidonios die Frage nahe, wie man sich einen Logos vorstellen solle, der sich ohne den Einfluß einer anderen seelischen Kraft von sich abwende. Chrysipp hat alle Mittel seiner Dialektik aufgeboten, um diese Einwände abzubiegen. Aber warum hat er sich selbst diese Schwierigkeiten geschaffen?

Auch Philippson empfindet hier ein Problem (S. 164) und erklärt den Widerspruch, in den Chrysipp hier gerät, aus seinem 'rationalistischen Starrsinn'. Aber dieser Starrsinn würde Chrysipp wohl eher dazu geführt haben, alle Formulierungen zu vermeiden, die irgendwie die Auffassung des πάθος als κρίσις gefährden konnten. Wir müssen also eine andere Erklärung suchen, und die ergibt sich von selbst. Die Definitionen des πάθος als πλεονάζουσα ὁρμή und als ἄλογος καὶ παρὰ φύσιν κίνησις ψυχῆς sind ja nicht von Chrysipp erfunden; sie stammen von Zenon und sind für Chrysipp ein Schuldogma, das er um jeden Preis äußerlich festhalten will, auch wenn er selbst es von seinem Standpunkt aus in neuem Sinne 'auslegen' muß. Wir haben bei der φαντασία gesehen, wie Chrysipp die zenonische Erklärung als τύπωσις formell festhält, ihr aber durch die Umdeutung als ἑτεροίωσις einen ganz neuen Sinn unterlegt. So fühlt er sich auch in der Affektenlehre an die zenonischen Definitionen gebunden, muß sie aber im eigenen Sinne ausdeuten. Diese Zwangslage führt ihn zu den Widersprüchen, die schon Poseidonios aufgedeckt hat.

Dann ist aber die unabweisbare Folgerung, daß Zenon die Definitionen des πάθος anders gemeint hat als Chrysipp, daß er den Affekt noch nicht in dem streng intellektualistischen Sinne aufgefaßt hat, in dem Chrysipp seine Bestimmungen auslegt.

Schon Poseidonios hat die Sachlage so beurteilt. Er scheidet scharf zwischen den zenonischen Definitionen und ihrer Auslegung durch Chrysipp, und das Ziel seiner Polemik ist der Nachweis, daß er als Stoiker durchaus keine Ketzerei begehe, wenn er Chrysipps Intellektualismus verwerfe, daß er vielmehr der Lehre des Schulgründers näher stehe als Chrysipp selbst. Den Beweis für diese These vermochte er freilich nicht unmittelbar zu führen.

1) Galen p. 354 ff. und dazu Störmberg, Theophrastea, Göteborg 1937 S. 149.

Galen sagt von ihm (p. 362, 9): *πειρᾶται μὴ μόνον ἑαυτὸν τοῖς Πλατωνικοῖς, ἀλλὰ καὶ τὸν Κιττιέα Ζήνωνα προσάγειν*, und verzichtet p. 458 — gewiß nicht gern — darauf, Poseidonios' ausführliche Besprechung der zenonischen Affektenlehre wiederzugeben. Der Grund war offenbar der, daß Poseidonios Zenons Buch über die Affekte nicht mehr auftreiben konnte[1]) und sich an Chrysipps großes Werk halten mußte. Aber da hatte dieser wenigstens in einem Punkte seine Abweichung von der Lehre des Schulgründers offen ausgesprochen. Er erörterte nämlich die Frage, ob die Affekte mit den Urteilen selbst zu identifizieren seien oder Folgeerscheinungen von diesen darstellten, und entschied sich dahin (p. 336, 2 = Fr. III 461), *ὡς ἄμεινον εἴη κρίσεις ὑπολαμβάνειν αὐτὰ καὶ οὐκ ἐπιγινόμενά τινα ταῖς κρίσεσιν*. Die zweite Ansicht, die er hier in höflicher Form ablehnt[2]), ist eben die Lehre Zenons, und aus Chrysipp schöpft Poseidonios, wenn er erklärt (Galen p. 405, 7; 348, 9; 458, 15 = Fr. I 209): *Ζήνων δὲ οὐ τὰς κρίσεις αὐτάς, ἀλλὰ τὰς ἐπιγινομένας αὐταῖς συστολὰς καὶ διαχύσεις . . . ἐνόμιζεν εἶναι τὰ πάθη*. Bei den Ausdrücken wie *συστολή* müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß sie nicht etwa wie unsre 'exaltativen' und 'depressiven' Zustände bildlich zu fassen sind, sondern für die Stoa den Affekt nach seiner physiologischen Erscheinung, als Veränderung im körperlich gedachten Seelenpneuma bezeichnen.

In der Anerkennung dieser physiologischen Veränderungen war Chrysipp mit Zenon ganz einig (z. B. III 466), dachte sie aber unmittelbar, auch zeitlich mit den *κρίσεις* verbunden, während Zenon sie als Folgeerscheinungen abgesondert hatte. Da Chrysipp ausdrücklich erklärte, Zenon habe in ihnen das Wesen des *πάθος* gefunden, das er als *πλεονάζουσα ὁρμή* definierte, so kann auch dieser

1) Wenn es ein solches gegeben hat. Diogenes Laertios führt allerdings im Verzeichnis ein Buch Zenons *περὶ παθῶν* an (VII 4) und zitiert es sogar (110); aber Bedenken erregt, daß Poseidonios ausdrücklich sagt: *ὁ γοῦν ὅρος οὗτος . . ὥσπερ οὖν καὶ ἄλλοι πολλοὶ τῶν παθῶν ὑπό τε Ζήνωνος εἰρημένοι καὶ πρὸς τοῦ Χρυσίππου γεγραμμένοι* (Galen 391, 5). Er scheint also eher angenommen zu haben, daß Zenon seine Affektenlehre nur in Vorlesungen vorgetragen habe.

2) Daß es sich um eine Ablehnung handelt, kann nach den andren Angaben Galens nicht zweifelhaft sein (unrichtig Philippson 154). *ἄμεινον* gehört zu den Höflichkeitsformeln, über die Lammermann, Von der attischen Urbanität und ihrer Auswirkung in der Sprache, Göttingen 1935, und Frank, Vorsicht und Behutsamkeit gegenüber Mensch und Gott in der Sprache Platos, Würzburg 1937 gehandelt haben. Von da aus versteht man auch das *βελτιοῦσιν* bei Galen 449, 5, das Reinhardt falsch in *βλέπουσιν* ändern wollte. Ähnlich wird *μᾶλλον — ἤ* gewählt, wo in Wirklichkeit ein 'nicht — sondern' gemeint ist, z. B. Galen 362, 12 und besonders oft bei Thukydides, z. B. II 41, 2.

überschießende Trieb bei ihm erst im Anschluß an das Urteil aufgetreten sein. Wenn Chrysipp demgegenüber ausdrücklich die eigene Auffassung begründete, daß das Wesen des Affekts in das Urteil selbst zu verlegen sei, so kann das für ihn keine bedeutungslose Divergenz gewesen sein. Wir werden es auch nicht als Zufall ansehen, daß wie bei der Auffassung der Katalepsis Zenon zwei verschiedene seelische Kräfte wirksam sah, während Chrysipp diese im Dienste seines Intellektualismus auf dieselbe Funktion des einheitlichen Logos zu reduzieren suchte.

Zenons Psychologie fand Poseidonios auch bei Kleanthes wieder, und hier glaubte er sogar den unmittelbaren Beweis führen zu können, daß dieser selbständige Triebe in der Seele angenommen habe, die mit dem Logos in Kampf liegen könnten. Er war hier noch in der Lage, Kleanthes' eigene Worte vorzulegen (Galen p. 456 = Fr. I 570):

Τί ποτ' ἔσθ' ὃ βούλει, Θυμέ; τοῦτό μοι φράσον.
— *Ἐγώ, Λογισμέ; πᾶν ὃ βούλομαι ποιεῖν.*
— *Ναί, βασιλικόν γε· πλὴν ὅμως εἶπον πάλιν.*
— *Ὧν ἂν ἐπιθυμῶ, ταῦθ' ὅπως γενήσεται*[1]).

Galen fügt hinzu: *ταυτὶ τὰ ἀμοιβαῖα Κλεάνθους φησὶν εἶναι Ποσειδώνιος ἐναργῶς ἐνδεικνύμενα τὴν περὶ τοῦ παθητικοῦ τῆς ψυχῆς γνώμην αὐτοῦ, εἴ γε δὴ πεποίηκε τὸν λογισμὸν τῷ θυμῷ διαλεγόμενον ὡς ἕτερον ἑτέρῳ*. Die Modernen wissen das besser und tun die Verse als poetische Floskel ab. Aber Poseidonios hat doch wohl die Verse noch im Zusammenhange gelesen, und soviel können auch wir noch sehen, daß Kleanthes seine Worte sorgfältig im Einklang mit dem Schuldogma wählt. Wenn er den Thymos sagen läßt: *ὧν ἂν ἐπιθυμῶ*, so will er doch daran erinnern, daß dieser nach stoischer Lehre eine Abart der Epithymia ist. Wir haben also keinen Anlaß zum Zweifel, daß die Worte im Sinne des Poseidonios aufzufassen sind. Wie gewissenhaft dieser vorgegangen ist, können wir daraus sehen, daß er durchaus nicht etwa versucht hat, seine eigene Lehre mit der des Zenon und Kleanthes zur Deckung zu bringen. Ausdrücklich erklärt er vielmehr, daß er auch Zenons Ansicht nicht völlig teile, und ganz gewiß hat er

1) Das im dritten Verse bei Galen fehlende *ναὶ* bietet Gregorios Palamas p. 2 J. vgl. Brinkmann, Rh. Mus. LXXII 639. Ob der Erzbischof aus einer verlorenen Galenhandschrift schöpft, ist nicht sicher. Er zitiert p. 8 die Verse aus Euripides' Medea, die auch Galen p. 273 und 382 anführt, aber auf p. 16 auch Euripides fr. 841, das Galen nicht hat, während es zusammen mit den Medeaversen Albinos c. 24 bietet, der gleichfalls die Verschiedenheit von *λόγος* und *παθητικὸν* erweisen will.

auch nicht etwa, wie Galen behauptet[1]), bei Kleanthes die platonische Dreiteilung wiedergefunden. Nur das stellt er fest, daß die ersten Schulhäupter nicht etwa wie Chrysipp die Affekte für Urteile erklärten, sondern sie als ἄλογοι κινήσεις im eigentlichen Sinne, als irrationale Regungen, die nicht aus der λογικὴ δύναμις stammen, angesehen haben.

Poseidonios des Irrtums zu zeihen, wäre schon deshalb mißlich, weil er Chrysipps Erklärungen über seine Abweichung von Zenon noch im Wortlaut vor sich hatte. Die Richtigkeit seiner Auffassung können wir aber sogar auch positiv bekräftigen. Wenn Chrysipp den Affekt für einen krankhaften Logos erklärte, so basiert das, wie Plutarch virt. mor. 3 ausdrücklich sagt, auf seiner allgemeinen Theorie, daß die einzelnen seelischen Funktionen Wandlungen des Logos sind, also, wie wir hinzufügen dürfen, für ihn unter die Kategorie des ἡγεμονικὸν πὼς ἔχον fallen. Diese Theorie hat aber, wie wir sahen, erst Chrysipp im Interesse seiner monistischen Psychologie in die Stoa eingeführt. Dem scheint nun allerdings gerade Plutarch zu widersprechen, der die Lehre nicht auf Chrysipp beschränkt, sondern sie ‘all den vorher genannten Philosophen’, zu denen auch Zenon gehört, zuschreibt. Aber wenn Plutarch vorher in cap. 2 berichtet, daß Menedemos (!), Ariston, Zenon und Chrysipp in der Frage nach der Zahl der Tugenden voneinander abwichen, so hat das mit dem Thema des Folgenden, dem Nachweis, daß die ethische Tugend im rechten Verhältnis des Trieblebens zum Logos besteht, recht wenig zu tun. Das Kapitel ist letzlich andrer Herkunft als das Folgende[2]). Erst mit cap. 3 beginnt die eigentliche Erörterung, und hier liegt offenbar einer der Fälle vor, die wir gleich am Anfang besprochen haben. Der Peripatetiker, dem Plutarch folgt, will die orthodox-stoische Lehre widerlegen, hat aber nicht wie Poseidonios Anlaß, sich um Divergenzen innerhalb der Stoa zu kümmern, und setzt darum ohne weiteres die ‘stoische’ Lehre auch bei dem Gründer der Schule voraus. Noch klarer liegt die Sache, wenn Themistios (Fr. I 208) berichtet, οἱ ἀπὸ Ζήνωνος hätten die πάθη für λόγου κρίσεις ἡμαρ-

1) Außer p. 456. 458 besonders 653. v. Arnim durfte diese Stelle nicht ohne ausdrückliche Kritik als Fragment des Kleanthes (571) bringen.

2) Cap. 2 ist eine doxographische Zusammenstellung, die, wie schon Dyroff, Die Ethik der alten Stoa, Berlin 1897 S. 15 gesehen hat, letztlich auf Chrysipp selbst (wohl auf Περὶ τοῦ ποιὰς εἶναι τὰς ἀρετάς) zurückgeht. Auch hier suchte Chrysipp seine Übereinstimmung mit Zenon zu retten, indem er diesen gegen die Annahme, er habe die Tugend streng einheitlich aufgefaßt, verteidigte (vgl. p. 128, 24 ἔοικε und 129, 1 ἀπολογούμενοι, sowie Plutarch Stoic. rep. 7).

τημένας erklärt. Denn hier wissen wir eben, daß dies auf Zenon nicht zutrifft, und es widerspräche allen Grundsätzen der philologischen recensio, wollten wir der summarischen Notiz des Spätlings vor Poseidonios' präziser Angabe, die sich auf Chrysipps eigene Worte stützt, den Vorzug geben[1]).

Es bleibt also dabei: Erst Chrysipp hat die Theorie von den Wandlungen des Hegemonikon aufgestellt, erst er konnte die Affekte als λόγος πονηρὸς und als ἡμαρτημένη κρίσις auffassen. Bei der Lehre vom Kriterium diente Chrysipp seine neue Theorie dazu, das Nebeneinander zweier selbständiger psychischer Faktoren, das Zenon angenommen hatte, als Akte derselben einheitlichen Seelenkraft zu deuten. Dasselbe dürfen wir für die Affektenlehre voraussetzen. Wenn Zenon die Affekte als πλεονάζουσα ὁρμὴ und als ἄλογος καὶ παρὰ φύσιν κίνησις ψυχῆς definierte, so hat er sie anders als Chrysipp aufgefaßt, hat in ihnen etwas vom Urteil des Logos Verschiedenes gesehen. Sie waren für ihn Folgeerscheinungen der Urteile, entwickelten sich aber nicht aus der λογικὴ δύναμις selbst — ganz wie es Poseidonios behauptet.

Für die genauere Kenntnis der zenonischen Affektenlehre stehen uns außer seinen Definitionen nur wenige Angaben zur Verfügung. Immerhin können wir auf Grund des bisher Ermittelten versuchen, uns ein Bild von seiner Anschauung zu machen.

Die Funktion, durch die der Mensch mit der Außenwelt in Verbindung tritt, ist die φαντασία. Taucht diese auf, so tritt auch der Logos in Tätigkeit, indem er seine Zustimmung gibt oder verweigert (Cicero Ac I 41). Unter den φαντασίαι sind nun auch solche, die nicht nur das Objekt zum Bewußtsein bringen, sondern auch die Vorstellung eines Gutes oder Übels enthalten und dadurch in der Seele eine Bewegung in der Richtung auf dieses Objekt, einen Trieb, erregen[2]). Diese Triebe treten bei allen Lebewesen unter dem Einfluß einer ‘triebkräftigen’ Vorstellung auf[3]). Während aber beim Tiere der Trieb ausschließlich und zwangsläufig durch die Vorstellung bestimmt wird, tritt beim Menschen der Logos als Bildner (τεχνίτης) der ὁρμὴ hinzu (DL. VII 86). Lehnt nämlich der Logos die Vorstellung ab, so verliert diese damit ihre Wirkungskraft. Nur wenn er zustimmt, kann sich der Trieb entwickeln[4]). Ist nun der Logos gesund und stark, wird er nur einer

1) Unrichtig Philippson S. 154.

2) III 169 ὁρμή = φορὰ ψυχῆς ἐπί τι.

3) III 169 φαντασία ὁρμητική. Vgl. II 979.

4) Selbst bei den Tieren entwickelt sich nach II 980. 981. 991 der Trieb erst, wenn die Vorstellung durch eine συγκατάθεσις, die aber nicht λογικὴ ist, als giltig

kataleptischen Vorstellung zustimmen, und der Trieb wird sich in den Grenzen halten, die ihm der Logos weist. Gibt aber der Logos nur aus Mangel an Widerstandskraft einer Vorstellung nach, so entwickelt sich im Anschluß an diese *ἀσθενὴς συγκατάθεσις* ein Trieb, der die naturgemäßen, vom (gesunden) Logos gesetzten Grenzen überschreitet. Dieser Trieb ist ein *πάθος*, da sich die Seele hier passiv gegenüber den von außen andrängenden Vorstellungen verhält; er ist eine stürmische Bewegung des Hegemonikon, *πτοία* (I 206), die sich physiologisch in Veränderungen des Seelenpneumas äußert. Diese *συστολαὶ* usw. entwickeln sich im Anschluß an die schwache Zustimmung, die Doxa, sind aber nicht etwa im Urteil selbst schon gegeben. Sie sind *τῆς ἀλόγου δυνάμεως παθήματα ταῖς δόξαις ἐπιγινόμενα* (Galen 337, 14). Aber auch schon der Trieb selbst ist eine vom Logos verschiedene Funktion des Hegemonikon und ebenso wie die *φαντασία* Äußerung einer andren Seelenkraft.

Dem scheint freilich entgegenzustehen, daß Zenon selbst die *λύπη* als *δόξα πρόσφατος τοῦ κακὸν αὐτῷ παρεῖναι* definiert hat. Aber Poseidonios, der diese Definition zitiert (bei Galen 391, 8), hat in ihr jedenfalls keine Gegeninstanz gegen seine eigene Auffassung der zenonischen Lehre gesehen [1]). Schon Plato hat sich in den Gesetzen (644 b) nicht gescheut, *φόβος* und *θάρσος* als *δόξαι μελλόντων* zu bezeichnen, obwohl er sie als vom Logos verschiedene Triebe ansah, und Zenon brauchte ein Mißverständnis darum nicht zu befürchten, weil er in den allgemeinen Definitionen des Affektes seine Meinung unzweideutig ausgesprochen hatte. Den Affekt als solchen definiert er nie als Doxa; nur bei den einzelnen *πάθη* wählt er, statt immer wieder vom 'überschießenden Triebe auf Grund einer Doxa' zu sprechen, den abgekürzten Ausdruck. Darin kommt freilich zu Tage, was das zentrale Motiv seiner Psychologie ist. Denn wenn er auch die Triebe aus einer besonderen, vom Logos getrennten Kraft der Seele herleitete, so stand ihm doch fest, daß dieser die Entscheidung in allen seelischen Aktionen habe. Der Mensch mußte die Fähigkeit haben, wie die Doxai so auch die aus

anerkannt ist. In einem Abschnitt, der an Zenon gemahnt (vgl. S. 186 [2]), sagt Alexander Aphrod. deshalb p. 72, 15 *ἔστιν ἐφεξῆς ταῦτα ἐν τῷ ζῴῳ τὴν τάξιν ἔχοντα· αἴσθησις φαντασία συγκατάθεσις ὁρμὴ πρᾶξις.* Nach Seneca ep. 113, 18 (= Fr. III 169) könnte es allerdings scheinen, daß unmittelbar auf die Vorstellung die *ὁρμὴ* folgt und dann erst die *συγκατάθεσις* regulierend eingreift; doch denkt Seneca mehr an die folgende Handlung, die auf den bewußt gewordenen Trieb folgt *(cum adprobavi hanc opinionem meam)*, und Chrysipp bestritt energisch, daß es ein *ὁρμᾶν ἀσυγκαταθέτως* gebe (III 177).

1) Er benützte sogar das Merkmal *πρόσφατος* zum entscheidenden Angriff auf Chrysipp.

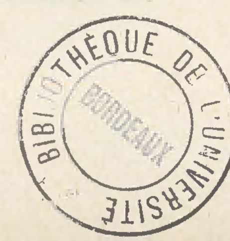
ihnen erwachsenden Affekte zu unterdrücken und sich die Unabhängigkeit von der Außenwelt zu sichern. Deshalb erkannte er den selbständigen Ursprung des Triebes an, machte seine Entwicklung aber von der Synkatathesis des Logos abhängig.

Den Weg, den Zenon beschritten hatte, ist Chrysipp rücksichtslos zu Ende gegangen. Aus einer herrschenden Kraft machte er den Logos zum Wesen des Hegemonikon. Wie die Zustimmung, erklärte er auch die Vorstellung und den Trieb als Bestimmtheiten und 'Wandlungen' des einen Hegemonikon, das für ihn mit dem Logos und der Dianoia identisch ist. Die *ὁρμὴ* wurde deshalb für ihn aus einer *φορὰ τῆς ψυχῆς* zu einer *φορὰ τῆς διανοίας* (III 169. 377) und konnte geradezu als *συγκατάθεσις* bezeichnet werden (III 171). Die Affekte aber galten ihm nicht mehr als Folgeerscheinungen der Urteile, sie wurden in das Urteil selbst hineinverlegt, die *συστολὴ* als physiologische Seite der *κρίσις* angesehen. Und er stand selbst so im Banne seiner Dialektik, daß es ihm nicht schwer wurde, den 'überschießenden Trieb' in ein 'überschießendes Urteil' umzudeuten und seine Theorie von den Wandlungen des Hegemonikon soweit auszudehnen, daß der Logos sich in einer *ἄλογος κίνησις* von sich selbst abwenden könne. —

„Wer verkennt, daß die Affekte in einem vom Logos gesonderten Triebleben wurzeln, kann auch in der Frage der *ὁμολογία* und *εὐδαιμονία* nicht richtig urteilen" schließt Poseidonios seine Kritik an Chrysipps Affektenlehre ab (Galen p. 448, 15 ff.). Das führt uns zu den Divergenzen, die auf diesem Gebiete zwischen den Schulhäuptern überliefert sind. Diesmal ist allerdings auch Kleanthes schon von Zenon abgewichen. Stobaios berichtet darüber II S. 75: *Τὸ δὲ τέλος ὁ μὲν Ζήνων οὕτως ἀπέδωκε· 'τὸ ὁμολογουμένως ζῆν' .... οἱ δὲ μετὰ τοῦτον προσδιαρθροῦντες οὕτως ἐξέφερον 'ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν' ... Κλεάνθης γὰρ πρῶτος διαδεξάμενος αὐτοῦ τὴν αἵρεσιν προσέθηκε 'τῇ φύσει' κτλ.* Dieser präzisen Angabe widerspricht freilich eine andere Stelle, sodaß wir zunächst auf diese eingehen müssen [1]).

Diogenes Laertius beginnt seine Darstellung der stoischen Ethik mit einer Darlegung, die im Gegensatz zu den folgenden rein doxographischen Abschnitten einen geschlossenen Gedankengang durchschimmern läßt (VII 85—89): Der erste Trieb des Lebewesens richtet sich nicht auf die Lust, sondern auf die Erhaltung des eigenen Wesens. Das entspricht einem Naturgesetz, das schon

1) Zum Folgenden vgl. Hirzel, Unters. II 105 ff., der Diogenes VII 85—88 im wesentlichen schon richtig beurteilt und nur die Zugehörigkeit von § 89 zum Vorigen verkannt hat.



für die Pflanzen gilt. Denn damit vollziehen die mit ὁρμή und αἴσθησις begabten Tiere nur bewußt, was die Physis in den Pflanzen von sich aus bewirkt. Für die Tiere ist darum das naturgemäße Leben das Leben nach dem Triebe. Bei den Menschen ist es τὸ κατὰ λόγον ζῆν· τεχνίτης γὰρ οὗτος ἐπιγίνεται τῆς ὁρμῆς. Als Abschluß dieser Gedankenreihe erwarten wir, daß das Leben nach dem Logos für den Menschen eben die Erhaltung seines Wesens bringt und sein naturgewiesenes Ziel ist. Statt dessen nimmt in 87 der Gedanke mit dem Satze διόπερ πρῶτος ὁ Ζήνων ἐν τῷ περὶ ἀνθρώπου φύσεως τέλος εἶπε τὸ ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν eine andere Wendung. War bisher gezeigt, daß die Natur selbst den Menschen auf ein bestimmtes Leben hinführt, so wird ihm jetzt ein Ziel als eigene Aufgabe gesteckt, und die Natur wird aus der Kraft, die sein Wesen konstituiert, zu der normierenden Macht, an die er Anschluß suchen muß, um von sich aus den Weg zu finden. Beides läßt sich natürlich — darüber später — vereinigen; jedenfalls enthält aber der Satz nicht, wie wir nach διόπερ erwarten, die Folgerung, die sich unmittelbar aus dem Vorangehenden ergibt. Dabei macht sich der Gesichtspunkt, unter dem vorher der Naturbegriff erschien, sofort wieder geltend, wenn die Zielformel so erläutert wird: ὅπερ ἐστὶ κατ' ἀρετὴν ζῆν· ἄγει γὰρ πρὸς ταύτην ἡμᾶς ἡ φύσις. Neu ist hier der Begriff der ἀρετή, auf die die Natur ebenso hinführt wie nach § 86 auf das Leben nach dem Logos. Wir stellen leicht die innere Verbindung durch den Zwischengedanken her, daß das Leben κατ' ἀρετὴν eben der Inhalt des Lebens nach dem Logos ist. Aber ausgesprochen wird das nicht, — auch dies ein Zeichen, daß der zugrundeliegende Gedanke eine neue Wendung nimmt. Er wird abgebogen, um zum ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν überzuleiten. Diese Telosformel wird sofort ausführlich erläutert. Aber in § 89 verschwindet das τῇ φύσει plötzlich; wir kehren zum Begriff der ἀρετὴ zurück und lesen dann von einem ὁμολογουμένως ζῆν in anderer Bedeutung: τήν τ' ἀρετὴν διάθεσιν εἶναι ὁμολογουμένην ... ἐν αὐτῇ τ' εἶναι τὴν εὐδαιμονίαν, ἅτ' οὔσῃ ψυχῇ πεποιημένῃ πρὸς τὴν ὁμολογίαν παντὸς τοῦ βίου. Das ist doch die geradlinige Fortsetzung des Gedankens von 85. 86: „Der Mensch ist von Natur auf das Leben nach dem Logos angelegt; auf diesem beruht seine ἀρετή, die eine διάθεσις ὁμολογουμένη, eine Haltung im Einklang mit dem Logos ist, und in dieser ὁμολογία τοῦ βίου ist die Eudämonie beschlossen, zu der seine Seele geschaffen ist". Für diese Gedankenreihe liegt die Homologie im Menschen selbst. Mit ihr verbindet sich an der von uns festgestellten Bruchstelle eine andere, die eine Homologie mit

der Natur als Ziel weist. Woher diese zweite Gedankenreihe stammt, kann nicht zweifelhaft sein. Zweimal (85 und 89) wird Chrysipp π. τελῶν I zitiert, und in 87 wird die Auslegung der Telosformel so gegeben, wie sie Chrysipp ganz persönlich im Hinblick auf die Lehre seiner beiden Vorgänger entwickelt hat [1]). Andrerseits können wir die ὁμολογία der ersten Reihe unmöglich von Zenons ὁμολογουμένως ζῆν trennen [2]). So ergibt sich der Schluß: Chrysipp hat selbst den Gedankengang wiedergegeben, durch den Zenon als das naturgemäße Ziel des Menschen das ὁμολογουμένως ζῆν erwies, hat ihn aber dadurch abgebogen, daß er zu zeigen suchte, mit dieser Formel sei dem Sinne nach ein ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν gemeint [3]). Am besten erkennen wir Chrysipps Vor-

1) Hirzel S. 107 ff.

2) Die ὁμολογία als Telos St. Fr. III 3. 188.

3) Gegen Dirlmeier, Die Oikeiosis-Lehre Theophrasts, Philologus XXX 1 S. 48 ist damit gesichert, daß schon Zenon das Ziel des Menschen aus seinem ersten Triebe und aus der Oikeiosis abgeleitet hat. Aber auch Dirlmeiers scharfsinniger Versuch, als Begründer der Oikeiosislehre Theophrast zu erweisen, ist mißlungen. Dirlmeier stützt sich besonders auf Cicero *de finibus*, hat es aber leider versäumt, sich durch eine Gesamtanalyse die feste Grundlage zu schaffen. Gewiß lesen wir V 12 *Theophrastum tamen adhibeamus ad pleraque*; aber daß Cicero hier nicht Antiochos folgt, ergibt sich schon aus der engen Verbindung mit der Notiz über die Nikomachische Ethik, die auf die Controversen anspielt, die durch die Auffindung der Theophrastbibliothek hervorgerufen wurden. Vor allem haben aber diese Worte den Zweck, den Abschnitt 75 ff. vorzubereiten, in dem Cicero zuerst scharf den Unterschied zwischen der theophrastischen Richtung, der *delicatior ratio* (12) des Staseas und der strengeren Lehre des Antiochos herausstellt und dann Theophrast gegen den 'inkonsequenten' Antiochos ausspielt. Erst Cicero hat also Theophrast herangezogen, und das gilt auch von dem (übrigens in seiner Stellung ja nicht sicher überlieferten) Zitat in 86, da Cicero selbst am Anfang von 90 das ganze 29. Kapitel als Einlage kennzeichnet. Antiochos selbst nimmt in der auf ihn zurückgehenden Darlegung mit keinem Worte auf Theophrast Bezug. Unrichtig ist es auch, wenn Dirlmeier von einer 'Doxographie' spricht und S. 75 schreibt, daß „Antiochos zuverlässig berichtet hat". Cicero läßt in § 8 und 14 keinen Zweifel, daß Antiochos nicht berichtet sondern seine eigne Lehre entwickelt hat, und daß er dabei im Gegensatz zu Theophrasts laxer Richtung auf Aristoteles und Polemon zurückgehen wollte (75. 14 a E). Noch schärfer tritt dieser Gegensatz zu Theophrast Ac. I 33 hervor, wo Antiochos ebenso wie F. IV 14. 15 einen wirklichen philosophiegeschichtlichen 'Bericht' gibt. Beide Male spricht er ganz unzweideutig aus, daß die Ethik, die er selbst vertritt, die Herleitung des menschlichen Telos aus der ersten Oikeiosis, im wesentlichen die der Stoa ist, und daß Zenon damit die Richtung des Aristoteles und Xenokrates fortsetzte (F. IV 15 a E.). Die entscheidende Vermittlerrolle schreibt er ebenso unzweideutig Polemon zu, „den Zenon gehört hatte" (Ac. I 34). Von einem Einfluß Theophrasts auf die Stoa weiß er nichts.

Dirlmeier hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß schon in der peri-

gehen an dem Satze (88): εἶναι δ' αὐτὸ τοῦτο τὴν τοῦ εὐδαίμονος ἀρετὴν καὶ εὔροιαν βίου, ὅταν πάντα πράττηται κατὰ τὴν συμφωνίαν τοῦ παρ' ἑκάστῳ δαίμονος πρὸς τὴν τοῦ τῶν ὅλων διοικητοῦ βούλησιν. Hier sagt er mit αὐτὸ τοῦτο ausdrücklich, daß er eine Auslegung geben will, und zwar von Zenons Definition εὐδαιμονία δ' ἐστὶν εὔροια βίου (Fr. I 184 vgl. III 16); aber wie Zenon selbst seine Definition gemeint hat, lesen wir gleich darauf in dem besprochenen Satze von 89. Für ihn lag die Eudämonie in der inneren Haltung, der ὁμολογία παντὸς τοῦ βίου. Die Übereinstimmung mit dem äußeren Faktor, mit der Gottheit, bringt erst Chrysipp herein [1]).

Aus § 87 dürfen wir also nicht entnehmen, daß schon Zenon selbst die Formel ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν aufgestellt hat. Vielmehr deutet dort Chrysipp nur die eigene Anschauung in Zenons Lehre hinein. Stobaios' präzise Angabe, Zenon habe das Telos als ὁμολογουμένως ζῆν ohne τῇ φύσει formuliert, kann ja auch unmöglich aus der Luft gegriffen sein.

Als Motiv für den Zusatz des τῇ φύσει gibt Stobaios rein äußerlich an, die Späteren hätten zu ὁμολογουμένως ein grammatisches Objekt vermißt [2]). Zugrunde liegt das Empfinden, daß jedes ὁμολογεῖν eine Mehrheit voraussetzt. Aber diese kann auch bei einer Harmonie innerhalb des einen Subjekts bestehen. Das ist zunächst rein chronologisch denkbar. So hat man die Definition der ἀρετὴ als ὁμολογουμένη διάθεσις durch σύμφωνος αὐτῇ περὶ ὅλον τὸν βίον erläutert (III 262. 293 vgl. Ciceros *constans et perpetua ratio vitae* III 312 vgl. 198 ff. 188). In diesem Sinne lasen wir nach Zenon selbst D. L. 89 von der ὁμολογία παντὸς τοῦ βίου, und

---

patetischen Ethik der Physisbegriff Bedeutung gewinnt, und es ist sehr möglich, daß Zenon von da aus Anregungen empfangen hat; aber zum Fundament des ganzen Aufbaus hat erst er diesen Begriff gemacht. Er hat auch zum ersten Male die Oikeiosislehre entwickelt, und seine Darstellung hat Chrysipp und zum Teil durch dessen Vermittlung den Späteren wie Antiochos die Richtung gewiesen. Auch die Heranziehung der Pflanzen bei Cicero F. V 39. 40 und IV 37. 38 ist letztlich durch Zenon (D. L. VII 86) vorgebildet. Ganz an dessen Ansicht erinnert auch Cicero ND. II 34.

1) Ob schon Chrysipp die zenonische Lehre von der ὁμολογία erst nachträglich (§ 89) genauer behandelt oder ob hier die spätere Doxographie eingegriffen hat, läßt sich nicht entscheiden. Das Wesentliche von Chrysipps Gedankengang hat sie festgehalten.

2) Stobaios p. 76, 2 ὑπολαβόντες ἔλαττον εἶναι κατηγόρημα τὸ ὑπὸ τοῦ Ζήνωνος ῥηθέν. Vgl. dazu St. Fr. II 184, wo S. 60, 1 ἔλαττον [ἢ] κατηγόρημα zu lesen und namentlich Apollonios Dysk. de synt. III 403, 1 nachzutragen ist. Vgl. Berl. Phil. Woch. 1903 Sp. 966.

vielleicht im Anschluß an ihn spricht Chrysipp II 127 von der ἐπιστήμη, καθ' ἣν ὁμολογουμένως βιωσόμεθα. So wurde Sokrates zum Vorbild der *aequabilitas in omni vita*, des *semper idem velle atque idem nolle* (Cicero off. I 90 Antik. Führertum S. 53, Seneca ep. 20, 5 u. ö.), und Cato suchte dieses Ideal mit kompromißloser Paradoxie ins Leben einzuführen. Aber ein 'konsequentes' Leben ist doch zunächst nur ein formales Ideal und würde, selbst wenn man in ὁμολογουμένως den Logos fühlte, kaum große Zugkraft gehabt haben. Mindestens setzt diese Konsequenz eine andre ὁμολογία voraus, die seelische Harmonie, die im einzelnen Augenblick ein Handeln nach festem Grundsatz sichert und keinen inneren Zwiespalt aufkommen läßt. τοῦτο δ' ἐστὶ καθ' ἕνα λόγον καὶ σύμφωνον ζῆν, ὡς τῶν μαχομένως ζώντων κακοδαιμονούντων erklärt deshalb die Doxographie bei Stobaios p. 75, 12 Zenons Telosformel. Daß damit seine eigene Meinung getroffen ist, werden wir um so lieber glauben, als er dadurch in die geistige Entwicklung des Hellenentums hineinrückt. Das Ideal der inneren Harmonie, auf der die Gesundheit der Seele, ihre Arete und ihre Eudämonie beruht, hat ja niemand lebendiger und wärmer geschildert als Plato in der Politeia. Man denke an Stellen wie 442 c σώφρονα (καλοῦμεν) οὐ τῇ φιλίᾳ καὶ συμφωνίᾳ τῇ αὐτῶν τούτων, ὅταν τό τε ἄρχον καὶ τὼ ἀρχομένω τὸ λογιστικὸν ὁμοδοξῶσι δεῖν ἄρχειν καὶ μὴ στασιάζωσιν αὐτῷ [1]); oder 586 e τῷ φιλοσόφῳ ἄρα ἑπομένης ἁπάσης τῆς ψυχῆς καὶ μὴ στασιαζούσης ἑκάστῳ τῷ μέρει ὑπάρχει . . . καὶ τὰς ἡδονὰς τὰς ἀληθεστάτας καρποῦσθαι. Klemens hat daraufhin geradezu erklärt, Plato habe die Eudämonie βίον ὁμολογούμενον καὶ σύμφωνον genannt (Strom. II 131), und wenn auch Plato selbst den Terminus ὁμολογία nicht hat, so gebraucht er um so häufiger das Wort συμφωνία (außer 442 c vgl. z. B. 432 a 430 e), dasselbe Wort, das auch die Stoiker gern zur Erläuterung des Terminus ὁμολογουμένως ζῆν verwenden (I 179 III 262. 293 vgl. D. L. VII 88) [1]). Auch für Aristoteles ist das Kennzeichen des σπουδαῖος, daß er ὁμογνωμονεῖ ἑαυτῷ καὶ τῶν αὐτῶν ὀρέγεται κατὰ πᾶσαν τὴν ψυχήν (1166 a 14), während die ἀκρατεῖς unter dem inneren Zwiespalt leiden (1166 b 7 u. ö.). Wenn also Zenon als Ziel das ὁμολογουμένως ζῆν aufstellte, mußte er sich sagen, daß man darin zunächst eine innere Harmonie der Seele als Grundlage einer zielbewußten Lebensführung nach dem Logos suchen würde.

Die Stoiker haben Platos Politeia genau studiert. Schon Zenon setzte sich mit ihr kritisch auseinander (Fr. 260 und natürlich in

---

1) σωφροσύνην δὲ ἐν ὁμολογίᾳ τινὶ καὶ συμφωνίᾳ ἐπιθυμητικοῦ πρὸς λογισμόν Plotin I 2, 1.

seiner ganzen Politeia). Chrysipp ging von ihr aus, als er in *π. ψυχῆς* seine Psychologie entwickelte (Galen p. 332, oben S. 189). Die Dreiteilung der Seele lehnt er scharf ab, aber formell erinnert es doch an Plato, wenn er die *ἀνομολογία*, der er eine besondere Monographie gewidmet hat, dahin bestimmt, daß in den Affekten die naturgemäße Leitung der Seele durch den Logos aufgehoben werde (III 390). Ausdrücklich weist er uns dabei allerdings mit den Worten *πολλάκις ἀποστρέφεσθαι τὸν λόγον ἡμᾶς* auf seine intellektualistische Erklärung hin, das Pathos sei ein Urteil, durch das sich der Logos von sich selber abkehre (vgl. oben S. 193), und nach Galen p. 436, 6 hat er in der *ἀνομολογία* der Urteile die Ursache für die seelischen *πάθη* und Krankheiten gesucht[1]). Aber dieser Begriff der seelischen Krankheit, die schon Zenon neben die körperliche stellt[2]), wurzelt selbst in Platos Politeia[3]). Chrysipp erklärt Gesundheit und Schönheit der Seele streng intellektualistisch: *„Ut enim corporis temperatio, cum ea congruunt inter se e quibus constamus, sanitas, sic animi dicitur, cum eius iudicia opinionesque concordant“* (III 279. 278). Aber merkwürdig ist, daß er geradezu von bestimmten ‘Teilen’ spricht, auf deren Symmetrie die Schönheit der Seele beruht (III 471 a). Über diese Teile äußert er sich ziemlich unbestimmt: *ἔστι δέ γε τῆς ψυχῆς μέρη, δι' ὧν ὁ ἐν αὐτῇ λόγος συνέστηκε καὶ ἡ ἐν αὐτῷ διάθεσις· καὶ ἔστι καλὴ ἢ αἰσχρὰ ψυχὴ κατὰ τὸ ἡγεμονικὸν μόριον ἔχον οὑτωσὶ ἢ οὕτως κατὰ τοὺς οἰκείους μερισμούς.* An die Stelle der platonischen Dreiteilung der Seele tritt damit eine ‘Teilung’ des mit dem Logos identischen Hegemonikon, das je nach seiner Bestimmtheit (als *πὼς ἔχον*) ein schönes oder häßliches Verhältnis der Teile aufweist. Bei diesen ‘Teilen’ können wir nach III 279 nur an die Urteile denken; aber wir werden Galen p. 420 ff. zugeben, daß diese Auffassung der Denkakte als ‘Teile’ des Logos recht gekünstelt ist, und gerade bei einem Dialektiker wie Chrysipp wundert man sich, wenn er das Schwanken zwischen zwei Urteilen nicht als einen Denkprozeß ansieht, der zur Aufhebung des einen von beiden führt, sondern als eine Disharmonie verschiedener ‘Teile’.

1) Galen p. 436, 5 *ἐν τῇ τῶν κρίσεων πρὸς ἀλλήλας ⟨ἀν⟩ομολογίᾳ* (derselbe Fehler p. 448, 16 in L) *τά τε νοσήματα τῆς ψυχῆς καὶ τὰ πάθη συνίστασθαι λέγει.*

2) Galen 416, 4, wo die Worte *ἡ δὲ τῆς ψυχῆς νόσος ὁμοιοτάτη ἐστὶ τῇ τοῦ σώματος ἀκαταστασίᾳ* Zitat aus Zenon sind. Zu *προῆκται λόγος* vgl. Ulpian zu Demosth. bei Dindorf VIII p. 7, 10 Philostrat v. soph. II 9, 3; 4, 2 Basilius const. monast. 4, 6 (PGr. XXXI p. 1356) *ὧν ἕνεκα προῆκται τὸ ὑπόδειγμα.*

3) Mit Plato 444 c d stimmt Chrysipp III 471 so eng überein, daß man kaum an Unabhängigkeit denken kann.

Bis zum Kern des *ὁμολογία*-Problems stößt Poseidonios mit seiner Kritik vor (Galen p. 448 *Ποσ.* p. 625). Von der Affektenlehre ausgehend sagt er: *Τὸ δὴ τῶν παθῶν αἴτιον, τουτέστι τῆς τε ἀνομολογίας καὶ τοῦ κακοδαίμονος βίου, τὸ μὴ κατὰ πᾶν ἕπεσθαι τῷ ἐν αὐτοῖς δαίμονι συγγενεῖ τε ὄντι καὶ τὴν ὁμοίαν φύσιν ἔχοντι τῷ τὸν ὅλον κόσμον διοικοῦντι, τῷ δὲ χείρονι καὶ ζῳώδει ποτὲ συνεκκλίνοντας φέρεσθαι. οἱ δὲ τοῦτο παριδόντες οὔτε ἐν τούτοις βελτιοῦσι τὴν αἰτίαν τῶν παθῶν οὔτε ἐν τοῖς περὶ τῆς εὐδαιμονίας καὶ ὁμολογίας ὀρθοδοξοῦσιν*, und nun kritisiert er die falschen Auslegungen des *ὁμολογουμένως ζῆν*, am schärfsten Chrysipps Erläuterung: *κατ' ἐμπειρίαν τῶν κατὰ τὴν ὅλην* — dieses Wort fügt er sarkastisch hinzu — *φύσιν συμβαινόντων ζῆν*, weil sie gerade den entscheidenden Punkt verkennt, die spezifische Natur des Menschen, seine Mittelstellung, die ihn vor die Wahl stellt, ob er seinem göttlichen Daimon oder den rein animalischen Trieben folgen will[1]). Chrysipp hatte mit seiner Erläuterung auf die *κοινὴ φύσις* hinweisen wollen und Zenons *εὐδαιμονία* und *εὔροια βίου* dann als verwirklicht angesehen, *ὅταν πάντα πράττηται κατὰ τὴν συμφωνίαν τοῦ παρ' ἑκάστῳ δαίμονος πρὸς τὴν τοῦ τῶν ὅλων διοικητοῦ βούλησιν* (vgl. oben S. 202). Diese Bestimmung nimmt Poseidonios wörtlich auf. Er verstärkt sie sogar noch durch die Erklärung, daß der Daimon in uns mit der Gottheit wesensgleich ist. Aber er erinnert uns auch an die Kehrseite: *πρῶτόν ἐστιν ἐν αὐτῇ τὸ κατὰ μηδὲν ἄγεσθαι ὑπὸ τοῦ ἀλόγου τε καὶ κακοδαίμονος καὶ ἀθέου τῆς ψυχῆς.* Wer diese Doppelnatur der Menschenseele verkennt, wer nichts davon weiß, daß in ihr zwei Mächte um die Herrschaft ringen, der kann auch über die innere Harmonie, auf der die *εὐδαιμονία* beruht, nicht richtig urteilen. In Poseidonios' Worten schwingt ein leidenschaftlicher Ton mit, der aus dem Innersten seines Herzens kommt. Chrysipp hatte schwerlich viel mehr geben wollen als ein Theorem, das sich durch die Etymologie des Wortes *εὐ-δαιμονία* aufdrängte. Für Poseidonios haben *δαίμων* und *εὐδαιμονία* religiösen

1) Galen p. 450, 15 *ὅπερ ἰσοδυναμεῖ τῷ ὁμολογουμένως εἰπεῖν ζῆν, ἡνίκα μὴ τοῦτο μικροπρεπῶς συντείνειν εἰς τὸ τῶν διαφόρων τυγχάνειν* = „wenn das sich nur nicht kleinlich darauf zuspitze, das dem Menschen zum Unterschiede von den anderen Wesen bestimmte Ziel zu erreichen“. Das ist freilich ungewöhnlich gesagt; aber der sarkastische Ton paßt ebenso vorzüglich zu Poseidonios wie der Sinn. Das habe ich schon *Ποσ.* 626 ausgeführt und habe keinen Anlaß, mich mit den Kritikern auseinanderzusetzen, die sich um die Überlieferung nicht kümmern oder sie ändern.

Bei Kleanthes Fr. 557 erscheint *ὁμολογούμενον* als Attribut des *ἀγαθὸν* zwischen *ἔντιμον* und *εὐκλεές*, also wohl als ‘anerkannt’ durch die *κοιναὶ ἔννοιαι.*

Gefühlswert. Auch hier denkt er nicht etwa daran, eigenes Gefühl und eigenes Denken mit dem Zenons gleichzusetzen. Aber die Überzeugung spricht er aus, daß er auch in dieser Hinsicht vom Schulgründer nicht abtrünnig wird, daß schon für Zenon die ὁμολογία eine innere Harmonie war, kraft deren der Logos die naturgemäße Herrschaft über andre seelische Dynameis, die von ihm verschieden seien und ihn herabziehen könnten, ausübe.

Ist das nur eine tendenziöse Ausdeutung des Poseidonios? In dem grundelegenden Abschnitt, den Chrysipp uns erhalten hat (D. L. 85 ff.), führt Zenon aus, daß zum vegetativen Dasein der Pflanzen beim Tiere Trieb und Wahrnehmung, beim Menschen als Bildner (τεχνίτης) des Triebes der Logos hinzutritt. Beide Male fällt dasselbe Wort ἐπιγίνεσθαι. Beim Tiere werden wir gewiß nicht glauben, daß etwa das Ernährungsvermögen aufhört selbständig zu funktionieren und im bewußten Triebe aufgeht. Dann können wir aber auch nicht daran denken, daß beim Menschen, wie dies Chrysipp annimmt, der Trieb sein Wesen völlig ändert und als λογικὴ ὁρμή zu einer φορὰ διανοίας wird, die geradezu als Logos bezeichnet werden kann (III 169. 175). Zenon (Fr. 171) hat die Physis als das πῦρ τεχνικὸν definiert, das zwar mit der gesamten οὐσία unlösbar verbunden ist, aber doch der nur leidentlichen Materie als das schöpferische Prinzip gesondert gegenübersteht; so werden wir uns auch in der menschlichen Seele die Funktion des 'bildenden' (τεχνίτης) Logos nur so vorstellen, daß er den Trieb als etwas neben ihm Stehendes bildet und formt (vgl. Bonhöffer, Epiktet u. d. Stoa 253). Wie wir uns das im Sinne Zenons ausmalen können, ist früher gezeigt. Die ὁμολογία lag dann für Zenon darin, daß Vorstellung und Trieb mit einem gesunden, 'aufrechten' Logos in Einklang sind und von ihm bestimmt werden. Chrysipp deutete auch hier Zenons Lehre um; aber ein Rest von dieser ist zurückgeblieben, wenn er zwar von einer ὁμολογία der Urteile redet, diese aber gekünstelt als 'Teile' des Hegemonikon faßt.

Neben dieser Umdeutung der inneren Harmonie steht die Neuformulierung des Telos als ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν, die schon Kleanthes vorgenommen hat. Seine Motive sind nicht überliefert, aber unschwer zu erraten. Zenon hat außer dem von Chrysipp zugrundegelegten Werke περὶ ἀνθρώπου φύσεως (D. L. 87), das im Index den bezeichnenden Nebentitel περὶ ὁρμῆς führt, noch ein zweites Buch π. τοῦ κάτα φύσιν βίου geschrieben. Die Natur des Menschen stand also im Zentrum seines Denkens, und wie D. L. 85 ff. zeigt, bestimmte ihn bei der Entwicklung seiner Gedanken auch der Gegensatz zu Epikur. Gegen ihn weist er nach, daß

der erste Trieb sich nicht etwa auf die Lust richtet sondern auf die Erhaltung des eigenen Wesens. Auch er sieht neben dem Menschen die Tiere, ja sogar die Pflanzen. Aber gerade diese Blickweite zeigt ihm die προστασία des Menschen, zwingt ihn, das Ziel des Menschen in der Entfaltung des ihm eigentümlichen Wesens zu suchen. Dieses 'Leben nach dem Logos' begründet nicht nur die seelische Harmonie, die als innerer Besitz wertvoller ist als Epikurs Ataraxie; aus ihr erwächst auch die ἀρετή, durch die wir unsre Bestimmung in der Gemeinschaft erfüllen. All das, was Zenon über das Ziel des Menschen zu sagen hat, findet so seinen knappen, aber ausreichenden Ausdruck in der Formel des ὁμολογουμένως ζῆν. Aber das Wort ὁμολογουμένως war doch im Sprachgebrauch zu sehr abgegriffen, um den schweren Gedankeninhalt, den Zenon hineinlegte, zu tragen, und formal hatte eine ganz auf ein einheitliches Ziel gerichtete Lebensführung nach der Phronesis auch Epikur verlangt (S. s. 25 ep. III 132). Gerade der Kampf mit diesem einflußreichsten Rivalen mußte es nahelegen, das eigene Lebensziel schärfer und zugkräftiger zu formulieren. Es ist kein Zufall, daß, nach D. L. 87 zu urteilen, Kleanthes in einem Werke περὶ ἡδονῆς die neue Fassung vorgelegt oder doch verfochten hat[1]). Der Streitpunkt war eben, ob die Natur den Menschen auf die Lust oder auf die Tugend als das Ziel hinweise, und es galt den Nachweis, daß nicht die epikureische sondern die stoische Lehre zur wahren 'Übereinstimmung mit der Natur' führe. Wenn Kleanthes die Worte τῇ φύσει geradezu in die Telosformel aufnahm, so widersprach das Zenons Grundanschauung nicht. Immerhin meldet sich leise ein anderes Lebensgefühl zum Wort. Zenon will vor allen Dingen dem Menschen zeigen, welches das Ziel ist, auf das ihn seine eigene Natur hinführt. Darin liegt auch die Mahnung, sein Leben so einzurichten, daß er immer wieder den Anschluß an diese Natur findet. Aber erst bei Kleanthes wird das Ziel stärker zur Forderung, die Natur aus der Kraft, die unser Wesen konstituiert, zur Norm für das Handeln. Weiter geht auf diesem Wege noch Chrysipp, wenn er (D. L. 88) den Anschluß an die Natur darin sieht, daß man nichts tut, was der κοινὸς νόμος verbietet. Damit verbindet sich ein anderes. Zenon ging zur Bestimmung des Telos von der spezifisch menschlichen Natur aus. Schon er sah sie im Zusammenhang mit der alles gestaltenden Physis; aber Kleanthes' Weltgefühl verlangte mehr. Aus seinem Hymnos klingt

1) Fr. 552 vgl. 553. 556. Nach Diogenes' Index hat er auch ein Buch π. τέλους geschrieben.

ergreifend das schmerzliche Empfinden, daß die Menschen in ihrem Unverstand immer wieder nach dem streben, was sie nur von ihrem wahren Ziele und vom Frieden der Seele wegführt, und Rettung aus dieser seelischen Disharmonie vermag sein religiöser Sinn nur von dem Gehorsam gegen Zeus und der Unterwerfung unter den *κοινὸς νόμος* zu erhoffen, den zu preisen er am Schluß wie am Anfang als sein eigentliches Thema bezeichnet. Schwerlich hat schon Kleanthes selbst diese stärkere Hinwendung zur Allnatur als Abweichung von Zenon empfunden. Aber als Chrysipp sich entschloß, Kleanthes' neue Formel zum Schuldogma zu machen, da mochte ihn die Überzeugung leiten, daß die zenonische Begründung des Telos aus der spezifisch menschlichen Natur mit Kleanthes' Forderung nach dem Anschluß an die *κοινὴ φύσις* verbunden werden müsse. Seine eigene Erläuterung *κατ' ἐμπειρίαν τῶν φύσει συμβαινόντων ζῆν* läßt, wie Poseidonios rügt, das spezifisch Menschliche nicht zur Geltung kommen, war aber nach D. L. 87. 88 wohl garnicht als selbständige, erschöpfende Bestimmung des *ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν* gemeint, sondern nur als eine auf die Allnatur hinweisende Prämisse für die endgültige Auslegung *ἀκολούθως τῇ φύσει ζῆν*, in der die normative Bedeutung der Physis zum Ausdruck kommt und diese zugleich die *ἰδία* wie die *κοινή* umfaßt[1]).

Auf drei Gebiete sind wir immer wieder gestoßen, die Zenon innerhalb des Hegemonikon unterschieden hat, *φαντασία, ὁρμή* und *λόγος*[2]). Selbstverständlich haben diese nichts mit den acht Teilen der Seele zu tun, dem Zentralorgan und den von diesem ausgehenden, aber auch substantiell von ihm geschiedenen dienenden Pneumaströmungen[3]). Sie gehen ausschließlich das Hegemonikon an, und in diesem konnte Zenon nur etwa *δυνάμεις* unterscheiden. Wenn also Tertullian *de anima* 14 (Zenon Fr. 144) von der Seele sagt:

---

1) Hirzel II 113. 114.

2) Als zusammenhanglose Notiz bringt D. L. VII 159: *ἡγεμονικὸν δ' εἶναι τὸ κυριώτατον τῆς ψυχῆς, ἐν ᾧ αἱ φαντασίαι καὶ αἱ ὁρμαὶ γίνονται καὶ ὅθεν ὁ λόγος ἀναπέμπεται· ὅπερ εἶναι ἐν καρδίᾳ.* Das Letzte erinnert sehr an den 'berühmten' Beweis Zenons für das Herz als Sitz des Hegemonikon Fr. 148, bes. *λόγος δὲ ἀπὸ διανοίας χωρεῖ, ὥστ' οὐκ ἐν τῷ ἐγκεφάλῳ ἐστὶν ἡ διάνοια.*

Plutarch adv. Colotem 26 gibt Arkesilaos' Rechtfertigung der *ἐποχή* wieder, bei der dieser sich an die stoische Psychologie selbst anschließt. Dabei sagt er: *τριῶν περὶ τὴν ψυχὴν κινημάτων ὄντων, φανταστικοῦ καὶ ὁρμητικοῦ καὶ συγκαταθετικοῦ* und sucht zu zeigen, daß der *ἐπέχων* nur wie die Stoiker die *δόξα* meidet, nicht aber die *ὁρμή* aufgibt: *ὅταν φανῇ τὸ ἡδὺ οἰκεῖον, οὐδὲν δεῖ πρὸς τὴν ἐπ' αὐτὸ κίνησιν καὶ φορὰν δόξης, ἀλλ' ἦλθεν εὐθὺς ἡ ὁρμή, κίνησις οὖσα καὶ φορὰ τῆς ψυχης.*

3) Richtig formuliert den Unterschied Iamblich (St. Fr. II 826).

dividitur autem in partes nunc in duas a Platone (!) *nunc in tres a Zenone*, so liegt bestenfalls eine verschwommene Erinnerung vor. Wertvoller ist, was Plutarch *de prof. in virtute* 12 bietet (Zenon Fr. 234): *Ὅρα δὴ καὶ τὸ τοῦ Ζήνωνος ὁποῖόν ἐστιν. ἠξίου γὰρ ἀπὸ τῶν ὀνείρων ἕκαστον ἑαυτοῦ συναισθάνεσθαι προκόπτοντος, εἰ μήτε ἡττώμενον αἰσχροῦ τινος ἑαυτὸν μήτε τι προσιέμενον ἢ πράττοντα τῶν δεινῶν καὶ ἀδίκων ὁρᾷ κατὰ τοὺς ὕπνους, ἀλλ' οἷον ἐν βυθῷ γαλήνης καταφανεῖ διαλάμπει τῆς ψυχῆς τὸ φανταστικὸν καὶ παθητικὸν ὑπὸ τοῦ λόγου διακεχυμένον.* Woher Plutarch diese Notiz hat, läßt sich nicht bestimmen. Da er gleich darauf eine nur hier auftauchende, sehr lebensvoll wirkende Anekdote über Zenons Lehrer Stilpon bringt[1]), kann man mit alter Überlieferung rechnen. Das ganze Kapitel hat vielfach stoische Färbung, und wichtig ist, daß (p. 166, 7) von dem seelischen Tonos die Rede ist, den sich der *προκόπτων* erwirbt. Denn das weist auf unmittelbaren Zusammenhang mit dem Zenonzitat, da die Stoa den normalen Schlaf gerade aus einem Nachlassen des Tonos erklärt (II 766—768. I 130). Jedenfalls ist inhaltlich das Zitat ganz unverdächtig, und wir haben hier einen direkten Beleg für die Scheidung der drei von uns erschlossenen Vermögen[2]). Ob Plutarch auch die Namen richtig bewahrt oder Zenon selbst eher von einem *ὁρμητικὸν* gesprochen hat, ist nicht auszumachen, aber auch gleichgültig. Ariston hat neben dem *νοῦς* ein besonderes Vermögen angenommen, *ὃ αἰσθητικὸν καλεῖ* (Fr. 377).

Spärlich sind die Angaben, die wir über Zenons persönliche Lehren haben. Aber in einer Hinsicht ergeben sie doch ein deutliches Bild von der ältesten Entwicklung der Stoa. Zenons Grundgefühl war der Glaube an die Hoheit des Menschen und die Suprematie des Logos, die ihm das Ziel weist, aber auch die Kraft gibt, ein spezifisch menschliches Leben erhaben über die Sinnlichkeit zu führen. Seine eigenste Leistung ist deshalb in der Psychologie die Lehre von der Synkatathesis, durch die der Logos die Fähigkeit hat, von außen kommende Vorstellungen abzulehnen und damit ihre Wirkung auf das Triebleben zu unterbinden. Daß Vorstellung und Trieb aber selbständige, nicht aus dem Logos stammende Funktionen des Hegemonikon seien, war ihm so selbstverständlich wie der attischen Philosophie. Hier griff Chrysipp ein. Ihm bedeutete die Annahme eines selbständigen Trieblebens doch eine Gefahr für die Herrschaft des Logos, und zugleich schien es

---

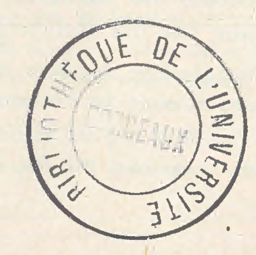
1) Eine ähnliche Anekdote Athen 422 d.

2) Ganz abwegig ist Pearsons Erklärung des *φανταστικόν* als *διάκενος ἑλκυσμός*.

ihm nur folgerichtig, wenn man in dem Urteil, das über die Entwicklung des Triebes entschied, dessen eigentliches Wesen sah. So zog er als monistischer Denker die Konsequenzen und machte mit Hilfe seiner Theorie vom πῶς ἔχον alle höheren seelischen Funktionen und Kräfte zu 'Bestimmtheiten', zu 'Wandlungen' des einheitlichen Hegemonikon, das beim Menschen seiner Natur nach reiner Logos sei, praktisch aber infolge der allgemeinen Diastrophe fast nur in krankhaftem Zustande auftrete.

Seit Chrysipp gilt in der orthodoxen Stoa das Dogma, daß Hegemonikon und Dianoia identisch sind: *μία ἡ τῆς ψυχῆς δύναμις, ὡς τὴν αὐτὴν πῶς ἔχουσαν ποτὲ μὲν διανοεῖσθαι, ποτὲ δὲ ὀργίζεσθαι, ποτὲ δ' ἐπιθυμεῖν παρὰ μέρος* (II 823, oben S. 185). Es mußte und sollte als bewußter Protest gegen dieses Dogma wirken, wenn Panaitios in seinem Werke *περὶ τοῦ καθήκοντος* den Abschnitt über die persönliche Lebensgestaltung mit der programmatischen Erklärung begann (Cicero off. I 101): *Duplex est vis animorum atque natura: una pars in appetitu posita est, quae est* ὁρμή *Graece, quae hominem huc et illuc rapit, altera in ratione, quae docet et explanat, quid faciendum fugiendumque sit*[1]). Panaitios traute diesem Satze soviel Evidenz zu, daß er, wie es scheint, darauf verzichtete, eine genauere Rechtfertigung gegenüber Chrysipp vorzulegen. Aber so leicht läßt sich ein traditionelles Schuldogma nicht erschüttern, und so entschloß sich Poseidonios, in seinem Werke über die Affekte einen allseitigen Angriff auf das Bollwerk des Intellektualismus zu unternehmen. Aber einen endgiltigen Sieg hat auch er nicht davongetragen.

1) Antikes Führertum S. 64 (dagegen Philippson S. 168 ff.). *Pars* ist hier und besonders an der Parallelstelle Tusc. II 47 natürlich ungenau gesagt. Es handelt sich um die Dynameis des Hegemonikon. Die Einteilung der Seele hat allerdings Panaitios nach Tertullian de an. 14 und Nemesios 15 p. 212 M. auch modifiziert, indem er das *φωνῆεν* dem Triebleben des Hegemonikon, das *σπερματικὸν* der vegetativen *φύσις* zuwies, also außer dem Hegemonikon nur die 5 Sinnesorgane als Teile anerkannte. Was Tertullian über Poseidonios' Teilung der Seele sagt, ist — auch in den Ziffern — zu unsicher, um ein klares Bild zu geben; aber ausdrücklich deutet er an, daß die hohe Gesamtzahl durch Addierung der Seelenteile und der Dynameis des Hegemonikon entstanden ist.



Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

3. Latte, K., Zwei Exkurse zum römischen Staatsrecht. 1 RM.
4. Wilhelm, A., Drei griechische Epigramme aus Susa und aus Heliopolis-Baalbek. 1 RM.
5. Kees, H., Zur Innenpolitik der Saïtendynastie. 1 RM.
6. Hiller v. Gaertringen, F., Neue Forschungen zur Geschichte und Epigraphik von Lesbos. 1 RM.
7. Jachmann, G., Binneninterpolation. I. Teil. 1 RM.
8. Knoche, U., Über einige Szenen des Eunuchus (Erster Teil). 2 RM.
9. Jachmann, G., Binneninterpolation. II. Teil. 2 RM.
10. Krahmer †, G., Hellenistische Köpfe. Mit 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. 4 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

1. Kees, H., Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates. 1 RM.
2. Deicke, L., Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri. 2 RM.
3. Geilmann, W., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens. Mit prähistorischen Erläuterungen von K. H. Jacob-Friesen. 2 RM.
4. Pohlenz, M., Hippokratesstudien. 2 RM.
5. Müller, K., Über die Vermeidung störender Reflexe beim Photographieren griechischer Vasen. 1 RM.
6. Kees, H., Die Königin Ahmes-Nefretere als Amonspriester. 1 RM.
7. Kranz, W., Kosmos und Mensch in der Vorstellung frühen Griechentums. 3 RM.
8. Thiersch, H., Zur Bauinschrift des Asklepiostempels von Epidauros. 2 RM.

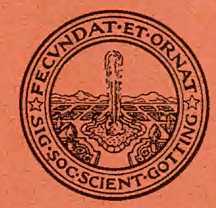
PHILOLOGISCH-HISTORISCHE KLASSE · FACHGRUPPE I
Altertumswissenschaft
Neue Folge · Band II · Nr. 10

NACHRICHTEN
VON DER
GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU
GÖTTINGEN

Die Athena Areia des Phidias und der Torso Medici in Paris

Von
H. Thiersch

Mit 20 Tafeln



GÖTTINGEN * VANDENHOECK & RUPRECHT * 1938

Einzelpreis RM. 6.50

Für die Redaktion verantwortlich: H. Kees, Sekretär d. Phil.-Hist. Kl. d. Ges. d. Wiss.
Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Die Athena Areia des Phidias und der Torso Medici in Paris.

Von

H. Thiersch.

Vorgelegt in der Sitzung am 8. April 1938.

Mit 20 Tafeln.

Ein imposanter Skulpturrest der Antike, der seit mehr als einem Jahrhundert durch seine machtvolle Erscheinung wie durch das Rätselhafte, das ihm in Folge seines bisher nie aufgeklärten Auftauchens heute noch anhaftet und die Aufmerksamkeit immer wieder auf sich gezogen hat, ist der Torso Medici, einst im Garten der Mediceer-Villa in Rom, jetzt im Louvre zu Paris (**Taf. II**).

Zuerst war es einer der Treuesten um Goethe, dessen sicherster Berater in allen Fragen der bildenden Kunst, der Maler und Kunstschriftsteller Hans Heinrich Meyer[1]) aus Zürich, der den Torso, eine hochgewachsene Athena, in seinem überragenden Wert richtig erkannt hat. Dieser Marmor von etwa doppelter Lebensgröße,

1) Treffende Charakteristik bei C. B. Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst (1880) S. 230—232. „Eine von aller Überschwänglichkeit abgewendete Einfachheit und Sachlichkeit der Auffassung ... Seine Mitteilungen über die Antiken ... bezeichnen einen großen Fortschritt gegen alles Frühere und sind noch heute wertvoll ...“. Über Meyers Arbeiten schreibt Goethe 1797 an Böttiger: „... Sie werden erstaunen und sich freuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt. Wie wichtig ein solcher neuer Pausanias sei ...“. Meyer versuchte eine Stilgeschichte aus der Anschauung der von ihm in Rom, Neapel und Florenz gesehenen Antiken zu geben. Sein abschließendes Lebenswerk bezeichnet er selbst als „das eines Künstlers, nicht eines Gelehrten“. — Vgl. Thieme-Becker, Allg. Künstlerlexikon XXIV (1930), 476. Kritisch kühl: W. Waetzold, Deutsche Kunsthistoriker (1921), 179—199. Vorher B. Seuffert in seiner gediegenen Einleitung zu den von ihm herausgegebenen „Kleinen Schriften Heinrich Meyer's zur Kunst“ (Heilbronn 1886) in der von ihm betreuten Serie „Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jh.“. Den Hinweis auf diese gute Hilfsquelle u. a. mehr verdanke ich der Freundlichkeit Herrn Dr. von Einem's in Göttingen.



durch unbedeutende neuere Zutaten etwas vervollständigt, stand damals so viel wie unbeachtet in jenem „vero paradiso terrestre" auf dem Pincio. Kurz vor seiner Abreise aus Rom schrieb Goethe am 11. April 1788[1]): „Ich war mit meinem guten Meyer diesen Morgen in der französischen Akademie, wo die Abgüsse der besten Statuen des Altertums beisammen stehn. Wie könnte ich ausdrücken, was ich hier wie zum Abschied empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen solle, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird". Goethe erwähnt hier kein einzelnes Kunstwerk[2]), aber vor dem Torso hat er zweifellos auch gestanden.

Meyer, durch J. C. Füßli, seinen Lehrer in Zürich, auf Winckelmann hingewiesen und schon vor Goethe in Rom heimisch geworden, wurde immer wieder Winckelmanns unübertroffener Interpret; dabei baute sich Meyers Urteil stets auf unmittelbare, eigne Anschauung auf. Seine 1824—36 erschienene „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern" stellt schließlich in Weimar tatsächlich den Abschluß einer von Winckelmann übernommenen Betrachtungsweise dar. Aber schon 1795 kommt Meyer gleich bei seiner ersten Vorarbeit zu diesen Studien auf den Torso Medici zu sprechen. Das war in seinen „Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst", die Schiller damals so hoch erwünscht waren für seine Tübinger „Horen" (Bd. 1, Lfg. 2)[3]). Da heißt es: „Der colossalische Sturz einer Minerva in der Villa Medicis verdient als das älteste von den uns bekannten Werken des hohen Styls betrachtet zu werden. Es ist dasselbe in einem hohen, tragischen Sinn, groß, majestätisch, und wenn man so sagen darf, fürchterlich erhaben gedacht und gebildet. Selbst die Manier der alten Kunst scheint an derselben zum Ausdruck und Zweck mit-

1) Seuffert S. XVII.

2) Auch dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar ist, wie mir Herr Prof. Hecker dort versichert, keine Äußerung Goethes über den Torso Medici bekannt.

3) Abgedruckt bei Seuffert S. 80—81 „Zweytes Stück". Über Schillers Wertschätzung für Meyer ebd. S. XXIII ff. Am 29. Juli 1796 schrieb Schiller an Goethe: „Meyers Stimme aus Florenz hat mich recht erquickt und erfreut. Es ist eine Lust, ihn zu hören, mit welcher zarten Empfänglichkeit er das Schöne aufnimmt ...". In diesem Sinne richtete er damals an Meyer auch das in die Gedichte aufgenommene Epigramm:

„Der griechische Genius an Meyer in Italien.
Tausend Andern verstummt, die mit tauben Herzen ihn fragen.
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist".
(Seuffert S. XXVII).

zuwirken, indem das Eckigte und Steife der Figur einen Zusatz von Würde und Festigkeit giebt, und die gerade herunterfallenden Falten mit ihren tiefen Einschnitten dazu beitragen, die mächtigen Glieder noch größer erscheinen zu lassen. Es ist ein Verlust sowohl für die Kunst als für die Alterthumskunde, daß sich der Kopf zu dieser Figur nicht erhalten hat, welches auch wahrscheinlich die Ursache seyn mag, daß solche bis jetzt unbekannt geblieben, und nirgends auch nur mit einem Wort Erwähnung davon geschehen ist".

Als Meyer dann später bei der Herausgabe von Winckelmanns sämtlichen Werken (gedruckt 1812) beteiligt war und Anmerkungen zu Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums auf Grund seiner eigenen römischen Beobachtungen beisteuerte, hob er ganz ähnlich wie das erstemal den Torso Medici als ein Hauptbeispiel des „hohen" oder „großen" Stiles der alten Griechen hervor[1]): „Vorgeschritten bis zum stark ausgedrückten Charakter des Gewaltigen und Großen. Der Meister verwandte überaus viele Sorgfalt, ja religiösen Fleiß auf die Vollendung jeden Teiles. Zwei Dinge sind besonders deutlich zu bemerken und nach unserer Einsicht höchst merkwürdig. Erstlich das vor allem auf das Große und Gewaltige gerichtete Bestreben des Künstlers, welcher seine Absicht auch in dem Grade erreichte, daß er selbst dem Furchtbaren nahe kam: so viereckig, breitgeschultert, gerade, wuchtig und fest auftretend erscheint die Figur in ihrer Stellung. Vor Alters muß es ihr keineswegs an Schmuck gefehlt haben ... geputzt ist sie nicht; das Gewand hängt in nachlässiger Unordnung, indem sie nicht zu gefallen, sondern zu imponieren sucht, alles Zierliche im Anzug verschmäht".

Wie zutreffend diese Beobachtung des Heroischen und Grandiosen im Torso Medici ist, wird sich voll erst zeigen, wenn sein zu Unrecht als für immer verloren geltendes Urbild erkannt und dessen ursprüngliche Bestimmung als eines ganz singulären, außerordentlichen Tempelbildes wieder gesichert sein wird. Meyer witterte mit unbeirrbarem Instinkt die besonders starke kriegerische Betonung im Wesen dieser Göttin, ihr Auftreten als Siegerin nach stürmischer Schlacht[2]). Wenn Meyer aber dann doch davor zurückscheute, an Phidias selbst zu denken und lieber die Phidias unmittelbar vorausgehende Zeit[3]) dafür vorschlug, so

1) Joh. Winckelmanns Werke. Bd. I. Stuttgart, Hoffmann 1847. S. 312—313, Geschichte der Kunst des Altertums, Buch VIII, Kap. 2.

2) Vgl. unten zu Athena-Areia in Platää.

3) Deutlich in dem Briefe an Goethe vom 23. VII. 1789 aus Rom. Vgl. Hecker, Goethes Briefwechsel mit H. Meyer I, S. 41.

kommt dies daher, daß er unter der mächtigen Herbheit dieser Figur die gleichzeitig dennoch in ihr enthaltenen, auch weicheren und feineren Züge noch übersah. Das Hoheitsvolle dieser Gestalt hat sich ihm jedenfalls aber so unvergeßlich eingeprägt, daß er eine leise Sorge um die Erhaltung dieses Kleinods der Villa Medici nicht los wird. Es schien damals für die Welt vorübergehend verschollen zu sein. „Es wäre ein bedeutender Verlust für die Altertumskunde, wenn dieses höchst merkwürdige, Wenigen bekannte und leider vernachlässigte Denkmal in den Veränderungen, welche die Villa Medicis in den letzten Jahren erfuhr, verloren gegangen wäre!“ klagt er [1]). Mußte ja selbst Clarac, Musée de sculpt. III p. 172 (nr. 680 C) noch i. J. 1850 von dem damaligen Zustand der Verwahrlosung des Torso Medici gestehen: „Mutilée et placée dans une niche retirée, elle y était comme perdue“.

Eine Generation später war es wieder ein Maler, — ein bedeutender und führender — der sich für den Torso einsetzte und das nachhaltig. Ob J. A. D. Ingres [2]), der Südfranzose, diesen verborgenen Schatz im Acker der Villa Medici ganz von sich aus entdeckt hat? Oder folgte er dabei einer nur verwehten Spur eben Heinrich Meyers? Ingres hat die Statue jedenfalls zunächst gesäubert und besser aufgestellt [3]). Dann aber ließ es ihm keine Ruhe mehr. Von 1834—1840 selbst Direktor der (seit 1801) in der Villa auf dem Pincio untergebrachten französischen Kunstakademie, erwirkte er nach seinem Abgang von Rom die Überführung des Marmors im Jahr 1841 in die École des Beaux-Arts zu Paris [4]). Ein Werk, das so sehr allen Grund habe, nach Arbeit und Draperie auf Phidias' Zeiten zurückgeführt zu werden, habe allen Anspruch auch auf geziemende Berücksichtigung. An Phidias selbst aber dachte hier Ingres mit aller Bestimmtheit. Vgl. Clarac III, texte p. 173. Leider sind von Ingres, dem für alle hohe Klassik begeisterten Künstler, weder persönliche Äußerungen über den Marmor, noch Akten über dessen Überführung nach Paris bisher bekannt geworden. Beides müßte noch aufzufinden sein. Beides wäre von Wert, ganz besonders wenn etwa dabei auch Dokumente über die frühere Aufstellung des Torsos innerhalb Roms selbst zum Vorschein kämen [5]). Daß der Torso nach seiner Aufstellung in der

1) Winckelmanns Werke Bd. I, S. 313.

2) Thieme-Becker, Allg. Lex. d. bild. Künstler XIX, 2 ff.

3) E. Braun in Annali dell' Inst. 1840, p. 87.

4) Drei antike Marmorskulpturen hatte schon sein Vorgänger in Rom, Horace Vernet, dem Louvre direkt übersandt.

5) Wie ein glücklicher später Widerschein der großen Initiative und anregenden Kraft von Ingres mutet die monumentale Festschrift des Architekten Victor Baltard an „La Villa Medicis à Rome“ (Paris 1847), dem Meister gewidmet, unter dem Baltard, später „architect en chef“ der Stadt Paris, seine Studien 1834—35 in Rom vollendet und unter dessen Hilfe er das Material für seine prächtige Publikation gesammelt hatte. Auf pl. 14 (unsre **Taf. I**) gibt er eine Ansicht der Gartenterrasse, auf der l. zwischen vier hohen Pinien auf hohem prismatischem Sockel der Torso Medici zu sehen ist, noch ohne Arme, aber mit ergänztem Kopf und korinthischem Helm. Wenn es sich hier nicht um die Darstellung eines frommen Wunsches handelt, was durchaus möglich wäre — nämlich so zu verstehen, als habe Baltard, vielleicht einem Gedanken Ingres' folgend, hier zeigen wollen: so müßte von rechtswegen der Torso Medici aufgestellt werden! —, so ist dieser behelmte Kopf weder zugehörig noch vielleicht überhaupt antik gewesen und jedenfalls später wieder abgenommen worden. Als einzige Darstellung des Torso Medici in seiner früheren Umgebung auf dem Pincio verdient das schöne Blatt jedenfalls der Nichtbeachtung entrissen zu werden (**Taf. I**). — Zur Frage schrieb mir G. Lippold: „Nach Abbildungen und Abguß sieht der Torso eigentlich nicht so aus, als sei er einmal in der üblichen Weise der Renaissance oder des Barocks ergänzt gewesen. Vielleicht ist er doch erst im 18. Jh. gefunden?“

Wenn Eugen Müntz in seiner grundlegenden Untersuchung „Les collections d'Antiques formées par les Medicis au XVI. siècle (Mem. de l'Institut National de France-Acad. des inscr. et belles lettres t. XXXV (1903)“, p. 114 klagt, daß für die Erforschung der Villa Medici in Rom und ihrer Kunstschätze noch alles zu tun sei, so gilt das auch heute noch. Sein ebenda an die Pariser Akademie gerichteter Appell, einer der französischen Stipendiaten in Rom möge diese merkwürdiger Weise übersehene Aufgabe aufgreifen und durchführen, hat, soviel ich weiß, auch bis heute noch kein Echo gefunden.

École des Beaux-Arts zu Paris die ihm zugedachte stärkere Beachtung gefunden habe, kann man nicht gerade behaupten. Er führte hoch oben im Obergeschoß vor einem Fenster ungünstig untergebracht, wenn auch richtig auf einige Entfernung berechnet, sein Stilleben noch ein halbes Jahrhundert lang (bis 1895) weiter [1]).

Unter den Stipendiaten der französischen Kunstakademie war damals immerhin Bengt E. Fogelberg [2]), ein junger nachdenklicher und archäologisch lebhaft interessierter schwedischer Bildhauer, von 1821 bis 1854 meist in Rom ansässig. Auf ihn mag etwas von seines Direktors Ingres Hochschätzung für den Torso Medici übergegangen sein. Als der Marmor von Rom schon abtransportiert war und nur ein, glücklicherweise vorher noch durch Ingres veranlaßter, Gipsabguß [3]) auf dem Pincio stand, war es eben Fogelberg, dessen Kunsturteil ausschlaggebend in die Wagschale fiel, nämlich bei der nun von berufenster wissenschaftlicher Seite und hoch-

1) Vgl. Furtwängler, Intermezzi S. 18 mit Anm. 2.

2) Thieme-Becker XII, 138/9.

3) Das Exemplar eines solchen hatte sich Ingers noch 1854 für sich selbst ausgebeten. (Nach Michon.)

offiziell zum ersten Mal vorgenommenen archäologischen Bewertung des Torsos. Das geschah durch **Emil Braun**, den erfahrenen, damals leitenden Sekretar (1834—56) des Deutschen Instituts in Rom[1]) und zwar durch einen Annali dell. Inst. 1840, S. 87—93 erschienenen Vortrag. Die stattliche Tafel dazu in Mon. d. Inst. III, 13 war nach der Zeichnung wiederum eines jungen Skandinaviers gestochen worden, des dänischen Bildhauers **Jerichau**, der sich unter eifrigem Studium der Antike ganz der klassizistischen Richtung Thorvaldsens hingegeben hatte. Braun kommt für die im Torso Medici wiedergegebene Athena zu einem so besonnenen Ergebnis, daß dieses heute noch als vollkommen richtig gesehen festgehalten werden darf: Das Urbild, Kultstatue eines Tempels der klassisch-griechischen Zeit, für Vorderansicht berechnet, aber aus einiger Entfernung zu sehen vor der abschließenden Rückwand des Innenraumes oder einer Nische in dieser, sodaß jedenfalls die Rückseite der Figur nicht voll hat ausgeführt zu werden brauchen. Aber, wenn auch in naher Anlehnung an Phidias' hohe Kunst, selber doch eine Arbeit erst der römischen Kaiserzeit! Ein klassizistischer Wiederschein also eines hohen griechischen Originals der wahrhaft klassischen Periode, mit seinem „insieme magnifico, carattere divino", und seinen „partiti bellissimi". Mehr noch: „l'impressione totale è ripiena di brio e di spirito"! Kurz, Braun preist diese kolossale Pallas als „una delle più sublimi e più magnifiche rappresentanze di Minerva".

Damit war alles Wesentliche bereits gewonnen. Freilich blieben noch genug Fragen übrig, je deutlicher sich später herausstellte, daß der Torso Medici als Nachklang einer schon im Altertum sehr berühmten Figur keineswegs allein steht, und je zahlreichere Überreste von mit ihm nicht nur stilistisch, sondern sogar in den Maßen genau übereinstimmenden[2]) Repliken auftauchten. In den Veröffentlichungen, welche diese neuen Funde in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr hervorriefen, steht natürlich die Frage nach dem noch zu suchenden und bestimmt auch zu findenden Archetypus obenan. Damit tut sich die anfeuernde Möglichkeit auf, einen bisher nur unklar dämmernden Athenatypus des Phidias endlich sicher zu fassen. Umso mehr als sich alsbald die zu-

1) Vgl. Michaelis, Gesch. d. Deutsch. Archäol. Instituts 1829—1879. S. 101 ff.

2) Diese auffallende Tatsache ist immer wieder mit Erstaunen festgestellt worden. Vgl. besonders die Concordanz der Einzelmaße nicht nur am Körper, sondern natürlich erst recht am Kopfe, den man dem Torso als zugehörig seit nun 30 Jahren zurechnen darf. So zusammengestellt von W. Amelung, ÖJh 1908, S. 178 Anm. 1; Pelekides in Ἀρχ. Δέλτιον 1930/31 S. 174.

nehmende Gewißheit ergab, daß dieses verlorene Original nicht aus einheitlicher homogener Masse, nicht ganz aus Marmor oder ganz aus Bronze[1]) gefertigt gewesen sein kann, sondern wie die chryselephantinen Götterbilder der Griechen oder noch wahrscheinlicher die ihnen nahekommenden Akrolithe[2]) aus kombinierten Materialien zusammengefügt gewesen sein muß. Endlich stellte sich immer deutlicher heraus: die meisten, wenn nicht vielleicht alle diese statuarischen Repliken können ihre Entstehung nur einer glänzenden, von höchster Stelle aus zu ganz bestimmtem Zwecke inaugurierten Neuauflage der originalen Schöpfung verdanken. Daß diese erst in **hadrianischer** Zeit erfolgt sein kann, ließen ebenfalls schon früh[3]) die wichtigeren Kopien erkennen. Seither konnte man noch öfter dieselbe Feststellung machen: keine Replik vorhadrianisch! Wohl aber lassen sich später noch die Arbeit des Kopierens sich erleichternde Vereinfachungen des Vorbilds nachweisen[4]). Die vielfache Verästelung, welche in römischer Zeit diesen Athenatypus erst weithin populär gemacht hat, läßt sich örtlich und zeitlich auch heute noch nicht ganz überschauen. Ihre Entfaltung aber aus dem so fruchtbaren und herrlichen phidiasischen Mutterboden, ihr einheitliches und organisch entwickeltes Wachstum ausschließlich aus diesem aufzuzeigen, das darf jetzt schon versucht werden.

Über Gesamtbild, Haltung und Ausrüstung der dem Torso Medici und seinen Repliken zu Grunde liegenden originalen Athena kann heute kein Zweifel mehr sein. Mit unmißverständlich etwas nach seiner rechten Seite hinübergewendetem Kopf stand sie tatsächlich sonst ganz für Vorderansicht berechnet aufrecht da, den buschigen attischen Helm auf dem Haupte, etwa wie die Parthenos im Parthenon zu Athen, wie diese die Aegis auch gerade und symmetrisch um die Schultern gelegt. Der Mantel, der der Parthenos fehlt, fiel hier, nur die linke Schulter bedeckend, tief in den Rücken herab. Die Rechte, wie der neue Fund aus Thessalonike es endlich nun sichert, und nicht, wie man öfters irrtümlich gemeint hatte, die Linke, hielt die Lanze[5]). Die Linke dagegen hatte

1) Amelung, ÖJh 1908, 169 ff.

2) So bedeutet es einen bedauerlichen Rückschritt, wenn Ed. Schmidt (Corolla L. Curtius) S. 76—77 den Torso Medici und seine Repliken auf ein reines Bronzeoriginal und gar auf die Athena Promachos auf der Akropolis zurückführen will. Ein Original in Bronze hatte freilich auch schon Lippold, Kopien u. Umbild. gr. St. 146—148 für möglich gehalten.

3) Nach E. Braun betonte dies wieder J. J. Bernoulli, Über Minervastatuen (Basel 1867), S. 20—21. 4) So an den Repliken von der Pnyx und von Thessalonike (**Taf. VI u. VII—VIII**). 5) Richtig anerkannt auch von Ed. Schmidt in Cor. L. Curtius S. 76.

den Schild gefaßt und diesen allein. Unter dem feierlich fallenden strengen Peplos mit seinem gegürteten Überschlag sitzt graziös der feinfältig sich anschmiegende jonische Chiton, mit feinen Knüpfärmeln am Oberarm. An den Füßen feste, ganz einfache Sandalensohlen; ihr Riemenwerk kann nur aufgemalt gewesen sein. Kein Schmuck am Hals, noch im Haar, noch an den Armen, nur kleine Ringelchen in den Ohrläppchen, also mit zierlichen Anhängern (einst wohl in Gold vorgesehen). Nichts aber von den für Athena sonst üblichen Attributen, weder Ölbaum, noch Eulchen noch Schlange, weder Spendeschale, noch Altar! Alle diese prägnant so attischen symbolischen Zutaten fehlten am Original. Zu Unrecht glaubte Amelung, wogegen Frickenhaus[1] am stärksten s. Z. protestiert hat, Reliefs aus Athen und Münzbilder von dort für solch reichere und speziell athenisch gedachte Ausstaffierung anführen zu dürfen. Er hatte übersehen, daß alle diese kleineren Denkmäler zwar, als für Athen hergestellt, eine spezielle Beziehung zu Athen bezeugten; keineswegs gilt dies aber ohne weiteres für die Zeit des verlorenen Originals dieser Athena aus dem 5. Jahrhdt. v. Chr., vielmehr erst für eine gut ein halbes Jahrtausend später liegende Periode, die der römischen Kaiserzeit.

Der Gesamtcharakter dieser Athena war also eine wunderbare Mischung von majestätischer Feierlichkeit und großartiger Einfachheit. Gegenüber der so viel reicher mit Schmuck bedachten Parthenos, der sie sonst so schwesterlich nah verwandt ist, wirkt diese Pallas Medici feldmäßig schlicht, fast bescheiden, „feldgrau." Das Militärische ist in dieser Führerin wesentlich stärker betont als das rein Frauliche, Mädchenhafte. Oder vielmehr: dieses ist hier ganz vom Geist schwerster Kriegszeit umwoben, nur auf diesen einen tief ernsten, herben, strengen Ton gestimmt. Er allein hält hier die besondere Melodie. Aber — welche sieghafte!

Wenn Ed. Schmidt (Corolla L. Curtius S. 75—77) unsere Figur auch zu Unrecht auf die phidiasische Promachos auf der Burg von Athen bezog, so hat er doch das in ihr verkörperte Wesen der Göttin vortrefflich charakterisiert: „Die Meinung hat also Recht behalten, welche diese Athena als Kämpferin begriff, ... die aus Schlachten kommt, in Schlachten geht ... Spannung also auch hier, ja Vision der Bewegung ... Obwohl nicht sichtbar handelnd, im Innersten ein Bild der Tat. Die archaische Kämpferin in polygnotischer Weise umgedacht."

Wenn man den zuerst in München[2]) unternommenen Wiederherstellungsversuch in Gips (Amelung-Furtwängler-Sieveking-Wol-

1) Vgl. JdI. 1913, 359: „unerfreuliches Pasticcio". Vgl. **Taf. XII**.
2) Vgl. ÖJh 1908, 186 u. 190.

ters) in der Abgußsammlung der Universität Rom[1]), der glücklicherweise das falsche Zuviel fast ganz weggelassen hat (**Taf. XIII**), verglicht mit Amelungs darin viel zu weit gegangener Rekonstruktion, wie sie z. B. auch im Museum zu Braunschweig[2]) steht (**Taf. XII**), tritt es sogleich überzeugend hervor: wie unruhig, unbefriedigend und ablenkend wirken da die wirklich nicht hierher gehörigen attributiven Tiere!

Amelung ist es andrerseits gewesen, der auf Grund seiner Untersuchung der Köpfe, in denen er nach P. Herrmanns Vorstoß als Erster Repliken des zum Torso Medici tatsächlich gehörenden Kopfes erkannt hat, sah, daß diese Figur ein Akrolith gewesen ist. Dieser für unser ganzes Problem entscheidenden Schlußfolgerung ist, abgesehen von den beiden genannten Fällen, nirgends ernstlich widersprochen worden. Mit Recht. Der Körper der Figur muß aus Holz geschnitzt und vergoldet, nur das Haupt und die Extremitäten, soweit sie aus dem Gewande hervortraten, können in Marmor angesetzt gewesen sein. Also im Vergleich zur Gold- und Elfenbeintechnik das wohlfeilere Verfahren, wenn es darauf ankam, ein zwar glänzendes, stark in die Augen fallendes Werk zu schaffen und doch mit beschränkten Mitteln auszukommen.

Über den phidiasischen Stil, die phidiasische Technik, das phidiasische Ethos der großartigen Figur hat sich jetzt immer entschiedener volle Einstimmigkeit ergeben. Daß diese Athena Medici mit der Lemnia, der Parthenos und anscheinend auch der Promachos als den drei anderen monumentalen phidiasischen Athenen, zu einer innerlich von einander nicht mehr zu trennenden Gruppe gehört, davon ist jetzt wohl jeder überzeugt. Das heißt: das Original der Athena Medici kann tatsächlich nur ein Werk von Phidias selbst gewesen sein. Von dem Versuch, diese Figur einem der Phidias immerhin am nächsten stehenden Schüler zuzuteilen, wie Agorakritos (Herrmann)[3]) oder Kolotes (Frickenhaus)[4]), ist man wieder abgekommen. Seinen überkühnen Versuch, den Torso Medici als aus Phidias' eigener Hand stammend in die Mitte des Parthenon-Ostgiebels zu setzen, hat Furtwängler ebenfalls bald wieder aufgegeben[5]).

Auf wie richtiger Spur im Ganzen aber unsere Forschung in den letzten drei Jahrzehnten gewesen war, mögen noch die Beiträge dreier Forscher bezeugen, die bis zuletzt um eine reinere

1) JdI. 1913, Beilage zu S. 355.
2) Vgl. ÖJh 1908, 189 Abb. 71.
3) ÖJh 1908, 170—173. 4) JdI 1913, 361.
5) Intermezzi (1896), S. 17 ff. Fallen gelassen im Äginawerk (1906) S. 330.

und klarere Erkenntnis der klassischen Plastik der Griechen bei uns gerungen haben.

Zu Amelung's Irrweg dem Torso Medici gegenüber bemerkte Fr. Koepp in „Drei Probleme der griechischen Künstlergeschichte" (Neue Jahrb. 1908, 475): „... nur möchte ich nicht schlechtweg verneinen, daß die Athena Areia in Betracht kommen könne. Mit Unrecht scheint sich Amelung den Weg zu ihr versperrt zu haben durch das Vorurteil, daß seine Athene durchaus in Athen gestanden haben müsse."

Zum Torso Medici erklärte Br. Sauer bald darauf in derselben Zeitschrift (1910, 620—621): „Es gibt ein zweites, künstlerisch höher stehendes Werk, das wir der Parthenos an die Seite stellen nicht nur können, sondern müssen: ein großartiges, mit der Parthenos rivalisierendes Werk, in dem man seit Jahrzehnten den Geist des Phidias geahnt hat. ... Wahrlich, wenn wir zweifeln wollten, daß aus dem gleichen Künstlergeist beide Werke hervorgegangen seien, dann wäre der Bankerott der Stilkritik erklärt. Die Athena Medici ist ein phidiasisches, nach der Parthenos entstandenes Werk." Amelungs Ergebnis in seiner Untersuchung über den zum Torso Medici gehörigen Kopftypus Carpegna und Repliken, stimmte Sauer mit freudigem Herzen zu: „... es spricht aus ihnen ein hoher freier Geist, und eine schlichte gewinnende Liebenswürdigkeit nimmt den Beschauer gefangen. Ist dieser erst jetzt uns nahe gerückte Kopftypus dem der Parthenos nahe verwandt, so ist die Athena Medici als phidiasisch aufs Neue gesichert. Tatsächlich wird die Bedingung erfüllt: 'schwesterlich verwandt stehen die beiden nebeneinander."

A. Frickenhaus endlich (JdI. 1913, S. 356—360), dessen scharfes Ingenium uns allzu früh entrissen worden ist, erklärte zum Durcheinander der sich bekämpfenden Thesen zu unsrem Pallastypus schlagend richtig: „Nur dann wird der Wirrwarr der Meinungen beseitigt werden, wenn es gelingt, das Original der Athena Medici in der Literatur wieder zu finden. ... Alle großen Wiederholungen sind in Latium zu Tage gekommen; unsre Statue muß also in der Kaiserzeit in Rom sehr berühmt gewesen sein, weil diese großen Kopien naturgemäß bedeutende Kosten verursachten. Die Kopien selbst scheinen z. T. in hadrianischer Zeit hergestellt. So die aus Tibur und Laurentum stammenden Köpfe in Wien und im Vatikan. ... Soviel dürfen wir kecklich behaupten: hätte wirklich das als Vorbild der Athena Medici erschlossene kolossale Goldelfenbeinbild oder Akrolith auf der Burg von Athen gestanden, so wäre es schon längst in unserer hier doch relativ guten Überlieferung aufgefunden worden. ... Ja, wir müssen sogar umgekehrt wie bisher schließen: da die athenische Weihgeschenkkunst der älteren Zeit nirgends eine Kenntnis der Athena Medici verrät, da ferner noch keine einzige Münze [1]) nachgewiesen ist, die mit Sicherheit jene Statue nachbildet, so hat das Original des Typus eben nicht in Athen gestanden, sondern wurde dort nur kopiert. Wir haben also nun volle Freiheit, im übrigen Griechenland zu suchen."

1) Diese Beobachtung scheint mir richtig zu sein, doch noch nicht gesichert. Sie bedarf zur endgültigen Klärung einer systematischen und umfassenden Untersuchung über die verschiedenen Athenatypen der Münzen Athens in der Kaiserzeit. Bei dem durch die amerikanischen Ausgrabungen in Athen stark gewachsenen

Endlich ein Letztes. Als Carl Jacobsen, der Begründer der herrlichen Glyptothek Ny Carlsberg in Kopenhagen (P. Arndt, La glypt. Ny Carlsberg pl. 40/41) den lebensprühenden Athena-Kolossalkopf pentelischen Marmors und evident phidiasischen Gepräges erwarb, da stand er selbst wie seine archäologischen Berater Paul Arndt und Adolf Furtwängler (MW 139) zunächst förmlich in Feuer, entzündet von dem sprühenden, außerordentlichen Temperament dieses Kopfes, erstaunlich gut erhalten, soweit sein jugendlich strahlendes Gesicht in Frage kommt. Man war in die doppelte Gefahr geraten, diesen wunderbar mädchenhaften Athenakopf zu erklären für den verlorenen Kopf der Athena Medici oder für den uns noch nie in einer Kopie begegneten Kopf der kolossalen Athena Promachos auf der Akropolis zu Athen. Man hat dann Beides als vorschnelle Deutungen wieder fallen lassen müssen (Intermezzi 30 ff.) [1]). Zum Torso Medici gehört der Kopf nicht, weil er zu groß in den Maßen und auch zu leidenschaftlich bewegt ist, zur Promachos nicht aus demselben letztgenannten Grunde, und weil bei jener außerdem die Helmform eine andre, bestimmt die korinthische, war. Nach verschiedenen Schwankungen war Furtwängler zuletzt doch noch zur anscheinend richtigeren Erklärung gekommen, daß dieser feurigste aller phidiasischen Athenaköpfe nur von einer römischen Nachbildung [2]) jener stürmisch vorwärtsstürmenden Athena des Parthenon-Ostgiebels stammen kann, welcher die eben geborene Göttin in einer Ekstase geradezu zeigte. Nämlich so wie sie die dafür oft herangezogenen Verse des home-

Material würde es sich sehr verlohnen, die noch so nötige Sichtung anzustreben. Bei einer ersten Durchsicht des im Münzkabinett der Staatlichen Museen Berlin aufbewahrten Bestandes, wie sie mir Herr Prof. Dr. Liegle freundlichst ermöglichte, wurde mir klar, daß der Typus Medici, wenigstens so wie ihn Svoronos noch (Trèsor des Monnaies d'Athènes pl. 86, nr. 30, 40, 41 u. 42) zu erkennen geglaubt hatte, auszuscheiden hat. Schon wegen der Lanze in der l. Hand. Nur die r. Hand könnte bei unsrem Typus die Lanze halten. Vgl. oben S. 7). Welche Abwandlungen dem Vorbild gegenüber sich die Münzstempelschneider erlaubt haben, wäre erst genau festzustellen. Welche Inkonsequenzen darin möglich waren, beweist die mehrfach zu belegende Tatsache, daß die grundverschiedenen, gar nicht zu verwechselnden Helmtypen der Parthenos (dreibuschig) und der Promachos (korinthisch) beim Bild des Kopfes allein in einfach unerlaubter Weise gegenseitig vertauscht werden. Daß die Athena Areia von Platää in ihrer Neuauflage als „Athena media" der Hadriansbibliothek zu Athen auch auf die Münzen jener Zeit gesetzt wurde, ist mehr als wahrscheinlich und ohne ihrer platäischen Wurzel zu gedenken, auch des öfteren schon angenommen worden. Aber noch muß dies erst wirklich bewiesen werden.

1) Vgl. Arndt, La Glypt. Ny Carlsberg p. 68 ff.

2) Wie ich vermute, augusteischer Zeit. Ebenso (mündlich) G. Rodenwaldt.

rischen Hymnos 28 und Statuetten-Nachbildungen aus Eleusis zeigen: mit eben einem attischen dreibuschigen Helm, wie er nun einmal der Göttin gerade dieses Tempels zukam und vielleicht dieser allein. Ich gedenke andren Orts darauf zurückzukommen.

Was ergibt sich aber für unsre Athena Medici des Phidias? Zweierlei: die große Ähnlichkeit, ja Verwandtschaft mit der zum Parthenon gehörigen Parthenos einerseits, aber auch die sehr bewußt innegehaltene Distanzierung von ihr andrerseits. In der Gesamtanlage des Gesichts und seiner einzelnen Teile sind sogar die beiden Köpfe Jacobsen und Carpegna unmittelbare Schwestern, auch die schönen Einzelheiten wie der detaillierten oberen Zahnreihe, der durchlochten Ohrläppchen, der Haarlöckchen an den Schläfen, ebenso wie in der Formung des in der Mitte spitz sich herabsenkenden Helmrandes über der Stirn, wie des ganzen Nackenschutzes hinten. Verschieden aber sind die beiden Köpfe vor allem in der krönenden Helmzier: bei der Parthenos der fast ausschließlich [1]) ihr zukommende Superlativ der Dreibusch-Zierde, bei der Medici hingegen nur ein Busch. Bei keiner einzigen der uns überkommenen feineren Kopfrepliken ist ja die krönende Helmzier überhaupt erhalten. Die gröberen Repliken aber ebenso wie das Relief von Ambelokipi zeigen alle nur einen Busch. Zu Unrecht hatten Sieveking und Amelung auch dem Kopf des Torso Medici drei Büsche auf den Helm gesetzt (**Taf. XII**), nur um der Verlegenheit zu begegnen, der Kopf könnte zu klein wirken auf den Schultern des Medici-Torso. Ohne Not und zu Unrecht. Grade in ihrer Zurückführung zu schlichterer Einfachheit gewinnen wir die wahre Gestalt der Athena Medici erst ungetrübt wieder. Gleichzeitig aber auch ihr volles attisches, reines phidiasisches Formengut, das wir, wenn irgendwo, gerade für ihr Vorbild zu erwarten haben.

Was bleibt, ist also dieses: eine „feldgrau“, aber siegreich auftretende Athena, von Phidias eigener Hand geschaffen, kaum schon vor der Parthenos, aber wohl bald nach ihr [2]), überlebensgroß, wenn auch nicht so kolossal wie die Promachos oder gar die Parthenos es waren, auch garnicht für Athen oder seine Akropolis von Phidias selbst bestimmt. Aber wo mag sie gestanden haben? Wo dann, wenn nicht auf der Akropolis, wie zu rasch folgernd man schon geglaubt hatte annehmen zu müssen?

1) Doch auch die Athena Farnese-Hope hat 3 Helmbüsche!

2) Vgl. Frickenhaus S. 355: „Die Athena Medici erweist sich in jeder Weise jünger und (stilistisch) reicher (als die Parthenos) ... Unzweifelhaft hat die Parthenos das Vorbild für die Athena Medici abgegeben ... Die Athena Medici vereinigt in sich die Art der Parthenos und der (Parthenon-)Giebelfiguren.“ Ähnlich Br. Sauer in Neue Jahrb. f. d. klass. Alt. 1910, 620/1.

Es berührt eigentümlich, wenn Amelung, der näher als irgend ein anderer Forscher an die Lösung des Rätsels herangekommen war, in der Feinfühligkeit seines künstlerischen Instinktes, in der Gewissenhaftigkeit seiner klaren, logischen Untersuchung, — wenn gerade er unmittelbar vor dem erreichten Ziel zuletzt doch noch daran vorbei schießt in's Leere und alles wieder der Ungewißheit wie vorher überantwortet. Die wehmütige Entsagung, zu der er als Abschluß seines gespannten Nachspürens gelangt war, lautete: „Wir müssen vorläufig darauf verzichten, unsre Athena mit einem literarisch überlieferten Werke (des Phidias) zu identificieren“! Ja wenn er in einer Klammer unmittelbar noch hinzufügt: „Die Athena Areia des Phidias kommt nicht in Frage, weil sie in Platää stand“ [1]).

Amelungs sicherer Spürsinn hatte instinktiv schon richtig die Lösung gefunden und sich nur dadurch wieder davon abbringen lassen, daß er dem Trugschluß der ihm vorangegangenen langen Voreingenommenheit folgte, welche, irre geführt durch Dokumente römischer Zeit, glaubte und behauptete, diese Athena des Torso Medici müsse in Athen und dort, wenn irgendwo, eben auf der Akropolis gestanden haben [2]).

Mit Athen hängt der Torso Medici samt seinen Repliken allerdings zusammen, sogar eng, aber anders, ganz anders, als man sich bisher vorgestellt hat. Bevor dies aufgezeigt werden kann, aber erst ein Wort über den Ort — Platää —, der tatsächlich nur übersehen und soviel wie vergessen Ausgangspunkt des ganzen Phänomens, die wirkliche Heimat dieser klassischen Athena gewesen ist. In Platää stand von Phidias' Hand die „Athena Areia“, die Göttin der Schlachten κατ' ἐξοχήν, als Herrin jenes gewaltigen Schlachtfeldes in ganz besonderem, man darf sagen, schon panhellenischem Sinne.

Der Tempel, in dem die Statue der Göttin in Platää einst aufgestellt wurde, war kein älterer, schon vorher vorhandener Kultbau von Platää, sondern ist erst damals, bald nach 479 vor Chr., ganz neu errichtet worden, ausschließlich zum dauernden Angedenken an den großen befreienden Sieg der endlich — wenigstens großenteils — vereinigten Hellenen, wobei Athen, wie so oft in den Nachbargebieten Attikas, die kraftvoll führende Initiative hatte. Unmittelbar an der Seite Platääs, mit dessen Kontingent in der Schlacht selbst es ebenso wie schon bei Marathon Seite an Seite gekämpft hatte, — in denkbar größtem Gegensatz zu

1) ÖJh 1908, 196. (Sperrung wie oben S. 10 von mir.)

2) Treffend dagegen Frickenhaus, JdI. 1913, 359/360.

dem örtlich näher gelegenen, größeren, aber völlig auf die Seite des Feindes übergegangenen Theben. Überall, schon seit dem Bündnis von 519, ist Athens überragender, schirmender Einfluß zu spüren. Es ist geradezu, als hätte Athen schon rein politisch eine Art dauernder Patenstelle bei dem kleinen Plataä übernommen, gerade der drohenden Nähe des ihm so feindseligen Thebens wegen; in den Schreckenszeiten des peloponnesischen Krieges nur allzu nötig[1]). Aristides war gerade damals der militärische Oberbefehlshaber Athens. Seiner überragend geschickten Vermittlung hatte es Plataä zu verdanken[2]), daß gerade ihm, diesem kleinen Teil der großen Gesamtmasse des griechischen Heeres, der stolze, hart von Eifersucht umstrittene Siegespreis für den strahlend glorreichen Tag schließlich zuerkannt wurde. Unmittelbar unter seinen Stadtmauern, angesichts seiner Tempelgottheiten war ja der Sieg erfochten worden. So geht auch die Idee einer ganz außerordentlichen, ungewöhnlichen, monumentalen Gedächtnisehrung des großen Ereignisses an Ort und Stelle selbst, auf Aristides, d. h. auf Athen zurück. Umso verständlicher, als schon bei Marathon von allen übrigen Griechen allein Plataä es gewesen war, das dem damals so unmittelbar bedrohten Athen zur Seite gestanden hatte. Athen hatte ihm dann auch zum Dank seinen besondern Anteil an der stattlichen Siegesbeute von Marathon überlassen. Diesen würdig zu verwerten, war jetzt die rechte Gelegenheit gekommen, eben zu Füßen Athenas, der Schlachtenlenkerin, wie Pausanias IV, 14, 1 ausdrücklich anmerkt. Jedenfalls hat Athen die dafür erforderlichen künstlerischen Kräfte ganz von sich aus gestellt in den allerersten Meistern, die ihm und damit Hellas überhaupt damals zur Verfügung standen: Phidias und Polygnot. Galt doch die Verherrlichung, sobald es Phidias' Zeit zuließ, zudem Athens eigenster Göttin, seiner kriegsgerüsteten Pallas. Plataäs alte, vielleicht noch vorgriechische Hauptgöttin dagegen, die hausfrauliche Hera Teleia,

1) Nicht nur die Überlebenden des zerstörten Plataä fanden immer wieder ein schützendes Asyl in Athen — vgl. Lysias, orat. 23 —, dankbare Treue hielt Athen Plataä auch über den Tod hinaus. Nach Thukyd. III, 55, 3 genossen allein die Platäer das Vorrecht, zusammen mit den attischen Vollbürgern bestattet zu werden. In den Verlustlisten des athenischen Staatsfriedhofs standen darum die Namen der gefallenen Platäer — und nur diese — geordnet nach den attischen Phylen. Vgl. Domaszewski, Sitzber. Heidelb. Akad. 1917.

2) Plutarch, Aristides 20. Ebenda auch der Bericht über die ausnehmende Ehre, die, nachdem sämtliche Feuer im ganzen Lande gelöscht waren, einem Platäer (Euchidas) damals zufiel, neues reines Feuer aus Delphi eiligst herbeizubringen: er leistete die lange, steile Strecke an einem einzigen Tage, um mit der brennenden Fackel bei der Rückkehr tot niederzufallen.

hatte da selbstverständlich zurück zu treten, mag auch ihr Tempel älter, größer und stattlicher gewesen sein[1]).

Plutarch sagt ausdrücklich, daß auf den damals von Aristides sofort eingebrachten Antrag hin eingesetzt wurden: die panhellenische, alljährlich stattfindende Festversammlung, die außerdem alle fünf Jahre abzuhaltende große Siegesfeier mit den Festspielen und dazu das einzigartige Vorrecht Plataäs, kraft dessen sie opferten „für ganz Hellas"; endlich auch die alljährlich dort zu feiernde besondere Totenfeier aller der „für die Freiheit Griechenlands" gefallenen und bestatteten Hellenen (Plut. Aristid. c. 21)[2]).

Der neue Tempel Plataäs, dieser der Schlachtenlenkerin Athena geweihte Bau, der für die Griechen eine Bedeutung gehabt haben muß, wie für uns Deutsche etwa die Befreiungshalle bei Kehlheim, das Nationaldenkmal auf dem Niederwald oder das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig, gerade als künstlerischer Exponent größten Stiles für die Verewigung des großen, umfassenden, rettenden nationalen Gedankens — dieser Weihebau ist bis heute noch nicht wieder gefunden[3]). Die griechischen und amerikanischen Suchgrabungen, hauptsächlich von strategischen Gesichtspunkten ausgehend und dem Schlachtfeld als solchem nachspürend, waren bei weitem nicht systematisch genug, um auch nur ungefähr die örtliche Lage dieses Tempels der Athena Areia erkennen zu lassen. Immerhin scheint man aus diesen Untersuchungen folgern zu dürfen, daß der Athenatempel nicht zunächst der Stadt, sondern, wie es von vorneherein auch anzunehmen ist, auf oder vielleicht am Rande oder doch in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes selbst gestanden hat. Vermutlich also auf einem der nördlichen Ausläufer des weiten Hügelgeländes, das sich hier vom Fuße des Kithäron aus nach Norden hinab erstreckt, am ehesten nö. von dem Städtchen Plataä. A. de Ridder's klugen Überlegungen kann man nur beipflichten,

1) Vgl. Washington in AJA 1891, 390—405, 605, pl. XX. Es war auch ein Hekatompedos, größer als der Tempel von Phigalia und das Hephaisteion von Athen; außerhalb (πρὸ) der Stadt gelegen wie Herodot ausdrücklich hervorhebt. Vgl. auch Frazer, Paus. Description V, 17 ff. Hunt in AJA 1890, 469—471. A. de Ridder BCH 1920, 160 ff. — Grundy's The Battle of Plataea (1894) ergibt nichts für unsre Frage.

2) Vgl. Ziebarth, Griech. Schulwesen² S. 162.

3) Nachdrücklich betont von A. de Ridder, BCH 1920, 161. — Völlige Ungewißheit auch bei Kromayer-Veith IV 130 Anm. 3. Wahrscheinlich würde es sich verlohnen, mit einem Flugzeug das ganze Gelände spähend wiederholt zu überfliegen. Bisher unter der Erde noch verborgene Spuren des Mauerwerks könnten dann nach anderwärts schon mehrfach bewährter Methode am ehesten beobachtet werden.

wenn er zu dem Ergebnis kam, daß der Athenatempel bei Platää, so wahrhaft groß, ja gewaltig auch der Anlaß und Gedanke seiner Entstehung war, doch nur ein verhältnismäßig bescheidener Bau gewesen sein wird. War doch auch der nach Plutarch (Aristid. 20) ebenfalls für die Ehrung der Athena Areia von der Schlacht bei Platää selbst zur Verfügung gestellte Siegespreis von 80 Talenten, der nun noch hinzukam, immer noch kein sehr bedeutender Stiftungsfond [1]), wenn mit ihm alles, die ganze Architektur samt ihrer gesamten, plastisch wie malerisch ungewöhnlichen Innenausstattung hat bestritten werden müssen, wie von Plutarch und Pausanias ausdrücklich bezeugt wird. War diese letztgenannte Summe doch nur etwa ein Viertel des Aufwandes, den Apoll von Delphi oder der Zeus in Olympia für ihre Bauten erfordert hatten. Kaum stattlicher also als das „Theseion“, den Hephaistostempel in Athen, wird man sich auch den Athenatempel von Platää vorstellen dürfen. Es ist verständlich, daß man hier im abgelegenen Gelände beim Kultbild auch von kostspieligem Elfenbein absehn wollte und sich beim Gold auf eine nur dünne Inkrustation des hölzernen Kernes hat beschränken müssen bei so großen Maßen. Selbst die Kolossalität des Maßstabes wird $2^1/_2$ fache Lebensgröße kaum erreicht haben. Als einen Akrolith, eingerechnet die hochragende Helmzier, von 3 m Höhe etwa wird man sich im höchsten Fall diese Athena Areia des Phidias bei Platää vorstellen dürfen [2]).

Der Tempel also, etwas abgelegen von der Stadt, in großartiger Einsamkeit und das weite Schlachtfeld zu seinen Füßen beherrschend. So heftig die erbitterten Kämpfe des rachsüchtigen Theben die kleine Nachbarstadt Platää immer wieder auch verheert haben, an das feierliche panhellenische Siegesdenkmal mit seiner Athena Areia scheint man sich glücklicherweise nie herangewagt, an diesem Kleinod der Gesamtnation sich vorerst nie vergriffen zu haben. Noch in der römischen Kaiserzeit war es, samt seinen Kostbarkeiten, unversehrt. Der ins Einzelne gehende Bericht des Pausanias wäre sonst ebenso wenig zu verstehen wie das Zeugnis Plutarchs aus dem benachbarten Chäronea. So wird das göttliche Bild auch Hadrian noch gesehen haben, als er auf seiner ersten Reise nach Athen im Jahre 124, oder auf seinen Ausflügen bald darnach von Athen aus im Jahre 125 Böotien besuchte. Von

1) Freilich wird, ohne Grund, allgemein angenommen, es könne sich um die Verwendung nicht von 2 Beutegeldern handeln (Marathon und Platää), sondern nur um diejenige des Aristeions von Platää.

2) Vgl. Michaelis AM 1877, 89 ff. und C. Robert, Die Marathonschlacht in der Poikile S. 63 ff. — Siehe unten S. 243 u. 247.

den einzelnen Städten dort wenigstens ist es unmißverständlich überliefert, daß der Kaiser dagewesen ist, so von Thespiä, wo er im Tempel des Eros eine seiner Jagdtrophäen, das Fell einer Bärin, mit einer selbstgedichteten Widmung deponierte. Dort am Helikon aber muß sich Hadrian schon seiner Jagdliebhaberei wegen mehrere Tage aufgehalten haben. Eine ihn als σωτήρ, κτίστης und Ὀλύμπιος feiernde Ehreninschrift ist auf dem Helikon selbst gefunden worden. Für Lebadeia und Koroneia machen es sowohl erhaltene Inschriften, wie auch der Verlauf der für Hadrians Touren hier garnicht zu umgehenden Straßen sicher, daß er dort überall gewesen ist [1]). Dabei treten die Beziehungen, die sich für Hadrian gerade zu Platää ergeben, auffallend hervor. Nach Platää stiftet die Stadt Lebadeia eine Ehrenstatue Hadrians, auf deren Sockel er als ihr ἴδιος εὐεργέτης καὶ σωτήρ gefeiert wird [2]). Der Bund der panhellenischen Griechen, die in Platää nach alter Sitte ihre Opfer für Zeus Eleutherios, den befreienden Schlachtenlenker, darbrachten, weihte dem Hadrian eine andere Ehrenstatue nach Delphi [3]), das er ebenfalls i. J. 125 besucht hatte. Nein, es ist nicht überliefert, aber — nach allem, was wir von dem Besuch Hadrians in diesem weiten bötischen Gelände erfahren — darf man sicher annehmen, daß er das berühmte Schlachtfeld von Platää aufzusuchen selbstverständlich nicht unterlassen hat. Schon allein die damals noch immer dort in jedem fünften Jahre stattfindende nationale Siegesfeier mußte den philhellenischen Sinn Hadrians aufs stärkste anziehn. Der überragende panhellenische Gedanke, wie er mehr und mehr dem Kaiser selber vorschwebte, aber schon in Aristides einst lebendig gewesen war (s. oben S. 15), war in solch festlich ausgeprägten Formen einstweilen ja nur dort in Platääs nationalen Einrichtungen verkörpert gewesen; die eben erwähnte Ehrung von Lebadeia hat man sicher mit Recht gerade mit dem Eleutherienfest in Platää in Verbindun gebracht (W. Weber 157), das den großen Sieg von 479 verewigen sollte. An dies penteterische, dem panhellenischen Zeus gefeierte Eleutherienfest von Platää hat nun Hadrian bei seiner großen neuen Panhellenienfeier in Athen nachweislich ganz unmittelbar angeknüpft, als er dort den Riesenbau des Olympisch-Panhellenischen Zeus mit seinem glänzenden Agon einweihte [4]). Daß Hadrian gerade dem alten Siegesfest von Platää seine neue Panhellenienfeier in Athen nachgebildet habe, hat schon August Mommsen vermutet. Wenn Mommsen (Feste der

1) W. Weber, Untersuchungen z. Gesch. d. Kaisers Hadrianus S. 157 ff.

2) Ebenda S. 157.

3) Ebenda S. 195.

4) Vgl. Weber S. 196.

Stadt Athen² S. 168 ff.) sagt „es wird sich zeigen, daß das Nachbild nicht blos in der zu feiernden Gottheit und in der zentralisierenden Tendenz, sondern auch in andern Stücken dem Vorbild entsprach", so glaube ich zeigen zu können, wie richtig diese Vermutung Mommsens gewesen ist. Wenn sie sich nämlich auch noch auf das andre Numen des Plataäischen Festplatzes und Vorbildes erstreckt: nicht nur auf Zeus, den Befreier, sondern auch auf Athena, die Kämpferin, die geistigste Beschirmerin des Griechentums, d. i. seiner feinen innersten Veranlagung und Überlegenheit auch allen Bedrohungen und Anstürmen von Außen gegenüber.

In eben jene Jahre fällt die Gründung der „Universität"[1]) Athen durch denselben Hadrian, fällt die Erbauung ihres monumentalen, heute noch unter dem Namen „Stoa Hadrians" dort stehenden weitläufigen Gebäudes, in welchem gerade der stattlichste Teil, der große Bibliothekssaal mit seinen seitlichen, ganz symmetrisch angeordneten Annexen auch als Ruine noch auffallen muß. Als die Griech. Archäolog. Gesellschaft im Jahre 1885 die Reste freilegte, stand ihr, wie so oft, Wilhelm Dörpfeld mit seinem erfahrenen Rat treu zur Seite. Von ihm stammt auch die saubere Aufnahme des prachtvoll klaren Gesamtgrundrisses (**Taf. XVII**), wie die richtige Erklärung der beiden fast quadratischen Hörsäle mit ansteigenden Sitzreihen in den seitlichen Ecken der Anlage[2]). In der Mitte des gleichfalls hier, aber zentral gelegenen, besonders prächtig ausgestatteten Bibliothekssaales, ist eine große Nische, einst mit oben bogenförmigen Abschluß angeordnet. In dieser Apsis hat der englische Architekt M. A. Sisson[3]) bei seiner sorgfältigen Nachuntersuchung der Ruine (1925–27) auf seiner Tafel XXIV (**Taf. XVIII**) unwillkürlich eine Athena-Statue eingezeichnet. Reste einer solchen oder ihres Sockels sind nicht gefunden, der Gedanke aber war vollständig richtig, da es sich bei den Fachgenossen schon eingebürgert hatte, gerade solche dekorative Athenastatuen sich als unentbehrlichen Schmuck antiker Bibliotheken zu denken. So war die Rekonstruktion, so lange sie nicht ahnte, welcher besondere

1) Vermutlich identisch auch mit dem 'Gymnasium' Hadrians. — Ist dieser neue Gebäudetypus vielleicht als eine Art kaiserliche Luxusausgabe des stattlichen hellenistischen, aber eben durch eine Bibliothek, deren Ursprung man sich am liebsten in Alexandria denken möchte, erweiterten Gymnasiums zu verstehen? Das verbindende Zwischenstück in Athen selbst war das von Ptolemaios II. an der Agora errichtete Gymnasium, dem auch weder Bibliothek noch Vorlesungssaal fehlten. Vgl. Judeich² S. 353. — Siehe unten S. 250.

2) Πρακτικά 1885, Taf. 1; Judeich, Topogr. v. Athen² S. 376 Abb. 49.

3) Papers of the British School at Rome XI (1929), 50 ff. pl. 17–26. Siehe unten S. 251.

statuarische Typus in Frage kommen könnte, in diesem Punkte zunächst ganz frei. Daß Sisson, vollkommen richtig, eine aufrecht stehende Athena wählte, und dazu in Ermangelung anderer Anhaltspunkte, eine solche ungefähr im Habitus der Parthenos nahm, fiel daneben kaum ins Gewicht. Die Frage nach dem in diesem Falle allein in Betracht kommenden Typus war ja damals überhaupt noch nicht aufgeworfen worden.

Eine Athena als symbolische Schützerin der geistigen Güter, die wenn irgendwo in solchem Hause gehütet und gepflegt werden sollten, in zentraler, dominierender Lage aufzustellen, damit hatten schon die Attaliden in ihrer Bibliothek zu Pergamon bekanntlich begonnen. Ihr königliches Vorbild war schlechthin nicht mehr zu übersehen. Für die Celsusbibliothek in Ephesus (**Taf. XIX, 1**) hatte es W. Wilbergs schönes Rekonstruktionsbild (**Taf. XVI**)[1]) in eben diesem Sinne ganz richtig erschlossen, obwohl nicht die Spur einer solchen Athenastatue damals dort gefunden zu sein schien. Erst als sich später, nach der unruhigen Zeit des Weltkrieges, in nächster Nähe jener Bibliotheksruine ein durch fanatische Zerstörung traurig verstümmelter Rest eines Athenakopfes[2]) fand, war der Beweis für die Richtigkeit der rekonstruierenden Vermutung erbracht. Es war ein Athenakopf, in welchem Amelung den Typus der Minerva Carpegna, also ein Werk evident phidiasischer Grundlage, erkannte. Heute darf man die tatsächliche Beziehung dieses Skulpturrestes (**Taf. X u. XI, 1**) zu dem Bibliotheksbau in Ephesus endlich herstellen, wenn sie auch bisher nicht erkannt worden ist. Für die Municipalbibliothek zu Timgad endlich ließ sich als Mittelpunkt im Fond des dort barock gekurvten Büchersaales (**XX, 1**) ebenfalls eine Minervastatue vermuten, wie Cagnat bei aller Vorsicht nachdrücklich betont, wenn auch der in der Nähe gefundene Marmorkopf dafür unmöglich in Frage kommen kann, jedenfalls nicht dem von uns für diese Zwecke als kanonisch damals nachzuweisenden Typus Carpegna-Medici entspricht[3]).

1) ÖJh. 1905 Beibl. 66.

2) Der Kopf wurde gefunden während des Weltkriegs von dem Arzt Dr. L. Casotti. Vgl. G. Libertini in RM. 1925, 124 ff. mit Taf. VIII; dazu kurzes Nachwort mit neuem Material zur Replikenfrage des Kopfes von Amelung S. 137/8. Merkwürdiger Weise hat Libertini es unterlassen, den naheliegenden Schluß zu ziehen, daß der Kopf Casotti aus dem gerade dort in nächster Nähe gelegenen Bibliothekssaal stammt.

3) Vgl. Cagnat, Les bibliothèques municipales dans l'empire Romain (Mém. de l'Inst. Nat. de France XXXVIII, 1909) p. 12 ff. Mr. L. Leschi in Algier hatte die Freundlichkeit mir eine Photographie (**Taf. XX, 2**) des kolossalen „Minerva"-kopfes zu vermitteln, der aber höchstens von einer Statue der Gattin des

Für einen Bibliothekssaal dieser Art habe ich stets auch den im Asklepieion bei Pergamon neugefundenen, in den Grabungen von 1928—32 freigelegten „Kaisersaal“ (Th. Wiegand, Zweiter Bericht, Abh. Berl. Akad. 1932, S. 10ff. u. Taf. I u. II (**XIX, 2**)) gehalten, als welcher er sich durch Weihinschrift der Stifterin auch alsbald erwiesen hat. Die flachen weiten Nischen, die sorgfältige Anlage eines hinter allen drei Nischenwänden herumgehenden Trockenganges, die reiche Marmorinkrustation des wie in Ephesos sicher unter einer wagrecht schwebenden Holzdecke liegenden prächtigen Saales (16,5 × 18,5 m) ließen diese Bestimmung vermuten. Hier ist Hadrian bei seinem Besuche in Pergamon i. J. 123 sogar als νεὸς Ἀσκλήπιος gefeiert worden. Unmittelbar vor der halbrunden Bildnische in der Mitte der Rückwand das stolzen Saales fand sich noch der Marmorsockel seiner Ehrenstatue von derselben Fl. Melitine, die ihn hier als ϑεὸς feierte (S. 51). Auch die von ihr gestiftete Statue selbst fand sich noch. Die noch zu erwartende endgültige Grabungspublikation aber erst wird zeigen, ob diese Kaiserstatue in der z. T. noch vorhandenen Apsis des Erdgeschosses gestanden hat oder in einer solchen unmittelbar über dieser, oder in welcher von beiden etwa eine Athenastatue, von der Reste freilich bisher nicht beobachtet wurden. Aber daß die Büchernischen an allen drei Wänden mindestens zweigeschossig ringsum liefen, läßt außer dem trajanischen Vorläufer in Ephesos die nur zwei Jahre spätere Analogie der Bibliotheksanlage in der Stoa Hadrians zu Athen geradezu notwendig erscheinen. Dann wird auch wie dort in der Mitte eine *media Minerva* nicht gefehlt haben. Gerade in Pergamon nicht, wo die Attaliden mit solch bedeutsamer Symbolik schon seit Jahrhunderten vorangegangen waren. Siehe oben S. 229.

Man könnte sich bei dem allen berufen auf eine bekannte und viel zitierte Stelle bei Juvenal (Sat. 3, 219), wo als das neben den *libri* und unentbehrlichen *foruli* damals allgemein übliche Ausstattungsstück einer Bibliothek eben eine *media Minerva* genannt wird. So lange man von dem tatsächlichen Vorkommen solcher Athenastatuen in antiken Lesesälen nichts wußte, hatte man den Ausdruck Juvenals freilich nicht verstanden: man glaubte zunächst, eine Art Halbfigur, etwa in Büstenform, sei gemeint. Gerade solche Athenabüsten in ihrer ungewöhnlichen Form würden uns aber sicher erhalten sein. Für kleinere Privatbibliotheken wäre zwar die Aufstellung einer Athenabüste das Gegebene; aber auch dann wohl nur aus Sparsamkeitsgründen als pars pro toto zu verstehn gewesen. In dem reichen Landsitz eines Kunst- und Bücherfreundes zu Herculaneum, in der Villa dei Pisoni, fand sich bekanntlich eine Athenabüste, welche Wolters einmal auf Kephisodot hat zurückführen wollen[1]). Ihre genaue Fundstelle aber — in der Mitte des langgestreckten Gartenhofes mit seinen vielen Kunstwerken, auch verschiedenen Hermenbüsten und eben **nicht** in nächster Nähe der kleinen Bibliotheksräume — spricht nicht gerade für eine spezielle Bibliotheks-Athena, sondern eher für eine Auffassung der Athena als Beschützerin der Geisteskultur im Allgemeinen, einschließlich der bildenden Kunst, also nicht nur der Bücher und Rollen. (Vgl. auch Ghislanzoni in Not. d. Scavi 1912, 311f.)

Wichtig ist die Bezeugung einer *media Minerva* bei Juvenal jedoch in doppelter Hinsicht. Sie beweist einmal, daß die Sitte, eine Athenastatue inmitten der Bücherräume aufzustellen, nicht nur für ganz große staatliche oder kaiserliche Anlagen damals galt, sondern auch schon von vermögenden Privatleuten und Bücherfreunden nachgeahmt wurde. Dann: die dritte Satire Juvenals ist geschrieben schon in der Zeit Trajans[2]). Es wäre also unrichtig,

Stifters des Baues herrühren könnte. Bei Boeswillwald-Cagnat-Ballu, Timgad (1905) ist das Gebäude zwar noch nicht als Bibliothekssaal erkannt, aber Grundriß (Fig. 141 auf p. 298) und zwei gute Ansichten des Innern (Fig. 142 und pl. XXVIII) lassen deutlich erkennen, welch wirkungsvoller Ehrenplatz der Statue in der Ädicula der Mittelachse in solch reichgegliederter Umgebung zugedacht war. In den Mem. of the Amer. Academy in Rome IX (1931), p. 157 pl. 16—19 hat H. F. Pfeiffer eine Neuaufnahme des aus dem 3. Jh. stammenden Gebäudes, zu dem sich 1905 auch noch die Stifterinschrift des J. Qu. Flavius Rogatianus gefunden hatte, veröffentlicht. Seine Angabe über den gegenüber gefundenen Kopf ist darnach zu berichtigen, die Aufstellung einer Athenastatue in seinem rekonstruierenden Schnitt (Taf. 18) mit Vorsicht aufzunehmen. — Zur Bibliothek der Caracallathermen in Rom (**Taf. XIX, 3**) siehe unten S. 251. Dort ist die Analogie vollständig und wichtig.

1) Comparetti e Petra, La Villa Ercolanese dei Pisoni Tav. XX, 1, p. 273 nr. 66. Wie die auf dem Plan der großen Villa auf Taf. XXIV eingetragene dickgedruckte Nummer 66 erkennen läßt, hat diese Athenabüste allerdings ziemlich in der Mitte des langgestreckten Gartenhofes an dem länglichen Bassin dort gestanden, sodaß man tatsächlich auch hier von einer *media Minerva* in abgekürzter Form — die Büste ist ja tatsächlich nach einer Vollfigur von eben diesem Typus geschaffen — sprechen könnte.

2) Die genaue Zeit, in der Juvenal seine Bemerkung machte, wird sich nicht mehr feststellen lassen. Nach der neuesten und gediegenen Veröffentlichung von Pietro Ercole, Studi Giovenaliani (1935), die mir mein Göttinger Kollege U. Knoche die Freundlichkeit hatte, zugänglich zu machen, hat Juvenal etwa vom Jahr 57—135 gelebt, davon von c. 98—130 in Rom, c. 120—127 in der Verbannung, vermutlich in Ägypten. (Vgl. Ercole p. 33, 46, 48.) Die 3. Satire, welcher der Hinweis auf die Bibliotheken und ihre *media Minerva* entstammt, setzt Ercole (p. 67) in den Anfang der trajanischen Regierung (c. 98—100). Vgl. die Zusammenstellung auf p. 102 (III. Satire: 98—99 n. Chr.).

erst Hadrian als den Begründer dieser Gepflogenheit aufzufassen. Er hat den Brauch als allgemein üblich vielmehr schon vorgefunden und nur übernommen; freilich, wie es scheint, noch bewußter betont und dekorativ gesteigert, zu einem glänzenden Schaubild erhoben. Damit stimmt auch überein, daß die Celsusbibliothek in Ephesus schon in trajanischer geplant, wenn auch erst in hadrianischer Zeit vollendet worden ist. Vgl. J. Keil, Ephesos, Führer² (1930) S. 83.

In seiner „Universität" zu Athen vor allem aber wird Hadrian diesen Brauch in den Mittelpunkt seines ganzen dortigen Planes gestellt haben. Ich vermute deshalb, daß Hadrian gerade in seinem großartigen neuen Bibliothekssaal dort [1]) in jener Mittelnische eine gewaltige Athena hat aufstellen lassen und zwar eine, für die er schlechterdings keine panhellenischere Ausprägung finden konnte, als eben — die Athena Areia des Phidias vom Schlachtfeld bei Platää. Welche andre symbolisch-dekorativ so prägnante Athenagestalt hätte gerade an diesem Platze geeigneter sein können?

Mit jener Neugründung einer Hochschule ist Athen im Bildungs- und Vortragswesen damals jedenfalls das ausgesprochene Vorbild auch Roms selbst wie der römischen Provinzen geworden. So stehe ich nicht an, in der „Stoa Hadrians" zu Athen im großen und ganzen auch das Vorbild des dazu gehörigen Parallelinstituts Hadrians, des sog. „Athenäums" (s. unten) in Rom zu sehn. Damit aber auch in der *media Minerva* des athenischen Universitätsbaues das unmittelbare Vorbild aller jener Athenastatuen, welche nach ihrem Muster in den größeren und reicheren Bibliotheken des römischen Reiches von da an aufgestellt wurden [2]). Das gilt allen andern voran natürlich auch von jener Athenastatue, welche dann im „Athenäum" Roms selbst als der Mutteranstalt aller analogen römischen Bildungseinrichtungen das Kernstück gewesen sein muß.

Nur in diesem größeren Zusammenhang erklärt sich das auffallend häufige (16malige) Vorkommen gerade dieses einen Athenatypus in eben dieser und der nachfolgenden Kaiserzeit. Es ist jetzt erwiesen, daß noch im 3. Jahrhundert, wenn auch mit Vereinfachungen, der klassische Typus des phidiasischen Vorbilds fortgeführt worden ist. In diesen Fällen hat ein Ab- und Nachglanz der hohen perikleischen Kultur, getragen durch Hadrians Philhellenentum, überraschend lange nachgewirkt. Und es ist wahrhaftig ein Stück Phidias, erstaunlich treu gerettet über den Abgrund der Jahrhunderte hinweg, weil geschützt durch sein merkwürdiges, bisher undurchdringlich gebliebenes Inkognito.

1) Vgl. wie Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser II³ (1921) sich über Hadrian ausdrückt, nachdem diesem die Neubelebung des Griechentums in Kleinasien geglückt war. S. 203 sagt D. von den Kleinasiaten: „Einig sollten sie auch sein, diese neuen Hellenen, in dem Glauben, den der Kaiser aus den attischen Kulten zusammengefügt hatte, damit sie der alten Götter ihrer (kleinasiatischen) Länder vergäßen. Das Pantheon in Athen, das damals erbaut wurde, ist der Tempel des neuen Olymp, den Hadrian neu erdacht hatte ... Die Bibliothek, die sich an das Heiligtum anschloß, ist das theologische Rüstzeug des neuen Glaubens gegen die aus dem Osten mit der Kraft des wahren Lebens gegen die hellenische Welt andringenden Religionen." Topographisch freilich ungenau, vgl. unten.

2) Siehe unten im Nachtrag S. 250ff. u. 253ff.

Wann und wo der Torso Medici gefunden worden, wie er in den Besitz der Villa auf dem Pincio gekommen ist, hat noch niemand aufklären können. Diese beklagenswerte Tatsache stellten noch alle fest, die sich ernster mit ihm befassen wollten. Hier muß weitere Forschung erst einsetzen und es gilt, sei es zunächst auch nur vermutungsweise, vorzustoßen in noch tiefes Dunkel.

Daß der Marmor [1]) des Torso nicht pentelischer, wie schon Conze (Bullet. 1861, 36) annahm, und jetzt auch noch Michon glaubt, sondern, wie Nibby verteidigte, carrarischer Herkunft zu sein scheint, wollte Furtwängler nur zugeben, solange er noch nicht auf den von ihm später selber wieder aufgegebenen Irrweg geraten war, in dem Torso ein griechisches Originalwerk, gar noch aus dem Ostgiebel des Parthenon zu sehen. Bliebe es wirklich dabei, daß der Torso Medici italischen Marmors und römischer Arbeit ist, wenn auch von hervorragender Qualität, so wäre er doch nur zu verstehen als eine stilistisch ungewöhnlich treue Kopie eines phidiasischen Meisterwerkes mit pentelischem Marmor. Es ergibt sich daraus folgendes:

1. Der Torso Medici wird kaum aus einem griechischen Fundplatz stammen und von da erst später nach Rom gebracht, sondern von Anfang an für Italien, wahrscheinlich für Rom selbst gearbeitet worden sein. Das ist einstweilen nur Vermutung, aber eine, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. In einem mit kaiserlicher Munifizenz ausgestatteten Bau Hadrians muß als dessen imposantes Kernstück von symbolischer Prägnanz die Statue dort gestanden haben bis zu dessen Untergang. Wann und wie dieser erfolgt ist, wissen wir zunächst freilich nicht.

2. Schon das gewaltige Gewicht der jetzt noch fast $2^1/_2$ Meter hohen Marmorgestalt macht es nicht wahrscheinlich, daß der Torso weite Transporte durchzumachen gehabt hat, bevor er in der Villa Medici

1) Trotz aller Bemühung ist es mir leider nicht gelungen, die Marmorfrage im Louvre zur Entscheidung und die dazu unerläßliche mineralogische Analyse durch die zuständigen Pariser Instanzen in Fluß zu bringen. An einer schadhaften Stelle der Rückseite oder der Plinthe müßte diese Untersuchung, die längst hätte gemacht werden sollen, auch unschwer auszuführen sein. — Vgl. unten S. 249.

landete. Somit dürfte für seine Herkunft auch schon die nähere Umgebung Roms — sei es auch nur Tivoli, aus dessen Villa Hadriana die Sammlung Medici freilich auch einige Marmorskulpturen besaß[1] — weniger in Frage kommen, als das Stadtgebiet Roms selbst. Innerhalb dieses am ehesten dessen nördlicher Teil.

3. Hier in Rom gab es allerdings einen weitläufigen Bau, der alle Voraussetzungen enthalten haben könnte, ja müßte, die man für die originale Aufstellung der Athena Medici annehmen möchte, als deren alleiniger Überrest bisher der Torso Medici gilt.

Zunächst aber: ist von der Statue sonst wirklich nichts erhalten? Die Vergleichung der erhaltenen Repliken hat mich auf die Vermutung geführt, daß der dem Torso Medici fehlende Kopf in dem Kopf Carpegna, jetzt im Thermenmuseum zu Rom[2]) tatsächlich noch erhalten ist und zwar als das gerade allein zu ihm gehörige Exemplar. In der Qualität der Arbeit, im Geiste der Auffassung und auch in der Art der Erhaltung stimmen beide Stücke auffallend überein. Ebenso wie der Torso Medici alle andern Repliken der Statue durch seine frische lebendige Meißelarbeit übertrifft, genau so, wie er eben deswegen wiederholt in Verdacht kam, doch ein griechisches Original, wenn nicht wenigstens eine hellenistische Kopie[3]) zu sein, gerade so ist man auch bei dem Kopf Carpegna in Versuchung gewesen, seine frische, edle, geistige Art für eine griechische Leistung zu halten. Wenn also irgend eine Kopf-Replik das Anrecht gehabt hätte, vor allen andern provisorisch in Gips oben in den Halsausschnitt eines Abgusses des Torso Medici eingesetzt zu werden, als man einmal daran ging, den Gesamtcharakter der Gestalt wenigstens versuchsweise wiederzugewinnen, so wäre es der Kopf Carpegna gewesen. Die Verwendung des Wiener Kopfes bei dem Münchener Zusammensetzungs-Versuch von 1907 (**Taf. XII**) durch W. Amelung und Bildhauer Nüßlein[4]) mußte notwendigerweise ungünstiger ausfallen. Es würde sich verlohnen und wäre an der Zeit, Kopf und Körper, so wie sie wirklich zusammengehören, im Abguß wieder miteinander zu vereinigen.

Die von Hadrian gestiftete Festfeier der Panhellenien ist zum erstenmal i. J. 131/2 in Athen gefeiert worden, sicher zugleich mit der Bestimmung, daß sie immer nach 4 Jahren, penteterisch[1]) also, besonders glänzend begangen werden sollte als *τὰ μεγάλα Πανελλήνια*, und immer in Verbindung mit dem Kult seines kaiserlichen Stifters, Hadrians. Und das nicht nur in Athen und zu Hadrians Lebzeiten, sondern weit darüber hinaus zur Stärkung des gesamten Griechentums in Europa wie in Asien, mindestens noch bis in Caracallas Zeit. Was von agonalen Darbietungen gymnischer und musischer Art denkbar und üblich war, gehörte natürlich auch zum Programm dieser Panhellenienfeste. Wie glänzend und prunkvoll Athen den andren Griechenstädten dabei vorangegangen sein mag, ahnt man, wenn man weiß, daß der Mann, in dessen Hand gerade damals (131—138 n. Chr.) die Leitung der ganzen Festlichkeiten lag, kein anderer war als — Herodes Atticus, der Millionär und Mäzen. Ohne daß es sich im Einzelnen noch nachweisen ließe, mag manches von den damals eingeführten Formen der Ehrungen in Athen und andren Orts, besonders wenn es sich um die Ausführung von Ideen Hadrians oder dessen persönliche Stiftungen handelte, entstanden sein, was nicht ohne Herodes Atticus' Einwirkung oder Einfluß ins Werk gesetzt worden ist[2]).

Wie stark das Vorbild Athens aber weithin wirkte, bringt uns ein Inschriftfund aus Saloniki zum Bewußtsein, der während des Weltkriegs gemacht von Marcus Tod im JdI 1922, 167ff. (vgl. ebenda 1925, 184) veröffentlicht worden ist und in Verbindung mit den hier angeschnittenen Fragen besondere Aufmerksamkeit verdient. Es ist die Ehreninschrift des offenbar angesehensten Mannes im damaligen Thessalonike, mit seiner Statue zweifellos einst aufgestellt an hervorragendster Stelle, im oder beim antiken Hippodrom, gestiftet von der eigenen Tochter Geminia Olympia anscheinend i. J. 199/200, vermutlich noch etwas später im Anfang des 3. Jhs. Der Mann hieß T. Älius Geminius Macedo. Wir erfahren seine sämtlichen Ehrungen, unter denen als höchste voransteht, was ihm, diesem kaisertreuen Mann, als Leiter eben des hadrianischen Panhellenienfestes in Thessalonike zugefallen war, von den übrigen obersten Ehrenämtern der reichen Stadt und in Apollonia an der Adria ganz zu schweigen. Makedon wird da gerühmt als Vorsitzender des nach dem Vorbild At-

1) Vgl. Michaelis, Bildnisse des Thukydides S. 3ff. und Dütschcke, Antike Bildwerke in Oberitalien III, S. XVII.

2) R. Paribeni, Le Terme di Diocleziano e il Museo Naz. Romano⁴ (1922) p. 205, nr. 492. („Copia fedelà di un originale d'arte severa" in zutreffender, knapper Charakterisierung.)

3) H. Bulle, Der schöne Mensch² Nr. 126.

4) ÖJh 1908, 190.

1) Vgl. Graindor, zitiert von M. Tod p. 179 Anm. 38.

2) Daß Herodes Atticus seinen Einfluß geltend gemacht hat in der Besetzung des Präsidentenamtes gerade bei den Panhellenien auch andrer Städte, hat M. Tod schon erschlossen JHS 1922, 177/8: Amphikles in Chalkis und Rufus in Perinth waren seine unmittelbaren Schüler und Freunde.

tikas gestifteten panhellenischen Zusammenschlusses (*ἄρξαντα τοῦ Ἀττικοῦ Πανελληνίου*), Oberpriester des Kaiserkultes für Hadrian (*ἱερατεύσαντα θεοῦ Ἁδριανοῦ*), Leiter der großen panhellenischen Festspiele bei deren 18. Feier (*ἀγονοθετήσαντα τῶν μεγάλων Πανελληνίων ἐν τῇ ηι' πανελληνιάδι*) mit dem die Devotion seines ganzen Lebens zusammenfassenden Schlußwort: *ῥάψαντα διὰ βίου τοῖς αὐτοκράτορσιν*.

Thessalonike als *λαμπροτάτη πόλις* war also stolz darauf, das hadrianische Festgut mit allem, was zu ihm gehört haben wird, als für das Griechentum damals wichtigstes nationales Erbe treu durch Jahrzehnte hindurch gewahrt zu haben. Nun, angesichts eines solch feierlichen Textes, der das Andenken an die dem gesamten Griechentum geltenden panhellenischen Idee und die in ihr nach dem Vorbild Athens gekrönten Einrichtungen hadrianischen Idealismus so nachdrücklich bekennt — kann es da Wunder nehmen, wenn gerade in diesem selben Thessalonike auch Reste einer kolossalen Pallas-Athena (**Taf. VII—IX**) gefunden wurden, wieder im vornehmsten Mittelpunkt der alten Stadt, wo vor allem große öffentliche Gebäude gestanden haben müssen? Eben dort kamen die Trümmer einer Athenagestalt zu Tage[1]), wie wir sie eben für Thessalonikes unmittelbares Festvorbild Athen als von Hadrian in seinen festlichen Mittelpunkt gestellt in der mit ihrem zugehörigen Kopf wieder vereinigten Athena Medici erkannt haben: — die alte Phidias-Athena vom panhellenischen Schlachtfeld von Platää? Ist das nicht eine ebenso unerwartete, bisher nur von niemandem bemerkte, wie erwünschte Bestätigung unserer Vermutung?

Sicher hat es auch in Thessalonike einen ähnlichen Bau wie die Stoa Hadrians, die damalige Universität, in Athen gegeben, wenn wir auch noch nicht wissen, wann sie errichtet, und wie sie im Einzelnen gegliedert und ausgestattet war. Das einstige Vorhandensein eines solchen Prachtbaues in Saloniki im Sinne des uns nun so wohl bekannten geistigen Kurses Hadrians darf aber jetzt schon im Rahmen dieser Zusammenhänge als sicher angenommen werden. Für das „Panhellenion“ in Athen darf freilich ein eigener nur dafür errichteter Prachtbau nicht angenommen werden. Es so zu verstehen — was aber allgemein geschieht — wäre ein Irrtum. Dieses *σεμνότατον συνέδριον τῶν Πανελλήνων* bedeutete gewiß die hoch-

1) Vgl. Pelekides in *Δέλτιον ἀρχ.* 1926, 121 ff. Tarfali, Topogr. de Thessalonique (1912), p. 121 ff. — Eine neue topographische Arbeit von Pelekides über Thessalonike kenne ich leider nur vom Hörensagen.

angesehene Zusammenfassung der großen kulturpolitischen Ziele, die Hadrian verfolgte, eine Art obersten, unter des Kaisers unmittelbarer Protektion stehenden Kulturbund der national hellenischen Interessen[1]). Eines besonderen, ausschließlich diesen Zwecken dienenden Gebäudes für seine Sitzungen und Beratungen bedurfte es aber keineswegs. Auch in dem neuen glänzenden Kulturinstitut der „Stoa Hadrians“, das an sich sehr wohl geeignet gewesen wäre sie in sich aufzunehmen, haben jene Versammlungen nicht stattgefunden. Dafür hatte sich eine andere Stelle finden lassen in dem sublimsten Raume, der sich innerhalb der hadrianischen Sphäre Neu-Athens überhaupt denken ließ: in der nun endlich fertig ausgebauten mächtigen Cella des riesigen Tempels des Zeus Olympios. Obwohl dies Dio Cassius mit klaren Worten sagt (LXIX, 16, 2), ist das bisher fast übersehen worden. Nur Dittenberger (Sylloge II S. 146, nr. 504, Anm. 4) hat das richtig erkannt und darauf hingewiesen, wie es durch die Unterwürfigkeit der Griechen dazu gekommen ist, daß dieser majestätische, ursprünglich allein dem Kult des olympischen Zeus mit einer Nachbildung des phidiasischen Zeuskolosses ausgestattete Innenraum nach dem Tode Hadrians zu einem Kultraum für den vergötterten Kaiser selbst geworden ist. So sicher dies nun ist, so gewiß ergibt sich damit auch die ohnedies naheliegende Tatsache, daß die Athena Areia von Platää in ihrer von Hadrian inaugurierten glänzenden Neuauflage ihren Platz dort **nicht** hatte. Somit bietet sich auch von dieser Seite her als einzig möglicher Rahmen unserer Athena der prunkvolle, den gelehrten Studien bestimmte Bau der „Universität“, die Stoa Hadrians, an.

1) Vgl. Tod a. a. O. p. 176: „At the same time the Emperor enhanced the dignity and brilliance of Athens by making it the capital of a new union of Greek states, termed the *Πανελλήνιον*, which, though devoid of political significance, served to unite the Greeks, both Europian and Asiatic, and to revive the memoires of the great civilising mission of Hellenism in the past.“ — Zum Panhellenion, seine Zusammensetzung, Aufgaben und Bedeutung vgl. zuletzt Graindor, Athènes sous Hadrian (1934), 102—111. — Vgl. dazu H. Lietzmann, Gesch. d. alt. Kirche II, 14 zu Hadrians Erneuerung Athens: „Es war richtige Erkenntnis der wahren Werte: die noch vorhandenen und zur geistigen Einigung der Provinzen untereinander brauchbaren Kräfte des Reichs ruhten im Griechentum: und gerade zur Einschmelzung der orientalischen Länder waren die Griechen die unentbehrlichen Vermittler“. — Auf Grund dieser umfassenden und gut ausgestatteten Einrichtungen war es in Athen auch möglich noch vom 4.—6. Jh. Lehrstühle der vier philosophischen Hauptrichtungen für kostenlosen Unterricht zu unterhalten. Vgl. E. Stein, Gesch. d. röm. Reichs I (1928), 249. Ebenda S. 252 ff. über den starken Rückhalt, den in diesen Rhetorenschulen das Heidentum gegenüber dem vordrängenden Christentum fand. v. Premerstein ÖJh. 1912, 28 ff. Judeich, Topogr.^{2} 105, Anm. 4 (universitätsartiges Gebäude in der römischen Nordstadt Athens). Wachsmuth, Die Stadt Athen I, 709 ff. — Zum „Pantheon“ vgl. unten S. 255 ff.

Daß dieselbe Athena ihrerseits dann aber noch einen weiteren Ableger gleich kolossalen Maßstabs in Athen gefunden hat (**Taf. VI**), bestimmt auf die großen Massen des Volks im Freien zu wirken, nämlich auf dem alten Platz der athenischen Volksversammlungen, auf der Pnyx, das kann auch nicht überraschen. Wissen wir jetzt doch, daß diese alte wichtige Stätte gerade durch Hadrian eine imposante Neufassung[1]) erfahren hat, deren monumentale Wucht allein es mit sich bringt, daß sie auch heute noch eines großen Eindruckes nicht entbehrt. Was von dieser Statue — wieder einer maßgleichen Wiederholung der Athena Medici — noch erhalten ist, zeigt freilich eine Vergröberung und Vereinfachung, wie sie einer populären „Volksausgabe“ zur Aufstellung im Freien wohl entsprochen haben konnte. Die Statue könnte am ehesten gestanden haben auf dem jetzt verschwundenen Aufbau des fast 6 m im Quadrat messenden Felswürfels (mit 70—80 cm breiter Leere ringsum) genau in der Mittelachse der ganzen halbrunden Pnyxanlage, genau also etwas oberhalb des „Bemas“, wo die Riesenfigur dessen wirksamsten Hintergrund gebildet hätte. Die bisherigen Deutungen als ein Altar oder als Träger von Metons Sonnenuhr sind nur vage Vermutungen[2])

Jene andere, schon kurz erwähnte großartige Anlage in Rom, von Hadrian im Jahre 135 eingeweiht, war nichts geringeres als, wie man sie mit Recht genannt hat, die „Universität“ Roms[3]). Ihr völliges Verschwinden nach dem Ende des Heidentums scheint um so auffallender, als die Anlage noch bis in's beginnende Mittelalter hinein nicht nur noch vorhanden gewesen ist, sondern auch noch stark in Gebrauch war. Sie heißt das „Athenäum“; denn Athen hatte das Recht, die dorthin zu berufenden Redner und Dozenten vorzuschlagen[4]). Das Athenäum war die Hochschule aller griechischer Poesie, Rhetorik und Sprache geltenden Studien in Rom. Noch ganz unklar aber ist, w o das Athenäum, dieser Ableger griechischer Geistesbetätigung in Rom selbst gelegen hat[5]),

1) Hesperia I, 90ff. — Helm und Haar scheinen die Details in Stuck aufgesetzt gehabt zu haben.

2) Judeich, Top.² 396. — Kourouniotis und Thomsen in Hesperia I, p. 208—210 Fig. 66—67. Dazu pl. I. Man dachte an einen Altar des Herakles Alexikakos.

3) John Walden, The universities of ancient Greece (1912) p. 85 u. 267 „At Rome the Athenaeum was the centre of university life“. — Dazu C. Barbagallo, Lo stato e l' istruzione publica nell impero Romano (1911), passim.

4) Vgl. Fritz Schemmel „Das Athenaeum in Rom“ in BPhW. 1921, Sp. 982—984. Derselbe in Wochenschrift f. klass. Phil. 1919 Sp. 91—95.

5) A. v. Gerkan, wohl der zuständigste und zuverlässigste Bearbeiter der Frage jetzt, schrieb mir dazu am 29. X. 1937: „Recht schlimm steht es mit dem

und wie rein räumlich die architektonische Anlage und Ausstattung dort gewesen ist.

Einer vielleicht richtigen Vermutung nach wird man sich das Athenäum in Rom etwa dort denken dürfen, wo sich Hadrian auch sonst baulich am meisten betätigt hat, innerhalb des weiten Gebietes des Marsfeldes[1]). Dort hat sich wenigstens heute noch, lange Zeit falsch gedeutet als „Neptuntempel“, ein stattlicher Rest des Kultbaues erhalten, den Antoninus Pius seinem Vorgänger dort geweiht hat[2]). Das Andenken Hadrians sollte also auch hier lebendig erhalten werden, nicht nur dort, wo jenseits des Tiberbogens sein gewaltiges Grabmal stand. Was man durch einige kurze Erwähnungen des „Athenäums“ in Rom weiß, läßt immerhin seine hervorragende Stellung auch noch im spätantiken Geistesleben Roms bis in das siebente Jahrhundert hinein deutlich erkennen[3]). Die Nachricht, daß Hadrian der Gründer dieser bedeutsamen Doppelanstalt gewesen ist, — denn neben dem Griechischen wurde natürlich das Lateinische dort ebenso und vor allem gepflegt — stammt zwar erst aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts, als Aurelius Victor sein Sammelwerk *Caesares* um 360 unter Constantius schrieb. Er stellte (XIV, 3)[4]) die Errichtung des *Athenäums* als letzte Erfüllung des

hadrianischen Athenaeum, das zu den vagsten Überlieferungen gehört. Weder das Capitol scheint mir für eine solche Anlage Platz zu bieten noch die Regio Forum Romanum. Diese Universität gehört schließlich auch nicht in diese Gegenden. Das Marsfeld ist ja schön groß, aber das ist auch kein Anhaltspunkt. Mir wäre es schon lieber, wenn das Athenaeum überhaupt kein Gebäude wäre, sondern ein Begriff, eine Universität, die irgendwo in bestehenden Hallen ihren Platz gehabt hätte. Doch gebe ich zu, daß das nicht sehr wahrscheinlich ist. Leider habe ich eine neuere Bearbeitung oder auch nur Stellungnahme zu dieser Angelegenheit nicht feststellen können, und das wird auch seine Gründe haben.“

Auch Hans Lietzmann-Berlin wußte mir keinen Rat. Zum Bisherigen vgl. Richter, Topogr. d. Stadt Rom S. 248/9: das Athenaeum „von dessen Lage aber leider nichts bekannt ist, das aber „. . . am ehesten da vermutet werden dürfte, wo Hadrian am meisten gebaut hat“.

1) So nach O. Richter a. a. O. Andre dachten an eine Verbindung mit der sicher bezeugten Bibliothek auf dem Capitol, wie Preller, Die Regionen der Stadt Rom, was aber Jordan, Topogr. I, 2, 61 energisch ablehnte. Schemmel befürwortete am meisten eine Unterbringung im Trajansforum in Verbindung mit dessen doppelter Bibliothek. Vgl. Preller S. 220.

2) Vgl. Ashby, Topogr. Dict. of anc. Rome, 56. Chr. Hülsen bei Jordan, Topogr. d. Stadt Rom im Alt. I, 3, 608ff. in der Notitia kurz als „Hadrianeum“ bezeichnet.

3) Vgl. Schemmel a. a. Sp. 684: Das Athenaeum in Rom ebenso wie die hohe Schule in Constantinopel wurde geschlossen erst unter Kaiser Phokas i. J. 602. — Zum völligen Verfall der griechischen Studien in Rom im 9. Jh. vgl. Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter II, 93 u. 97.

4) Vgl. Schemmel Sp. 91.

von Hadrian den Künsten und Wissenschaften geweihten Friedenswerkes geradezu an die Spitze des ganzen Kulturprogramms dieses Kaisers. Wenn Aurelius Victor die dort gepflegte geistige Hochschule als „ludum ingenuarum artium, quod *Athenaeum* vocant" kennzeichnet, so trug dieser Bau in seiner besonderen Betonung des Griechischen als gleichen Wertes mit dem Lateinischen, einen so ausgesprochen hadrianischen Charakter, daß schon deswegen kaum ein anderer Stifter dafür in Frage kommen kann. Die Anstalt erfreute sich stärksten Zuspruches, sie war die Hochschule der vornehmen und vornehmsten Jugend Roms, nur der Senat ernannte ihre Lehrkräfte als *rhetores urbis Romae aeternae*[1]). Wenn der römische Senat die Verpflichtung übernommen hatte, die immer mehr begehrten Lehrer der Rhetorik und Philosophie aus Athen kommen zu lassen und andrerseits Athen das Vorrecht zugefallen war, geeignete Kandidaten für diese Berufungen nach Rom bereit zu halten[2]), so geht diese Vereinbarung zwischen den beiden „Universitäten" sicher ebenfalls auf Hadrian zurück. Und dies nicht nur mit den hohen Gehältern, die in Rom diesen Gelehrten ausgezahlt wurden — so wie man dies sicher richtig auch schon für Hadrian erschlossen hat, — sondern entsprechend dem gesamten geistigen Kurs, der mit der Durchblutung Roms durch griechische Lebenskräfte nun verstärkt eingeschlagen werden sollte. Die Hochschule Athen als geistiger Hintergrund der Hochschule Rom, als ihre ältere Schwester: allein dies Programm schon hatte es offenbar mit sich gebracht, am Tiber das ganze Institut als „Athenaeum" schlechthin zu bezeichnen, eine wahrhaft kaiserliche Reichsgründung universalster und offiziellster Art. Nicht nur die hohe Aristokratie, auch der kaiserliche Hof mit seinem Gefolge, Prinzen und junge Bewerber um höchste Staatsstellen aller Art, fanden sich zu den hier gebotenen geistigen Darbietungen gerne und oft ein. Von Alexander Severus und Gordian wird dies ausdrücklich bezeugt. Pertinax ist bei einer solchen Gelegenheit von seinen Prätorianern eben dort ermordet worden. Große Männer der Kirche: Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Rufinus haben dort Studien getrieben[3]). Auch fehlte es nicht an den üblichen

1) Zur hohen Bewertung der für das politische Leben in Rom als Machtmittel ganz unerläßlichen Rhetorenschulen, ihre erste staatliche Dotierung seit Vespasian und die Heranziehung griechischer Lehrmittel seit Hadrian auch in den Provinzen des Westens nach dem Vorbild der Reichszentrale in Rom vgl. Friedländer, Sittengeschichte I⁹, 189, 190, 204. Zur stehenden Einrichtung einer lateinischen und griechischen Bibliothek nebeneinander vgl. Garbelli, Le biblioteche in Italia all' epoca romana p. 106.

2) Vgl. Schemmel, BPhW. 1921, Sp. 682.

3) Ebenda.

studentischen Ausschweifungen, gegen die schließlich mit Peitschenhieben und Relegation vorgegangen werden mußte[1]). Aber noch unter Justinian muß die Anstalt in Blüte gestanden haben und kann erst in den trüben Wirren und der allgemeinen Erschöpfung Roms unter Kaiser Phokas erloschen sein[2]). Hadrian mit seinem weit vorausschauenden Blick hatte also zur rechten Zeit die rechte Lösung für die Fragen des höheren Bildungswesens in Rom in der würdigsten Form gefunden.

Dem kaiserlichen Bau müssen natürlich auch geeignete Räumlichkeiten zur Verfügung gestanden haben, darunter, wie es nun einmal Sitte geworden war, wahrscheinlich auch eine doppelte Bibliothek, in diesem Falle besonders begründet, für griechische und lateinische Werke. Natürlich auch ein geräumiger Vortragssaal mit halbkreisförmig ansteigenden Sitzreihen, ein richtiges *theatrum tectum*, wie es bei solchen, geistigen Interessen dienenden Zweckbauten auch sonst (Ephesos, Pergamon) vorkommt. Das Vorhandensein eines solch vornehmen „Auditoriums maximums" mit *cunei, cuneata subsellia* ist für das Athenäum in Rom durch Apollinaris Sidonius (um 365) ausdrücklich bezeugt[3]).

Auf dem kreisförmigen Stadtplan Roms, welchen der Anonymus von Einsiedeln etwa im 8. Jh. gezeichnet hat, ist im Nordwesten des Stadtgebietes kurz vor der „Engelsbrücke" Hadrians als Bezeichnung des Areals dort eingetragen: s c o l a g r a e c o r u m[4]). Wie nahe lag es hier, noch eine Reminiszenz an das antike Athenaeum Hadrians zu vermuten und damit einen Anhalt für die zu suchende Ortslage desselben wieder zu gewinnen! Leider kann davon jedoch keine Rede sein. Wie mich A. von Gerkan belehrt[5]), kann es sich bei dieser *schola Graecorum* des Einsiedler-Romplans nur um

1) Ebenda Sp. 93—95. Script. Hist. Aug. P e r t i n a x 11, 3 (processionem ad Athenaeum paraveverat, ut audiret poëtam). A l e x a n d e r S e v e r u s 35, 2 (ad Athenaeum andiendorum et Graecorum et Latinorum rhetorum vel poëtarum causa frequenter processit ...). G o r d i a n 3, 4 (ubi adolevit, in Athenaeo controversias declamavit, audientibus etiam imperatoribus suis.).

2) Schemmel Sp. 94.

3) Schemmel Sp. 984. Apollin. Sidon. II, 9 (Athenaei cuneos aut armaria extructa bybliopolarum), IX, 14 (crepitantis Athenaei subsellia cuneata).

4) Chr. Hülsen, La pianta di Roma dell' Anonimo Einsidl. (Atti d. Pontif. Accad. Rom. di Archeologia 1906) Tav. XIV p. 416 u. 418.

5) „Die Kirche S. Maria in Cosmedin wird im Mittelalter sehr häufig mit *schola Graecorum* oder *schola Graeca* bezeichnet. Für das „Athenaeum" ist da wirklich nichts zu holen, und dieses Institut bleibt nach wie vor völlig unbestimmt. Der Fall ist insofern hoffnungslos, als es kaum je möglich sein wird, eine positive Angabe zu finden."

die wohlbekannte Klosterschule byzantinischer Mönche handeln, die sich durch den Bilderstreit aus dem Osten vertrieben sich bei S. Maria in Cosmedin angesiedelt hatten. Die Eintragung auf dem runden Romplan sitzt freilich an reichlich unzutreffender Stelle. So bleibt das antike Athenäum Roms nach wie vor zu suchen, umhüllt vom Dunkel vergessener Überlieferung. Schon neigt man dazu, einen eigenen für seine eigensten Zwecke bestimmten Bau ganz zu leugnen und statt dessen lieber einen für andre Zwecke längst vorhandenen Hallenbau in provisorischer Verwendung anzunehmen. Ich glaube nicht daran. Die Erwähnung des halbkreisförmigen Sitzungssaales ist zu bestimmt.

Im nördlichen Stadtgebiet Roms, genauer des Marsfeldes, hatten wir ja schon die Lage des Athenäums, das in dieser andern Bezeichnung *scola Graecorum* immerhin hätte gemeint sein können, vermutet. Andrerseits liegt die Villa Carpegna, wo der nach unserer Vermutung zu unserm Torso gehörige Kopf zuerst auftauchte, immerhin an der Via Aurelia, welche von der Tiberbrücke aus nach Westen weiterzieht. Von der *scola Graecorum* aus könnten also Stücke einer kolossalen Athena-Statue an sich wohl ihren Weg gerade dorthin gefunden haben.

Wieder und wieder ist die Athena Areia des Phidias zu Platää, im Typus wie uns scheint, also identisch mit der Athena des Torso Medici, in Gefahr gewesen, mit der kolossalen Athena Promachos des Phidias auf der Akropolis von Athen zusammengeworfen zu werden. Dies war weder richtig noch notwendig. Aus solcher Verlegenheit hat uns endgültig erst befreit B. Pick durch seine letzte Untersuchung über die Athenadarstellungen auf den Münzen Athens in der römischen Kaiserzeit und auf den derselben Zeit angehörigen Tonlampen aus dem Kerameikos zu Athen (AM. 1931, 59 ff.). Seitdem wissen wir endlich gewiß, daß die eherne Riesen-Promachos auf der Akropolis nicht einen dreibuschigen attischen, sondern einen einbuschigen korinthischen Helm trug. Daß sie die Lanze nicht mit der Rechten gefaßt hielt, sondern geschultert trug, scheint mir freilich ein voreiliger Schluß Picks gewesen zu sein, der diesen Zug auf Rechnung des Lampenfabrikanten hätte setzen dürfen im Sinne einer eigenmächtigen Abweichung vom monumentalen Vorbild. Aus dem Bestreben, den knappen auf den Lampen zur Verfügung stehenden Raum sinnvoll auszunutzen, wäre die Änderung durchaus verständlich [1]). Am linken Unterarm vielmehr saß der

1) Auch Pfuhl hat sich bei aller Zustimmung zu Pick's Ausführungen gerade in diesem Punkte sehr zurückgehalten.

Schild genau wie bei der Athena Areia. Areia und Promachos werden künftig aber wohl nie mehr miteinander verwechselt werden können. Nicht nur in der Haltung und im Material waren die Beiden grundunterschieden, auch schon im Maßstab. Denn, wie schon mehrfach vermutet worden und besonders von Lippold [1]) klar vertreten worden ist, sind die großen Marmorrepliken der Athena Medici ihrem Original, wenn nicht genau, so doch annähernd maßgleich nachgebildet worden: einschließlich des hochragenden Helmbusches mit rund 3 m, also = 10 Ellen Gesamthöhe. Das heißt, die Athena Areia zu Platää war nur ein Viertel so groß wie die Parthenos (12 m) und nur halb so groß wie die Promachos (6 m). Es würde dies aber ganz den bescheidenen Verhältnissen entsprechen, die wir für die nationale Weihestätte von Platää schon oben vermutet haben, und welche dem Normalmaß von Tempelstatuen in der Zeit des peloponnesischen Krieges durchaus entspricht: 2—2½ Lebensgröße (E. Reisch, ÖJh. I, 57).

Als Amelung vor zwanzig Jahren (ÖJh 1908, 190) durch den Bildhauer Nüßlein in der Abgußsammlung des Münchener Arch. Seminars eine Zusammenfügung des Torso Medici mit der Kopfreplik aus Wien in Gips versuchte (**Taf. XII**), hatte er diese Wahl anscheinend getroffen, weil von der Kopfreplik der Villa Carpegna, die er selbst als die lebendigste und frischeste erkannt hatte (**Taf. III u. IV**), damals noch kein Abguß zur Hand war, wohl aber ein solcher von der Replik in Wien (**Taf. V**). Ich habe nun versucht, diese Unterlassung nachzuholen, überzeugt, daß wir keine Kopie des Kopfes besitzen, welche auch technisch und künstlerisch der Arbeit des Torso Medici so nahe stünde wie eben dieser heute im Thermenmuseum zu Rom befindliche Kolossalkopf (**Taf. III—IV**). Die Leitung des Museums dort hatte die Freundlichkeit auf meine durch Herrn Dr. R. Horn vorgetragene Bitte den Kopf formen zu lassen, G. Rodenwaldt aber die Güte, diesen Abguß nicht nur für das Arch. Seminar der Universität Berlin zu übernehmen, sondern mir alsbald dort auch mit Hilfe von Bildhauer W. Berlinghof und Präparator Glätzel zu gestatten, einen Versuch zu machen, den Kopf auf den alten Abguß des Torso Medici aufzusetzen (**Taf. XIV u. XV**).

Dieser Versuch begann freilich zunächst mit einer Überraschung und Enttäuschung. Nach den neuen guten Photographien von Braun in Dornach (**Taf. II**) zeigt der Torso Medici in Paris zum Einsetzen des Halsstückes mit dem Kopf nicht die sonst übliche, fast trichterförmige Vertiefung, sondern nur eine flache Halsgrube mit scharfem

1) Kopien und Umbildungen griech. Statuen S. 147.

Verlauf ringsum und mit einem deutlichen Dübelloch zur Befestigung des einzusetzenden Halses in der Mitte. Die bisher bekannt gewordenen Abbildungen des Kopfes Carpegna schienen erwarten zu lassen, ebenso wie Amelungs Bemerkungen über die Spuren der früheren Befestigung des Kopfes, daß dieser in die Halsgrube des Torso Medici in Paris sich wie zugehörig würde einfügen lassen. Es war bitter, als sich im Gipsmuseum zu Berlin herausstellte: der Abguß des Torso Medici dort ist unvollständig, so daß sich gerade diese Zusammenfügung an ihm nicht vornehmen ließ, wenigstens nicht unmittelbar.

Der Berliner Abguß zeigte, worauf niemand bisher geachtet hatte, an Stelle der zu erwartenden gleichmäßig flach gerundeten Halsgrube, einfach einen Abgrund. Aus irgend welchen technischen Gründen war das oberste Stück des Torsoabgusses, der sich wie ein mächtiger Säulenschaft in drei „Trommeln" übereinander aufbaut, innen mit scharfen, rauhen, unregelmäßigen Rändern durchschlagen worden, sodaß auch diese oberste „Trommel" innen hohl war und durch diese ihre Unterbrechung mit den beiden unter ihr folgenden hohlen „Trommeln" in unmittelbarer Verbindung stand. Es galt also, sich zunächst mit einer buchstäblichen Hilfskonstruktion zu behelfen.

Herr Bildhauer Berlinghof konnte am Berliner Gips des Torso Medici in der Tiefe des Hohlraums unterhalb der ehemaligen, jetzt eben leider fehlenden Halsgrube ein einfaches, horizontal gelegtes Holzkreuz einsetzen als festen Halt für den darauf dann angebrachten Abguß des Kopfes Carpegna, über dessen entschiedene Wendung nach seiner rechten Seite und auch über dessen nicht zu übersehende wichtige Neigung etwas nach vorne kein Zweifel sein konnte. Dabei zeigte sich aber auch, daß zwischen Kopf und Torso nicht mehr alles da war, was unerläßlich einst dazu gehörte. Es war nötig in Ton zu ergänzen und einzufügen: 1) vorne ein nach links herum verlaufendes breiteres, rechts ganz schmal verlaufendes Rahmenstück als obersten Brustrand über dem oberen Ägisrand; 2) hinten die Hauptmasse des lose in den noch vorhandenen spitzen Endzipfel auslaufenden Haares.

So improvisiert[1]) die Zusammensetzung zunächst auch ausfallen mußte in der knappen, nur zwischen den Dienststunden den

1) Bis eine vollkommenere Ausführung, die Herr Prof. Rodenwaldt für Berlin in Aussicht zu stellen die große Güte hatte, wird gezeigt werden können, mögen die vorläufigen Abbildungen auf unsren Tafeln **XIV** u. **XV** als gewiß willkommene Vorboten dienen.

Herren des Museums zur Verfügung stehenden Zeit, so ergab der Gesamteindruck doch sogleich zwei sichere Punkte:

1. In der Vorderansicht wirkte auch dieser kolossale Kopf auf dem mächtigen breitschultrigen Körper immer noch etwas schmächtig, ebenso wie dies auch bei Amelungs Zusammensetzung mit dem Wiener Kopf schon ergangen war. Da sämtliche Kopfrepliken dieses Athenatypus aber maßgleich sind, ist dies nicht zu verwundern und hätte mit Heranziehung jeder andren Kopfkopie genau so sich ergeben müssen. Dieser Punkt spricht also nur scheinbar, nicht in Wirklichkeit dagegen. Er löst sich von selbst auf, wie Amelung schon betonte, durch den Umstand, daß durch das Volumen des reichen buschigen Helmes wie durch die noch seitlich einst angesetzten Haarpartien noch ein erhebliches Plus hinzugerechnet werden muß, um den ursprünglichen Gesamtbestand wieder zu erhalten.

Jeder Zweifel an der Zugehörigkeit des Kopftypus zu diesem Körper des Torso Medici ist ja längst schon allein dadurch ausgeschlossen, daß bei der einen der beiden Repliken in Sevilla dieser selbe ihr zugehörige Kopf noch aufsitzt, wenn auch gebrochen und etwas verschoben (ÖJh 1899, Taf. II und Fig. 82—84 auf S. 159—161). Selbst in dem Übermaß von schwerer Wucht und prunkhafter Ausladung, die der Restaurator der Barockzeit dem Kopf dieser Figur durch solchen Helm gegeben hat, glaubt man noch seine richtige Erkenntnis herauszuspüren, daß dem Kopfvolumen an sich noch etwas hinzugegeben werden muß, um erst richtig zu wirken.

2. In der Seitenansicht ist der Eindruck der also zusammengesetzten ganzen Gestalt nicht nur ganz wesentlich günstiger, sondern vollkommen harmonisch und befriedigend. Da ist nichts mehr zu klein, wie auch Herr Berlinghof ausdrücklich an Hand der kanonischen Normen bestätigte. Wie viel grandioser, reicher, gewaltiger wird die Figur erst mit dem einstigen Helmschmuck gewesen sein! Vollends wenn der Schild am l. Arm ein gut Teil von der mächtigen Draperie der hohen Gestalt zugedeckt und für das Auge reduziert hat.

Auch nach wiederholter Betrachtung und gewissenhafter Überlegung aller Momente, die gegen diese Zusammensetzung vorgebracht werden können, stehe ich nicht an, sie als den bisher am weitesten vorgedrungenen und gelungensten Versuch anzusehen, uns das Urbild der Athena Medici wieder zu vergegenwärtigen.

Herrn Berlinghof verdanke ich noch folgende wertvollen Bemerkungen, die er während seiner hilfreichen Bemühungen machen

konnte und die Freundlichkeit hatte, mir zur Verfügung zu stellen. Vgl. **Taf. XIV** und **XV.**

1. Am Kopf Carpegna ist hinten links die etwas überstehende Partie mit dem zu breit und zu dick ausgefallenen vorstehenden unteren glatten Rand des Nackenschutzes vom Helm nicht antik, sondern ein modernes Flickstück, wie auch die flaue Arbeit der gewellten Haarmasse — wie ganz anders die antike alte Behandlung an der rechten Halsseite, gut gegenübergestellt in den beiden Profilansichten ÖJh 1908, S. 172—176 Fig. 60 und 61! — und die anders zugerichtete Unterseite des dazugehörigen Halsstückes verrät. Hier fehlte also ein keilförmiges Zwischenstück mit Haarmasse und Nackenschirm zwischen Oberkopf und Rückenpartie, das in dieser Weise ergänzt werden mußte; deutlich zu sehen in Fig. 59 bei Amelung ÖJh 1908, S. 171.

2. Die Unterfläche des Halses ist ringsherum gegen seine vordere Kante hin mehr oder weniger abgerieben, als wäre der Kopf einmal zur Einsetzung in eine andere Statue zurecht gemacht worden, was ja leicht möglich ist.

3. Daß das Haar vorne in kleineren Partien einzeln angesetzt worden ist, ist geschehen, um die Anfügung als ein Ganzes vor dem Zerbrechen zu bewahren. (An Verwendung von Stuck oder Metall hatte Amelung a. a. O. S. 171 schon gedacht.) Die vielen Löcher dienten zur Befestigung der einzelnen Locken, so wie dies Verfahren auch bei dem für die Apotheose hergerichteten Kopfe des Königs Attalos angewandt worden ist.

4. Zwischen dem Nacken und dem oberen Gewandrand hinten muß ein eigens eingepaßtes Einsatzstück gesessen haben. Daher die Ausklinkung in der Mitte hinten. Sie war gerade die technische Voraussetzung für das Einfügen dieses jetzt fehlenden Verbindungsstückes, das sonst keinen festen Halt gehabt hätte (**Taf. XV**).

5. Um ein genaues Einpassen des antiken Halses mit dem Kopf zu ermöglichen, muß am oberen Rand des Halsausschnittes des Gewandes eine rings herumgehende, geglättete, nicht mit dem Spitzhammer gerauhte Fläche vorhanden gewesen sein. Diese Randpartie ist am Abguß ausgebrochen, und zwar auf der linken Schulterseite weniger als auf der rechten, wo infolgedessen jetzt ein (bis zu stellenweise 4 cm breiter) Rand am Brustansatz über dem oberen Gewandsaum ergänzt werden mußte. Diese Lücke oder Sperrfuge wurde oben schon erwähnt. (Hier liegen ja 3 obere Säume übereinander: vom Chiton, vom Peplos und von der Ägis.)

6. Neben dem spitz zulaufenden Ende des Haarschopfes liegt eine nur flüchtig angelegte Partie. Es ist die Stelle, wo ein stützender Steg für den großen Helmbusch aufgesessen haben wird. Wegen der Wendung des ganzen Kopfes nach seiner rechten Seite hin muß dies Buschende des Helmes genau hier heruntergekommen sein.

7. In der Aushöhlung für den rechten Arm sitzt deutlich ein am Torso Medici, jetzt wohl mit Gips, verschmiertes viereckiges Dübelloch. Da muß einst der besonders angefügte Arm befestigt gewesen sein, schon am Urbild des Torso Medici also der im Holzkern des Akroliths hier einst verankerte Marmorarm.

8. Auffallend ist, wie an der linken Seite des Torsos, also unter dem hier einst sitzenden am l. Arm gehaltenen Schild und neben dem Standbein der Figur die Falten einem einst hier stehenden Gegenstand etwas hätten ausweichen wollen. Zu diesem hätte auch ein Steg noch hinüber führen können, von dem ein letzter Rest als „Puntello" (Michon: tenon, Zapfenrest?) noch am Peplosüberschlag unter der Gürtung auf derselben linken Seite erhalten zu sein scheint.

Wie ist diese unzweifelhaft richtige Beobachtung Berlinghofs zu deuten? Sieht es nicht aus, als fehlte hier tatsächlich noch etwas zur Abrundung der Gesamtkomposition? Wozu ist ihre linke obere Hälfte sonst so vollgepackt? Den Puntello hatte E. Michon (p. 50) auch schon gesehen. Sollte hier fast lebensgroß jene Porträtfigur des platäischen Heerführers von Marathon wie unter unmittelbarem Schutz der Göttin stehend dargestellt gewesen sein, von der Pausanias IX, 4. 2 sagt: *κεῖται δὲ τοῦ ἀγάλματος πρὸς τοῖς ποσὶν εἰκὼν Ἀριμνήστου*? Daß der Marmorkopist bei der Weglassung dieser Nebenfigur die in der Hauptfigur auf sie genommene kleine Rücksichtnahme nicht mit fortgelassen, sondern versehentlich beibehalten hätte, ist wahrscheinlicher, als das Gegenteil. Verhält sich das wirklich so, dann hätten wir darin eine ganz unerwartete neue Bestätigung für die Richtigkeit unsrer Vermutung, daß das Original dieser Athena — eben in Plataä gestanden hat. Der ganze Zusammenhang bei Pausanias ließe sonst eher an ein am Sockel der Athenastatue angebrachtes gemaltes Bildnis des Arimnestos schließen. Doch hat sich niemand bisher darum gekümmert.

9. Zu den Proportionen. Es stimmen überein mit der auch sonst in dieser Stilstufe allgemein geltenden Norm folgende Verhältnisse:

Die Schulterbreite beträgt gemessen bis zur Halsgrube je 1 Kopflänge oder $2^1/_2$ Gesichtslängen.

Die Entfernungen der beiden Brustwarzen von der Halsgrube umspannen ein gleichseitiges Dreieck.

Länge des Unterschenkels = 2 Kopflängen. Gesamthöhe der ganzen Figur = 8 Kopflängen oder = 10 Gesichtshöhen (gemessen von Kinn bis Haaransatz).

Gesichtshöhe in unserem Falle = 28 cm.

Dazu der jetzt fehlende Teil des Oberkopfes, angenommen mit $^1/_4$ der Gesichtshöhe (7 cm), ergibt als Gesamthöhe des Kopfes = 35 cm.

Darnach: Gesamthöhe der Figur ohne Helm: 10×28 cm = 2,80 m.

Mit Helm und Busch etwas über 3 m.

Ich selbst kann noch Folgendes zur Kenntnis des noch wenig bekannten Kopfes Carpegna wie des trotz seiner aller Welt seit langem bekannten, in manchen Einzelheiten aber noch wenig beachteten Torso Medici beitragen:

KOPF CARPEGNA (Taf. III—IV).

Kleine Bohrlöcher für Metallstifte zur Befestigung der einzeln anzusetzenden Haarpartien an den Schläfen: 3 kleinere über beiden nach außen ausschwingenden Brauenbogen; rechts dann noch 2 größere und tiefere an der Schläfe gegen das Ohr hin; an der linken Schläfe nur 1 solches; außerdem beiderseits im unteren Helmrand selbst je 2 sehr kleine, scharf eingebohrte Löcher, eines davon den Helmrand quer durchbohrend. Amelung erschloß daraus ein ebenso lebendig wie originell wirkendes ungewöhnliches Detail: „Augenscheinlich war eine Strähne

über den Helmrand gelegt, um als lose Locke zu endigen oder hinter dem Ohr zu verschwinden“ (ÖJh 1908, 171). Sicher richtig.

In der Mitte der Stirn ganz sanfte Einsenkung. Nasenflügel, Nasenlöcher und Lippenhälften beiderseits etwas ungleich, in Rücksicht auf die Wendung des Kopfes nach seiner rechten Seite.

Oberlippe auffallend kurz, in der Mitte bestoßen. Unterlippe sehr voll gerundet. In jedem Mundwinkel ein betontes Bohrloch. In dem leichtgeöffneten Munde die obere Zahnreihe durch 3 senkrechte Kerben kenntlich gemacht, die Lebendigkeit und Frische des Ausdrucks geschickt steigernd.

Am Halse vorne die drei Furchen des „collier de Venus“ ziemlich hart und äußerlich eingetieft.

TORSO MEDICI (**Taf. II**).

Die Rückseite ist bisher kaum einer Betrachtung, jedenfalls noch nie einer Abbildung gewürdigt worden, ist aber für verschiedene Fragen auch wichtig. Sie ist fast so flach angelegt wie die Seite eines rechteckigen Prismas. Weder die Hebung der Schulterblätter noch die Wölbung der Glutäen tritt hervor. Alle feinere Modellierung des Körpers ist unter der mächtigen Draperie des dicken Wollpeplos verborgen, das Ganze also nie auf Ansicht berechnet gewesen. Der Gürtel verläuft rechts erschreckend hart und geradlinig, ohne im mindesten einen Übergang zur Rundung der Taille oder einer Einsenkung über der Hüfte anzudeuten.

Oben auf der linken Schulter eine fast rechtwinklig einschneidende Kerbe wie von einer starken Verletzung.

Das spitze kleine Ende des Haarschopfes liegt seitlich so weit von der Mittellage der ganzen Figur nach links verschoben, daß schon dadurch allein die Wendung des Gesichts auf der Vorderseite zu erkennen ist. Selbst im Zug der Peplosfalten im Überschlag macht sich eine damit zusammenhängende Schrägrichtung von l. nach r. bemerklich. Auch der kantige Ausschnitt oben im Nacken sitzt weder genau in der Mitte, noch zeigt er rechte Winkel in seinen Ecken.

Auch an der Vorderseite der Gestalt ist die Brust überaus flach gehalten. Selbst die dicke Gewandpartie unter dem linken Unterarm hat eine merkwürdig ebene, wagrechte Abflachung bekommen. Ganz flach ist ja auch die vorne sichtbare Innenseite des darunter folgenden Mantels gehalten. Vgl. meine Vermutung über die vom Kopisten hier einst weggelassene Nebenfigur S. 36 (unter 8).

Merkwürdig die ganz gleichmäßig rauhe Fläche am linken Oberarm über dem Einsatzloch für den linken Unterarm. Diese Fläche ist nicht künstlich geraubt, sondern zeigt eine natürliche Absplitterung des schichtenförmig gelagerten Steins[1]). War das auch am Original schon so? Der hier hochgehaltene Rundschild hätte diese Stelle des Holzkerns dem Blick des Beschauers ja immer verborgen.

Das Gürtelband verläuft nicht genau wagrecht, sondern dem Standbein entsprechend über diesem etwas ansteigend.

Brieflich sind die Herren des Louvremuseums Et. M i c h o n wie sein jetziger Nachfolger A. M e r l i n aufs liebenswürdigste bereit gewesen, meine Fragen wegen des Torso Medici zu beantworten, wofür ich ihnen auch hier aufrichtigsten Dank ausspreche.

1) Auch schon von Michon (p. 50) richtig gesehen und angemerkt.

(Der Torso ist erst 1913 aus dem Besitz der École des Beaux Arts in den des Louvremuseums übergegangen.)

Die genaue Höhe der Figur — ohne Plinthe — gibt Michon mit 2.445 m an. Sie steht jetzt in dem neu eingerichteten „Phidias-Saal“ in der Mitte der Rückwand und nahe vor dieser, der Fensterwand gerade gegenüber, das größte und schwerste Stück, welches das Museum besitzt. „Pour donner à la statue son aplomb, la base doit être calée de plusieurs centimètres en arrière“.

Die letzten sorgfältigen Angaben Michons vervollständigen einen wichtigen, bei uns wenig gekannten Aufsatz von ihm „Le Torso Medicis au Musée du Louvre“ in den von P. Vitry herausgegebenen „Musées de France“ (tome III/IV. Année 1913, Nr. 4, p. 49—52), der gleich mit dem bedeutsamen Bekenntnis beginnt: „le marbre est p r e s q u e c e r t a i n e m e n t du pentélique“[1]). Die dem Aufsatz — der letzten autoritativen Äußerung der zuständigen Pariser Autorität zum Torso Medici! — beigegebene Lichtdrucktafel nach einer neuen Aufnahme von Braun u. Co. zeigt leider keine günstige Beleuchtung. Wesentlich besser ist eine andere, leider verkleinerte, neue Aufnahme derselben Firma gelungen, welche veröffentlicht im Catalogue sommaire des marbres antiques (1922) pl. VI auch unsrer **Taf. II** zugrunde liegt. Die in dem von der „Illustration“ herausgegebenen Album „La sculpture grecque du Louvre“ veröffentlichte Aufnahme des Torso ist mir leider nicht zugänglich geworden.

Von bisher nicht besonders erwähnten Einzelheiten merkt Michon noch an die Stiftlöcher des einst metallenen Schlangenbesatzes am oberen u n d unteren Ägisrand. Zur Stütze des r. Armes vermutet Michon einen jetzt fehlenden, freilich kaum zu ahnenden festen Halt. Ist nicht eher anzunehmen, daß die Lanze solchen Halt bot, von der wir jetzt durch die Replik aus Thessalonike sicher wissen, daß sie eben von dieser rechten Hand der Göttin gehalten wurde?

Die um den Torso Medici noch schwebende Aufgabe hat vor allem noch mit zwei schwierigen Unbekannten zu rechnen. Das eine ist die Wiederauffindung der unter dem Häusermeer des heutigen Roms noch schlummernden Überreste des hadrianischen *Athenaeums*. Die andere Unbekannte ist die noch zu ermittelnde Provenienz

1) Daran scheint sich auch Ed. Schmidt gehalten zu haben, wenn er sich (Cor. L. Curtius S. 76) den Torso Medici in einer athenischen Werkstatt entstanden denkt, von deren einmal hergestelltem Modell er alle weiteren großen Wiederholungen abgeleitet vermutet.

nicht nur des Torso Medici, sondern auch des Kopfes Carpegna[1]). Vermutlich ist sie in beiden Fällen ein und dieselbe gewesen. Sie muß es gewesen sein, wenn die Vermutung der hier vorgetragenen Zusamengehörigkeit von Torso und Kopf zutrifft.

Noch während der Drucklegung der vorstehenden Ausführungen sind mir Erkenntnisse zugewachsen, die mit ihnen so zusammengehören, daß ich sie als unmittelbar aus jenen hervorgegangen und sie vervollständigend hier wohl noch hinzufügen darf.

Zu S. 228ff.

Spät erst leider fand ich, wie fruchtbar und umfassend, weit über die oben erwähnten ersten Versuche Walden's und auch Barbagallo's (Lo stato e l' istruzione pubblica nell' impero Romano, Catania 1911) hinausgehend Rudolf Herzog in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie (1935, 967—1019) die auch hier berührten großen Zusammenhänge im antiken Hochschulwesen aufgeklärt hat in seiner ausgezeichneten Abhandlung „Urkunden zur Hochschulpolitik der römischen Kaiser". Am Beginn wie ganz am Schluß betont Herzog die Wichtigkeit des Zusammengehens philologisch-historischer und archäologisch-topographischer Forschung auch auf diesem Gebiete. Ich freue mich mit ihm darin vollauf übereinzustimmen, besonders wenn auch er in Hadrians *Athenaeum* die Universitätsanlage Roms betont und S. 1004 das Vorbild für die beiden hadrianischen Universitätsgründungen, in Rom und Athen, in dem berühmten, schon von Augustus unter römische Obhut genommenen Museion von Alexandria sieht, was ganz meiner Ansicht (vgl. oben S. 288) entspricht. Sehr zu beachten ist auch, wie Herzog ständig die innere Verbindung der beiden Universitäten, Athen und Rom, untereinander verfolgt durch ihre Einbeziehung in ein kultliches Element, das in der christlichen Zeit bis ins Mittelalter hinein dann so wichtig wurde. Ferner die nahe Verbundenheit Hadrians, der i. J. 130 laut Script. Aug. Vita 20 *apud Alexandriam in Musio multas quaestiones professoribus proposuit et propositas ipse dissolvit*, nachdem schon unter Trajan ein von Alexandria herübergeholter Bibliotheksfachmann, Dionysios, das Bücherwesen in Rom betreut hatte. Herzog betont weiter, wie diese antiken Universitäten durch eine Art Aufstockung aus dem hellenistischen Gymnasium entstanden sind — wie wichtig ist dies auch für den Grundrißtypus! —; wie die athenische Universität nach dem großen Vorbild in Alexandria die Bezeichnung *Museion* führte; wie man in andren großen Städten wie in Ephesos an solchen Lehranstalten als Schmuck des Gebäudes auch ein Bild der *Ἀθήνα Παμμουσος* kannte, da Athena ja hier unmittelbar mit dem ganzen, jeglicher geistigen Betätigung zugetanen Musenchor in Verbindung stand. Vgl. die Funde in den Faustinathermen von Milet. Hätte „Athena Pammusos" nicht auch der Beiname der von Hadrian für Athen damals neu aufgelegten Athena Areia von Platää sein müssen? Und darf jetzt das von Th. Wiegand bei Pergamon wieder aufgedeckte Asklepieion mit seinem weitverzweigten komplizierten Grundriß, seinem halbkreisförmigen Hörsaal, seinem Bibliothekssaal nicht auch selbst als eine jener Anstalten angesehen werden, in welchen wie auch andren Orts für die Pflege leiblicher und geistiger Erfordernisse in gleich ausgiebiger Weise gesorgt war? Wo unter des Kaisers Obhut hat man neben Asklepios und Hygieia auch Athena und den Musen in gleicher Hingabe gedient?

1) Vgl. oben S. 242.

Der Architekt M. A. Sisson hat zuerst richtig bemerkt, daß in Athen die breite Mittelnische eine Archivolte als oberen Abschluß hatte, aber nicht selbst wie eine halbkreisförmige Apsis gestaltet war. Dies wird mir durch G. Welter in Athen soeben brieflich bestätigt, der mir dazu schreibt: „Ich begab mich sofort zur Hadriansbibliothek. Von einer halbrunden Nische ist auch nicht die geringste Spur festzustellen. Die mittlere Nische ist, wie in den Plänen richtig angegeben, breiter als die anderen und hat oben den Ansatz eines Bogenabschlusses, den Sisson in seiner Rekonstruktion auch verwendet hat. ... Auch dieses Mal hatte ich den Eindruck, daß dieser ganze Trakt des Baues nicht fertig gestellt worden ist; etwa wie die Stoen um den hadrianischen Tempel des Zeus Olympios. Eine richtige steingerechte Aufnahme wäre nötig: sie würde zeigen, daß in den Nischen nur Regale oder Schränke angebracht waren."

Eine solche Neuaufnahme des hadrianischen Bauwerks wäre dringend zu wünschen. Noch haben wir sie nicht. Aber schon jetzt darf man, scheint mir, folgende Schlüsse ziehen, wenn auch die Form der mittleren Nische also abweicht von der in Ephesos unter Trajan und in Rom unter Caracalla[1]) ihr gegebenen Gestalt,

1) Schon gleich nach der Ausgrabung hat Ghislanzoni den ganzen Zusammenhang, den Iwanoff noch nicht verstanden hatte, richtig erkannt und diese Analogien, von Ephesos besonders, treffend genannt; die breite Queranlage des Saales, die große halbrunde Apsis mit dem mächtigen Sockel für die kolossale Athenastatue, die flachen viereckigen, schrankartigen Büchernischen sonst. (Not. de Scavi 1912, p. 311—313. Fig. 1 (Gebäude G) **Taf. XIX, 3**). Der römische Typus ist also hier ganz fertig, voll entwickelt. Von den „alexandrinischen Eierschalen" wie in Athen ist

wo sie ausgesprochen apsidial ist. Kann doch die Halbkreisform ihres oberen Abschlusses wie ihre größere Breite in Athen nicht anders als eine Hervorhebung eines unmittelbar unter ihr aufgestellten statuarischen Werkes verstanden werden. Nur um Papyrusrollen hier unterzubringen hätte man sie gewiß nicht angewandt! Was aber war dann angemessener als eine *media Minerva*? Sisson's Ergänzung besteht also zu Recht. Man kann aber hinzufügen: Hadrians athenische Bibliothek läßt gerade in dieser Beibehaltung der rechteckigen Nischenform als Hintergrund auch für die dominierende Statue den Zusammenhang mit dem als Vorbild dienenden alexandrinischen Museion noch erkennen: die schlichtere, ptolemäische, hellenistische, noch vorrömische rechteckige Nischenform.

Man wird auch kaum fehlgehen in der Vermutung, daß die Athenastatue dieser hadrianischen Bibliotheksanlage unter Theodosius II. um die Mitte des 5. Jhs. verschwunden sein wird; damals nämlich, als in der Mitte des offenen Säulenhofes jener christliche Zentralbau entstand, den Sisson richtig in den Beginn des 5. Jhs. datiert haben wird. Die Kirche hat zwar die antike Tradition einer sakralen Weihung des ganzen Komplexes hier bestätigt und fortgesetzt, aber unmittelbar im Hintergrunde der neuen Panagia eine kolossale Pallas Athena stehen zu lassen, das war nun nicht mehr möglich. Damals etwa scheint Athen ja auch seine beiden andren phidiasischen Athena-Kolosse, Promachos wie Parthenos, an Konstantinopel haben abgeben zu müssen. Bedeutsam erscheint, daß aber auch Julian schon sich einen eigenen Hörsaal in Athen — „wie ein Theater" — hat erbauen lassen, den er dann dem angesehenen Philosophen Prohairesios zu seinem Gebrauch überließ. Vgl. Schemmel, Die Hochschule von Athen im 4. u. 5. Jh. n. Chr. (Neue Jahrb. XI (1908), S. 499). Genaueres ist bisher nicht zu ermitteln, obwohl die Geschichte der antiken Universität Athen nach den erhaltenen Zeugnissen ziemlich klar zu überschauen ist. Vgl. Barbagallo a. a. O. p. 108 ff. 136 ff. 153 ff. 215 ff. 232 ff.

nichts mehr übrig geblieben. — Wie mir H. Fuhrmann aus Rom schreibt, ist die Abbildung bei Ashby, Topogr. Diction, Fig. 52 nach einer gleich nach der Ausgrabung gemachten Aufnahme des Gabinetto Fotografico dello Stato gemacht, jetzt im Istituto „Luce". Heute sei die Stelle teils wieder zugewachsen teils durch Einbauten für eine moderne Sommerbühne unzugänglich geworden, sodaß jetzt nichts zu sehen ist. Was bei der Grabung damals gefunden wurde, befindet sich jetzt im Thermenmuseum. Fragmente einer Kolossalstatue fanden sich nicht. Der in der halbrunden Apsis stehende Statuensockel, aus Ziegelwerk wie alles Gemäuer hier und etwa 1,40 m hoch, ist oben zerstört, sodaß sich von Standspuren auf seiner Oberfläche nichts mehr feststellen läßt.

276 ff. 323 ff. 353 ff. Daß Athen seine Bibliotheksathena an die Konkurrenzanstalt, das *Capitolium*, in Konstantinopel verloren hat, das unter Theodosius II. (408—450) eine Art Erneuerung und Umgestaltung erlebte, scheint nicht unmöglich, ist aber jedenfalls nicht nachweisbar.

C. Barbagallo, der sich auch viel mit dem *Athenaeum* in Rom befaßt hat und es sich nicht anders als schon unter Hadrian mit einer Bibliothek ausgestattet denkt (p. 133), setzt es nach Jordan's, Gilbert's und Preller's Vorschlag, wenn auch nur vermutungsweise, auf dem Capitol an. Eben in Verbindung mit einer sonst ausdrücklich bezeugten *bibliotheca Capitolina* (p. 131—135). Die Meinung gilt heute als soviel wie abgetan. Und doch hätten gerade wir Deutschen Veranlassung, uns daran zu erinnern, daß noch vor nicht so Langem auf demselben Kapitol, wenn auch sich begnügend mit einem knappen Rand am Tarpejischen Felsen, länger als ein Jahrhundert eine bedeutsame Bibliothek und Forschungsstätte, mit einem Sitzungssaal auch für gern besuchte, feierliche Einladungen sich befunden hat: nicht für Vertreter aus dem klassischen Athen, sondern für Gäste vor allem aus dem hyperboräischen Norden, deren Hingabe an diesen stillen Ort glücklicher Arbeit heute noch unvergessen ist. „Selten ist ein Reis, im fremden Boden gepflanzt, so kräftig emporgediehen wie dieses"[1]). War es doch auch hervorgewachsen aus einem sehr weiten, universal angelegten Plane, nicht buchstäblich, aber unbewußt vielleicht doch einer verborgenen „Continuität der Siedlung" folgend, die ernsthaft zu denken gibt, wenn auch die antike Universität von Konstantinopel schon von dem Begriff *Capitolium* dort nicht zu trennen war[2]).

Zu S. 232, Anm. 1.

Vgl. was v. Premerstein in seinem gerade an Juvenals Satiren anschließenden Aufsatz „Frontonis Platani" (Hermes XLIII, 1908, S. 329/30) sagt: „Zumal in der Kaiserzeit waren die Villen und

1) A. de Michaelis, Gesch. d. Deutsch. Archäolog. Instituts (1829—1877) S. 183.

2) Vgl. Barbagallo S. 219, 231, 323 ff. Vgl. auch Fr. Fuchs, Die höheren Schulen von Konstantinopel im Mittelalter (Byzantin. Archiv. Erg.-Heft 8. 1926, S. 2), mit Richtigstellung (?) der bisherigen Ansicht über das Athenaeum in Rom. Neuerdings: A. M. Schneider, Byzanz. Vorarbeiten zur Topogr. u. Archäol. der Stadt (1936), 20 ff. 25 ff. — Eine verblüffende „Continuität der Siedlung" auch hier! Wie aus Abb. 5 auf S. 19, Tafel 6 und dem schönen großen Generalplan der alten Stadt hervorgeht, liegt die heutige Universität Istanbul, das frühere türkische Kriegsministerium, ungefähr da, wo auch das alte Capitolium anzusetzen ist für Byzanz. Die topographische und baugeschichtliche Frage des byzantinischen „Capitolium" bedarf dringend noch weiterer Grabungen.

Schlösser der Reichen und Großen ... durchaus mit Bibliotheken ausgestattet. Auch Auditorien für Rezitationen sind, namentlich für die großen kaiserlichen Villen, unbedenklich anzunehmen. Die örtliche Vereinigung von Bibliothek und Vortragssaal ... kommt einem im Altertum besonders stark empfundenen Bedürfnis entgegen und ist für die Bibliotheksbauten der hellenistisch-römischen Großstädte, aber auch für die von Sidonius Apollinaris geschilderte Bibliothek eines gallischen Edelsitzes noch um die Mitte des 5. Jhs. nachweisbar."

Soeben geht mir noch im neuesten Heft des Jahrbuchs (LII, 1937, 225—247) Bernt Götze's Aufsatz „Antike Bibliotheken" zu. Er fördert uns in vielen Punkten und bildet in Manchem eine willkommene Ergänzung zu dem hier Dargelegten. Mit Recht betont Götze den Beginn raumschöpferischer dekorativer Repräsentanz schon in der Bibliotheksanlage der Attaliden zu Pergamon, ohne indessen den Gegensatz des Tiefraums zu dem von mir als in der Wurzel alexandrinisch vermerkten, in der östlichen Hälfte des Riesenreichs wie im stadtrömischen Gebiet selbst dekorativ noch weiter ausgebildeten jüngeren Types des Breitraums besonders hervorzuheben. Unter den stadtrömischen Beispielen ist Goetze die schöne Anlage in den Caracallathermen (**Taf. XX, 3**) entgangen, die übrigens doppelt dagewesen sein muß, in der bisher kaum beachteten genauen parallelen Anlage des Baues neben dem andren Ende des langgestreckten Stadions. So wird es auch hier eine lateinische Bibliothek neben einer griechischen gegeben haben. Leider muß die seiner Zeit führende Bibliotheca Palatina des Augustus (Jordan-Hülsen I, 3, 71 ff.; Hülsen, Forum und Palatin S. 75) zunächst als völlig verloren gelten. Wie gern wüßte man, ob hier Augustus in der Grundrißanlage dem tief gestreckten pergamonischen Typus gefolgt ist, wie es nahe liegt anzunehmen, wenn man seinen bibliothekarischen Berater, Apollodor von Pergamon, bedenkt (Götze S. 245), oder auch schon dem alexandrinischen Breit-Saal, wie ihn Hadrian für Athen (**Taf. XVII**) angewandt hat! Da es auf dem Palatin schon zwei Büchersäle gegeben hat, einen für die lateinische, einen für die griechische Literatur, und die aus Delphi stammende eherne Athenastatue in der griechischen Bibliothek dort stand (Plin. VII, 210), die Kolossalstatue des apollonisch gehaltenen Augustus dann natürlich den Mittelpunkt der lateinischen Bibliothek abgab, ist man versucht, für beide Büchersäle schon den „römischen" Typus mit halbrunder Apsis in der Mitte der Rückwand anzunehmen. Wichtig für unsre Fragen ist jedenfalls die Tatsache, daß darnach unter

Augustus zwar die pergamenische Idee einer *media Minerva* in Rom schon durchgedrungen war, daß man aber einen feststehenden kanonischen Athena-Typus dafür zunächst noch nicht hatte.

Die von den Amerikanern auf der Agora von Athen gefundene Bibliotheksinschrift aus hadrianischer Zeit vermute ich als von dem damals irgendwie von Hadrian neu betreuten „Ptolemaion" stammend, das sich nach der Analogie des gleichzeitigen Herosons von Kalydon (A. A. 1934, 312) mit dem viel gesuchten Theseion zusammengeschlossen haben wird; genau dort, wo Dörpfeld es vermutet mit seinem Heroengrab in der Tiefe (Alt-Athen und seine Agora I, Taf. III). Die Verwendung des Palästrahofes später als ein römisches Theatrum tectum oder Odeon würde dem nicht widersprechen. Vgl. den Umbau in der Palästra von Epidauros.

Zu S. 237.

Nicht nur das „Panhellenion", sondern auch das sog. „Pantheon" — diese Bezeichnung ist ja für Athen aus der Antike selbst nicht überliefert — wird man in derselben Cella des von Hadrian endlich vollendeten Zeustempels zu verstehen haben, also ebensowenig einen besondren Bau dafür annehmen müssen, wie für das „Panhellenion"; wie es aber weitgehend unrichtig in unserer gesamten neueren Literatur geschieht[1]). Schon allein Pausanias' Hinweis (I 18, 9) auf die ebendort im „Pantheon" angebrachte inschriftliche Verewigung der dem Griechentum erwiesenen Wohltaten, die vermutlich auf Bronzetafeln angebracht war[2]) — an der Wand offenbar — läßt den Zusammenhang und auch das unmittelbare Vorbild für Hadrians Einrichtung erkennen, das auch Pausanias (I 4, 5) selbst noch gesehen hatte: den Augustustempel zu Ankyra mit seinem Kaiserkult und dem berühmten Monumentum Ancyranum. Im Jahre 123 ist Hadrian in Ankyra gewesen, als er angesichts des drohenden Partherkrieges dem Ausbau des galatischen Straßennetzes seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und bei Stiftung eines neuen glänzenden Agons von den dionysischen Techniten sich

1) Vgl. Judeich² S. 100. Graindor p. 44, 53, 55. Wachsmuth I. 691. Hier war natürlich auch der, wie W. Weber richtig gesehen hat, für Sabina, Hadrians Gattin, vorgesehene Herakult angeschlossen. Paus. I, 18, 9 erwähnt ihn nicht umsonst unmittelbar in Verbindung mit dem des olympischen Zeus.

2) *ὁ Ἀδριανὸς δὲ κατεσκευάσατο μὲν καὶ ἄλλα Ἀθηναίοις ... καὶ θεοῖς τοῖς πᾶσιν ἱερὸν κοινόν.* I, 15, 5: *Ὁ ὁπόσα δὲ θεῶν ἱερὰ τὰ μὲν ᾠκοδόμησεν ἐξ ἀρχῆς, τὰ δὲ καὶ ἐπεκόσμησεν ἀναθήμασι καὶ κατασκευαῖς ἢ δωρεὰς πόλεσιν ἔδωκεν Ἑλληνίσι, τὰς δὲ καὶ τῶν βαρβάρων τοῖς δεηθεῖσιν, ἔστιν οἱ πάντα γεγραμμένα Ἀθήνησιν ἐν τῷ κοινῷ τῶν θεῶν ἱερῷ.*

als ein *Νέος Διόνυσος* feiern ließ (Weber S. 118—125). Auch Pausanias ist in Ankyra gewesen. Weder Hadrian noch Pausanias konnte es entgehen, wie da Inschrift und Kaiserkult einander wechselseitig ergänzen. Hat es im Tempel des olympischen Zeus in Athen eine entsprechend monumentale epigraphische Zusammenfassung der von Hadrian dem Griechentum insgesamt erwiesenen Gunstbezeugungen, wie es auch der Wald des rings um den Tempel errichteten Dankanatheme der einzelnen Griechenstädte (Judeich 2, 385) bezeugte, gegeben, so müßten sich Reste in Marmor davon noch finden lassen. Hätte eine solche Inschrift auf der Wand unmittelbar gestanden, wie in Ankyra, so wären Reste davon wahrscheinlich noch auf uns gekommen. War sie aber wie das Original des Augustus-Testamentes in Rom auf Bronzetafeln verzeichnet, so wäre ihr völliges Verschwundensein heute erklärlicher.

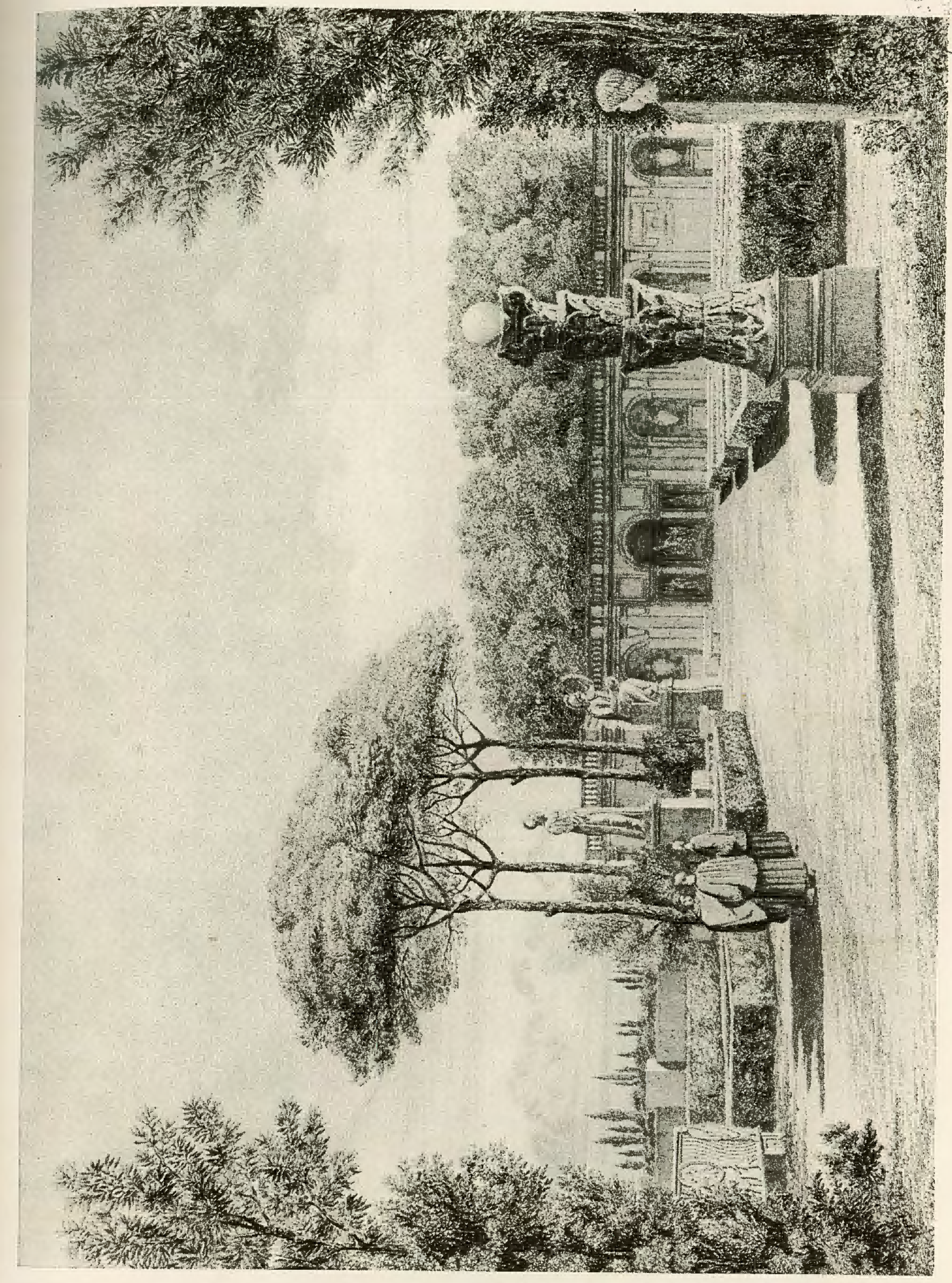
Es gibt aber, worauf mich E. Ziebarth freundlich aufmerksam macht, auch noch eine andre Parallele zu dem Ausbau des Zeustempels in Athen durch Hadrian: die Förderung, die der Kaiser dem gleichfalls immer noch unfertig gebliebenen Riesentempel von Kyzikos im Jahre 123 hat angedeihen lassen. (Ganz fertig wurde er erst unter seinen Nachfolgern Marc Aurel und Verus). Auch in Kyzikos war es in der dortigen Tempelcella zu einem „Pantheon" gekommen, das in seiner Zwölfzahl dort die sie alle überragende Riesenstatue Hadrians umgab. Vgl. W. Weber S. 132. In Athen ist eine solche Überfüllung der Tempelcella durch das chryselephantine Kolossalbild des Zeus Olympios, das Hadrian sicher im Anschluß an das Werk des Phidias in Olympia hat anfertigen und aufstellen lassen, in einheitlicherem Sinne gemildert gewesen. Eine Kolossalstatue Hadrians als Dankanathem Athens selbst hatte nur außen im Temenos hinter dem Zeus-Tempel (Judeich[2] 385) noch Platz. Sie war wohl noch größer als die 4 andren, die man nach Pausanias (I, 18, 6) sah, noch „bevor man zum Heiligsten" kam. Vgl. Judeich[2], 384.

Zu Seite 242 und 249/50.

Auf der Fährte nach der Provenienz des Kopfes Carpegna, der nachzuspüren Dr. H. Fuhrmann in Rom auf meine Anregung freundlich übernommen hatte, schreibt mir dieser mein ebenso belesener wie rühriger und findiger Schüler: „Mit dem Kopf Carpegna wird es wohl so sein, daß er sich seit alter Zeit in der Villa Carpegna an der Via Aurelia, draußen vor S. Pancrazio in der Nähe der Madonna del Riposo befunden hat." (Dies wird auch bestätigt durch den Renaissancecharakter der Helmergänzung, die

auf einer alten Photographie aus dem Nachlaß W. Amelungs im Deutschen Arch. Institut in Rom noch zu sehen ist, aufgenommen in einer Zeit, da der Kopf noch nicht im Thermenmuseum, von diesen Zutaten befreit, aufgestellt war.) „Diese Villa, die sehr verkleinert heute noch existiert, ist eine Gründung des Kardinals Gasparo Carpegna, Datar Papst Clemens X. und Vikar von Rom, der († 1714) eine Art Vorläufer des Kardinals Albani gewesen sein muß. Leider bietet auch die Literatur über die römischen Villen gar nichts. Allein in dem alten Moroni (Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica) steht mancherlei über die Gründung seines Museums, seiner Münzsammlung und Bibliothek. So auch die bemerkenswerte Notiz: „Il museo si aumentò colle antichità trovate nelle catacombe in cercare de' SS. Martiri, poichè il cardinale come vicario di Roma presidieva agli scavi."

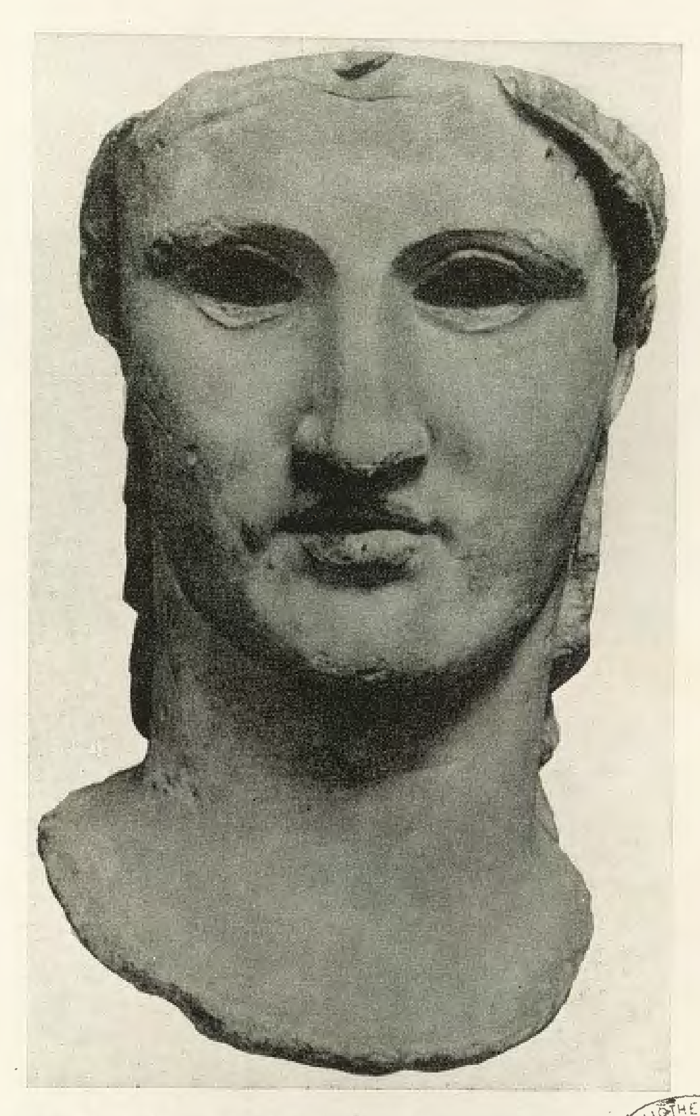




Gartenterrasse der Villa Medici in Rom, im frühen 18. Jahrhundert.



Paris, Louvre. Torso Medici. Phot. Braun & Co.



Rom, Museo Nazionale delle Terme. Früher in Villa Carpegna.

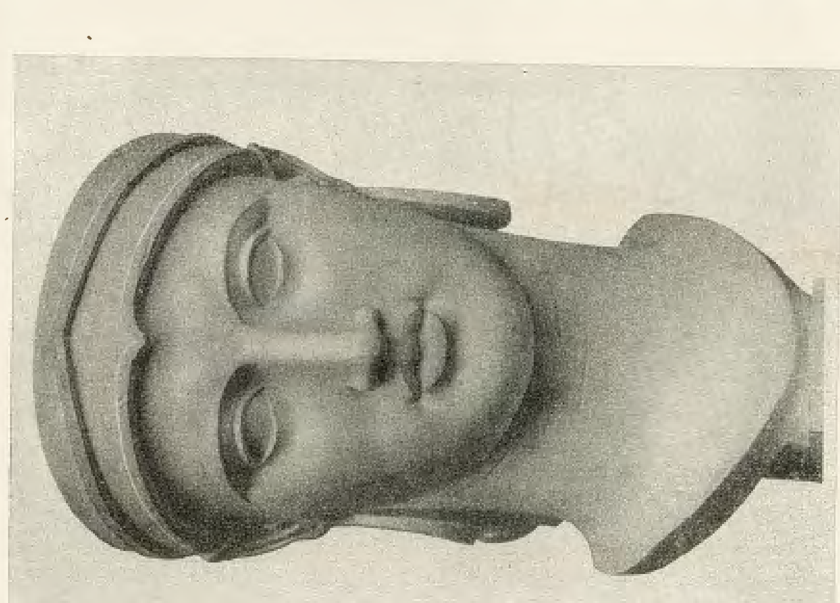
1.



2.

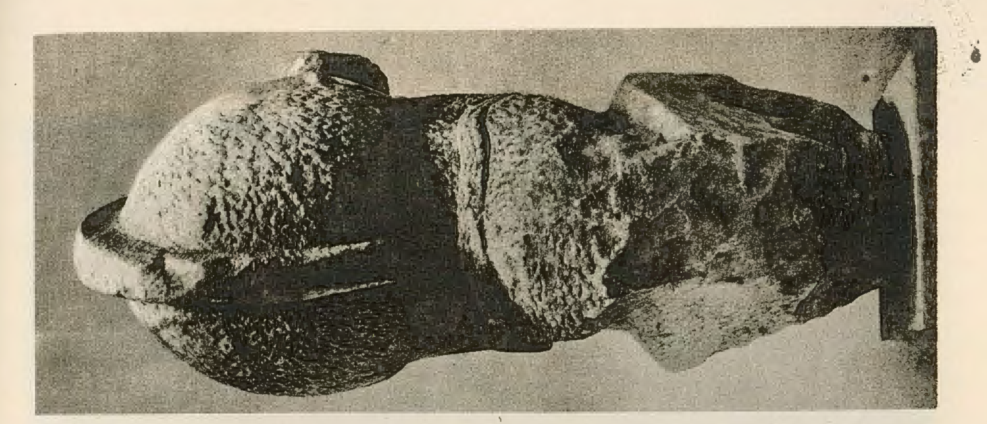
Rom, Museo Nazionale delle Terme. Aus Villa Carpegna.





Wien. Aus der Villa Hadrians bei Tivoli.
Nach Entfernung der späteren Ergänzungen.



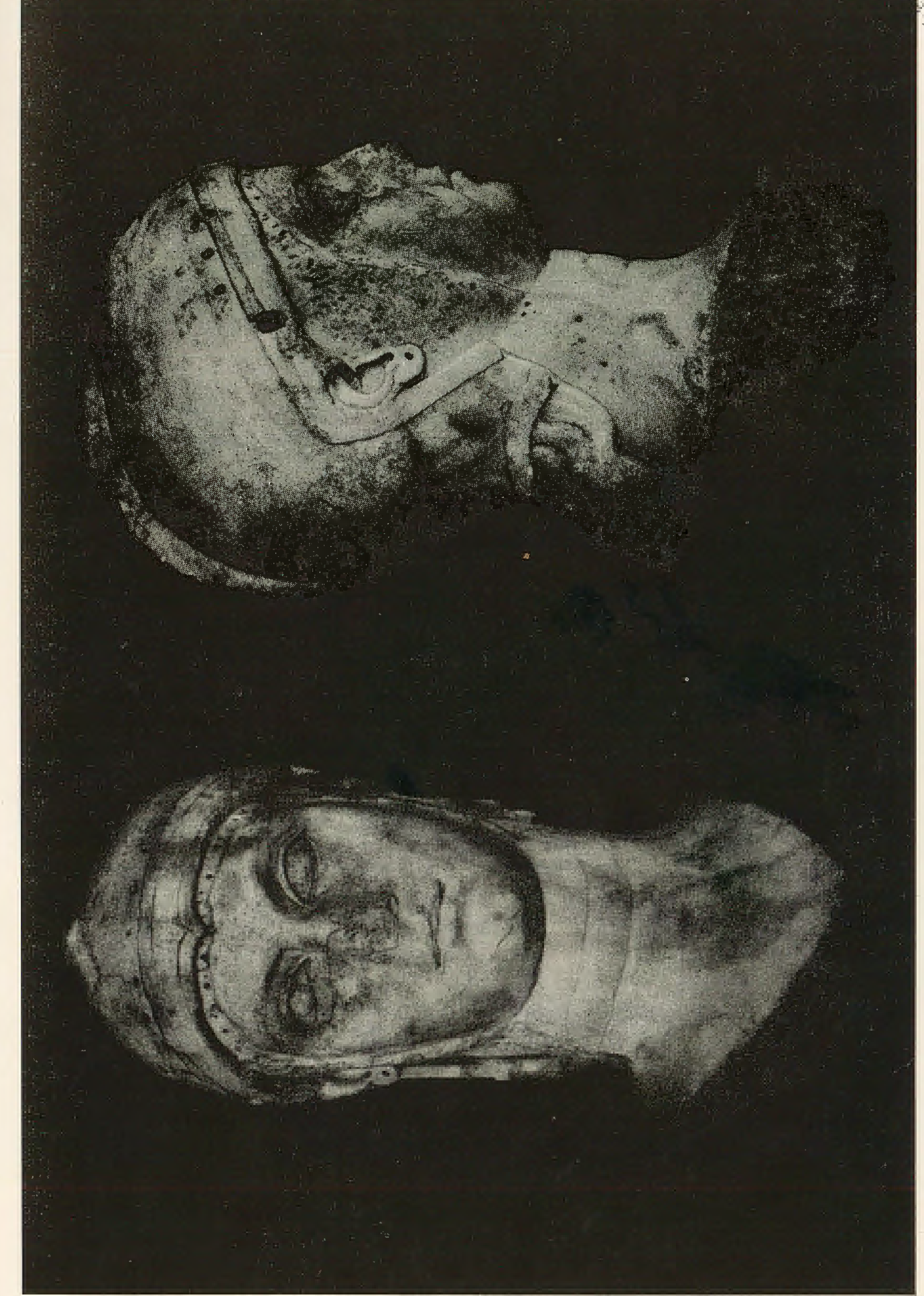






Athen, Nat.-Museum. Von der Pnyx.

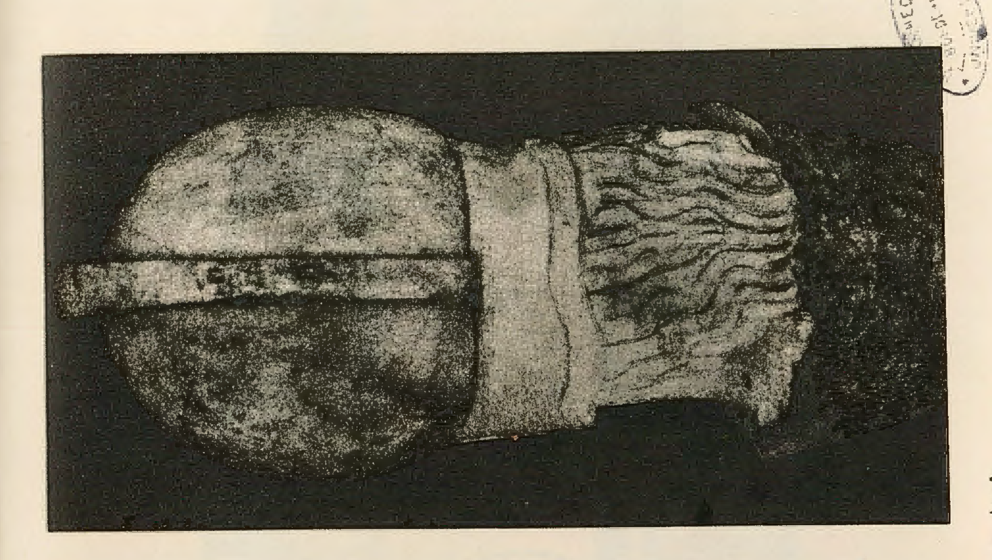






Thessalonike. Archäologisches Museum.







Thessalonike. Archäolog. Museum. Replik der Athena Areia.

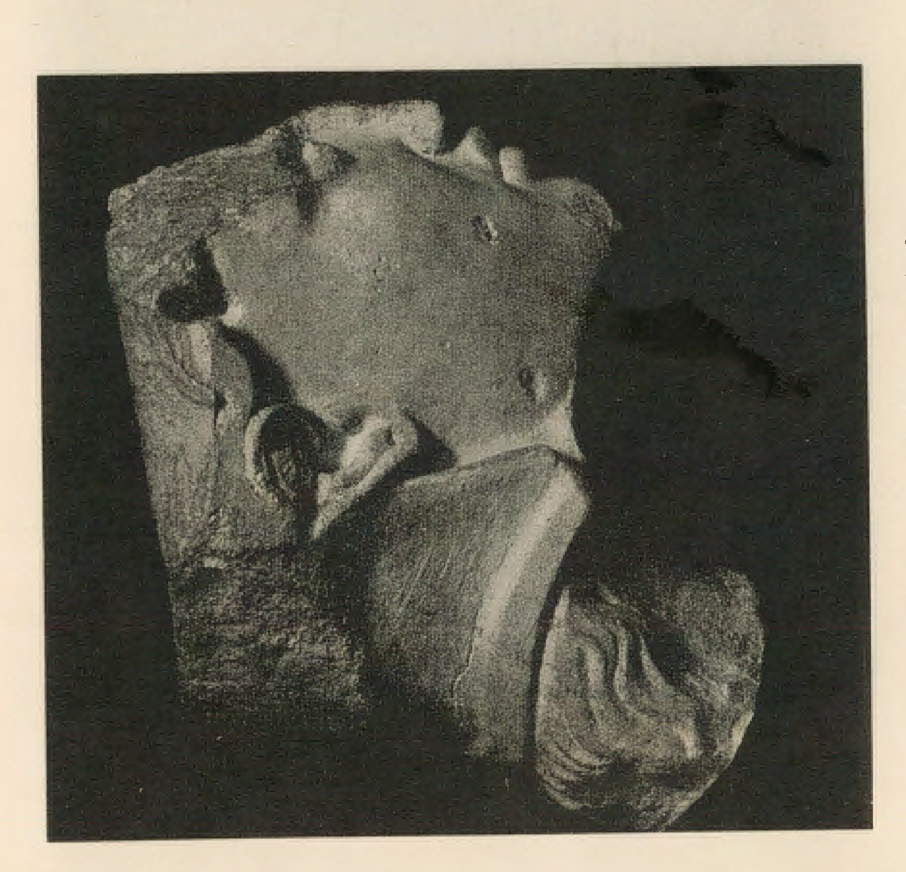




Thessalonike, Fragment vom Unterkörper einer Replik der Athena Areia.

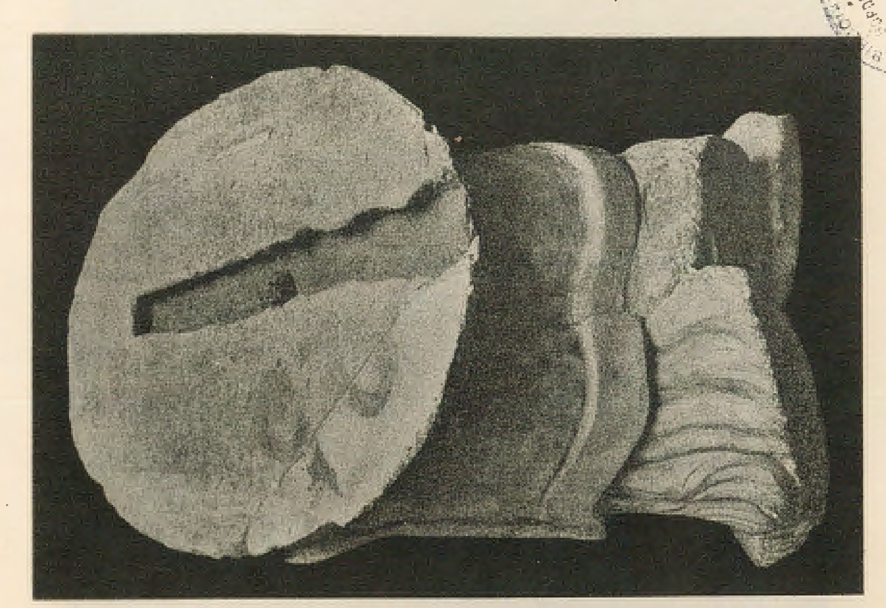


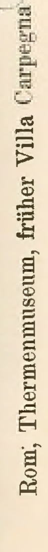




Kopf aus Ephesos, Replik der Athena Areia.







Rom, Thermenmuseum, früher Villa Carpegna



Aus Ephesos





Athena Medici. Nach der Rekonstruktion W. Amelungs von 1907.



Rom, Archäolog. Museum der Universität (Abgußsammlung).
Torso Medici, ergänzt mit Hilfe der vervollständigten Kopfreplik in Wien.

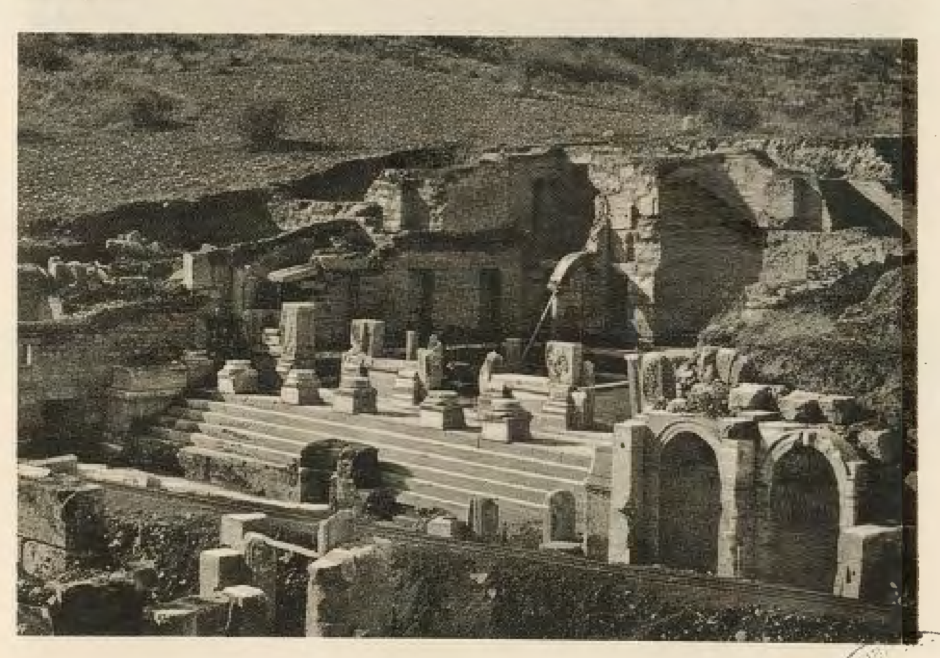


Berlin, Abgußsammlung des Archäol. Seminars der Universität.
Torso Medici mit aufgesetztem Kopf Carpegna.



Berlin, Abgußsammlung des Archäol. Seminars.
Die Kopfreplik Carpegna auf dem Torso Medici. Ergänzung von W. Berlinghof.

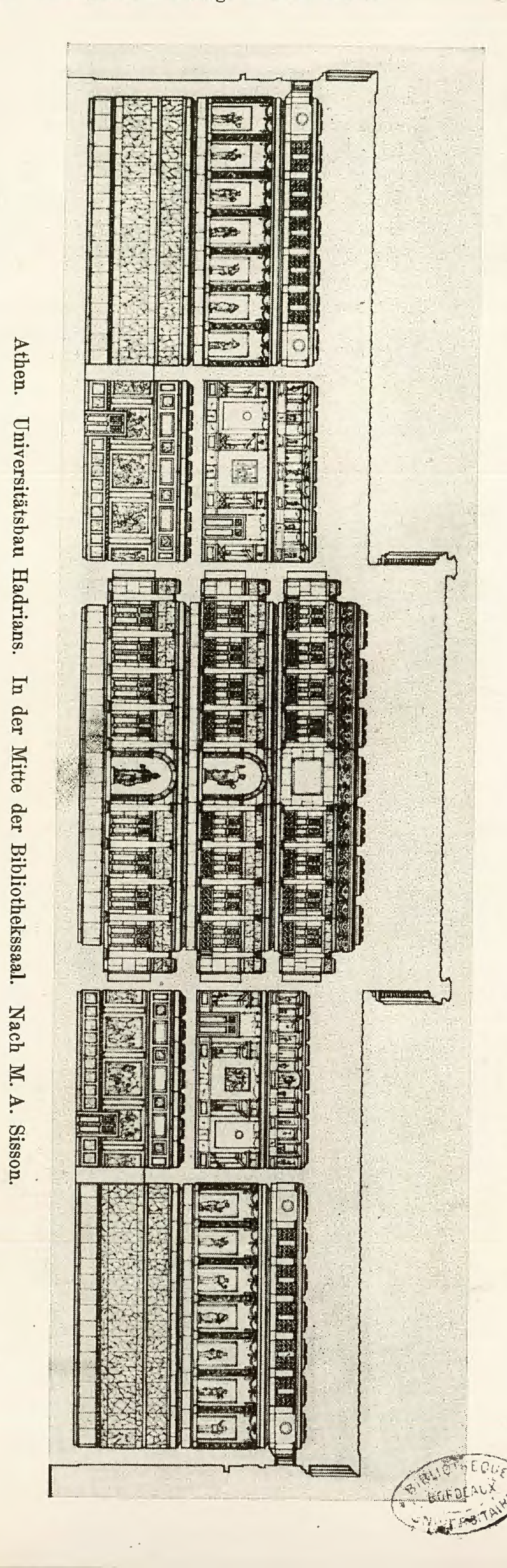




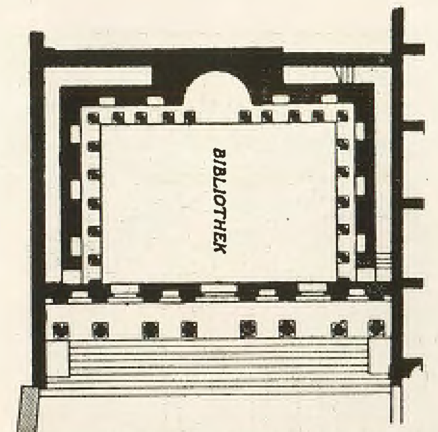
Ephesos, Bibliothek des Celsus



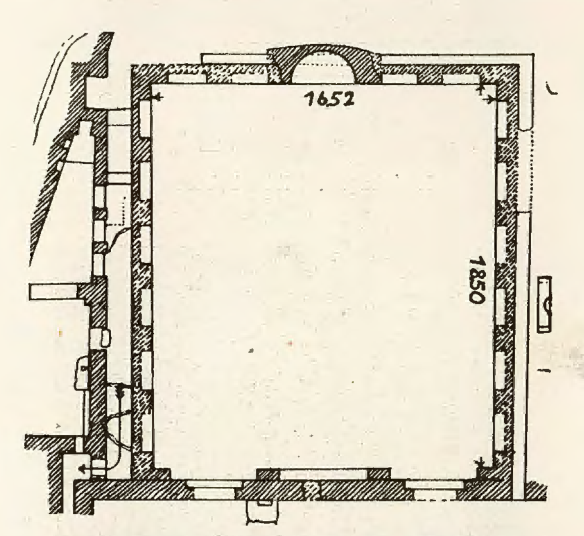
Athen. Der Universitätsbau Hadrians. Nach M. A. Sisson (1929).



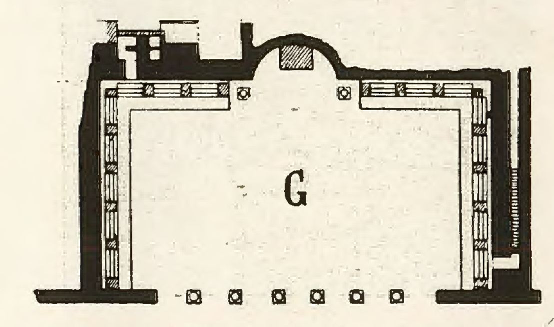
Athen. Universitätsbau Hadrians. In der Mitte der Bibliothekssaal. Nach M. A. Sisson.



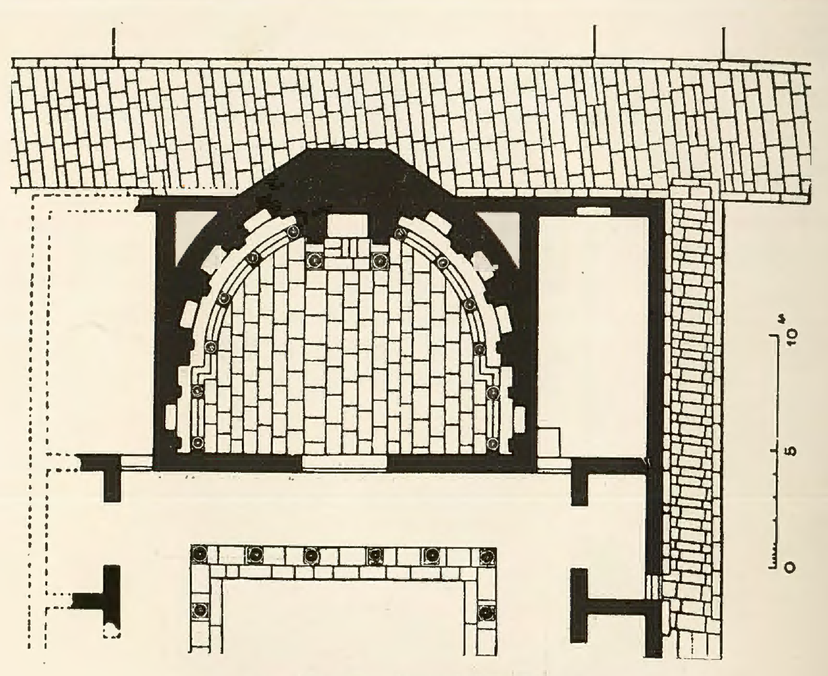
1. Ephesos, Bibliothek des Celsus Ptolemaianos.



2. Pergamon, Bibliothekssaal im Asklepieion.



3. Rom, Bibliothekssaal in den Caracallathermen.



1. Timgad, Bibliothekssaal.



2. Algier, Kolossalkopf aus Timgad.

Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

1. Philippson, R., Neues über Epikur und seine Schule. (Fortsetzung.) 2 RM.
2. Fränkel, H., Parmenidesstudien. 3 RM.
3. Kees, H., Kultlegende und Urgeschichte. Grundsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von Edfu. 1 RM.
4. Kahrstedt, U., Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsaß. 1 RM.
5. Crome, F., Göttinger Gemmen, in Auswahl bearbeitet. 4 RM.
6. Kahrstedt, U., Der Umfang des athenischen Kolonialreiches. 3 RM.
7. Kahrstedt, U., Die Lage von Sybaris. 1 RM.
8. Thiersch, H., Die Nike von Samothrake ein rhodisches Werk und Anathem. 3 RM.

BAND II:

9. Thiersch, H., Ein hellenistischer Kolossalkopf aus Besan. 3 RM.
10. Pohlenz, M., Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. 1 RM.
11. Kahrstedt, U., Eine Urkunde der Republik Eleusis. —,50 RM.
12. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. I. Oberägypten. 2 RM.
13. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. I. 1 RM.
14. Koepp, F., Zur Beurteilung der bildlichen Tradition in der griechischen Kunst. 1 RM.
15. Latte, K., Ein neues Fragment aus der Niobe des Aischylos. —,50 RM.
16. Pohlenz, M., *Τὸ πρέπον.* Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. 2 RM.
17. Lenz, F., Der Vaticanus Gr. 1, eine Handschrift des Arethas. 2 RM.
18. Kahrstedt, U., Die Kelten in den decumates agri. 3 RM.

BAND III:

19. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. II. 2 RM.
20. Kolbe, W., Randbemerkungen zur Archontenforschung. 2 RM.
21. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. II. Unterägypten. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND I:

1. Pohlenz, M., Cicero de officiis III. 2 RM.
2. Hiller v. Gaertringen, F., Noch einmal das Archilochosdenkmal von Paros. 1 RM.

3. Latte, K., Zwei Exkurse zum römischen Staatsrecht. 1 RM.
4. Wilhelm, A., Drei griechische Epigramme aus Susa und aus Heliopolis-Baalbek. 1 RM.
5. Kees, H., Zur Innenpolitik der Saïtendynastie. 1 RM.
6. Hiller v. Gaertringen, F., Neue Forschungen zur Geschichte und Epigraphik von Lesbos. 1 RM.
7. Jachmann, G., Binneninterpolation. I. Teil. 1 RM.
8. Knoche, U., Über einige Szenen des Eunuchus (Erster Teil). 2 RM.
9. Jachmann, G., Binneninterpolation. II. Teil. 2 RM.
10. Krahmer †, G., Hellenistische Köpfe. Mit 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. 4 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

1. Kees, H., Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates. 1 RM.
2. Deicke, L., Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri. 2 RM.
3. Geilmann, W., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens. Mit prähistorischen Erläuterungen von K. H. Jacob-Friesen. 2 RM.
4. Pohlenz, M., Hippokratesstudien. 2 RM.
5. Müller, K., Über die Vermeidung störender Reflexe beim Photographieren griechischer Vasen. 1 RM.
6. Kees, H., Die Königin Ahmes-Nefretere als Amonspriester. 1 RM.
7. Kranz, W., Kosmos und Mensch in der Vorstellung frühen Griechentums. 3 RM.
8. Thiersch, H., Zur Bauinschrift des Asklepiostempels von Epidauros. 2 RM.
9. Pohlenz, M., Zenon und Chrysipp 2 RM.
10. Thiersch, H., Die Athena Areia des Phidias und der Torso Medici in Paris. Mit 20 Tafeln. 6,50 RM.

Nachrichten
der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen
Philologisch-Historische Klasse

INHALT DER BISHER ERSCHIENENEN BÄNDE DER FACHGRUPPE I.

BAND I:

1. Philippson, R., Neues über Epikur und seine Schule. (Fortsetzung.) 2 RM.
2. Fränkel, H., Parmenidesstudien. 3 RM.
3. Kees, H., Kultlegende und Urgeschichte. Grundsätzliche Bemerkungen zum Horusmythus von Edfu. 1 RM.
4. Kahrstedt, U., Die germanische Sprachgrenze im antiken Elsaß. 1 RM.
5. Crome, F., Göttinger Gemmen, in Auswahl bearbeitet. 4 RM.
6. Kahrstedt, U., Der Umfang des athenischen Kolonialreiches. 3 RM.
7. Kahrstedt, U., Die Lage von Sybaris. 1 RM.
8. Thiersch, H., Die Nike von Samothrake ein rhodisches Werk und Anathem. 3 RM.

BAND II:

9. Thiersch, H., Ein hellenistischer Kolossalkopf aus Besan. 3 RM.
10. Pohlenz, M., Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf. 1 RM.
11. Kahrstedt, U., Eine Urkunde der Republik Eleusis. —,50 RM.
12. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. I. Oberägypten. 2 RM.
13. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. I. 1 RM.
14. Koepp, F., Zur Beurteilung der bildlichen Tradition in der griechischen Kunst. 1 RM.
15. Latte, K., Ein neues Fragment aus der Niobe des Aischylos. —,50 RM.
16. Pohlenz, M., Τὸ πρέπον. Ein Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. 2 RM.
17. Lenz, F., Der Vaticanus Gr. 1, eine Handschrift des Arethas. 2 RM.
18. Kahrstedt, U., Die Kelten in den decumates agri. 3 RM.

BAND III:

19. Fraenkel, E., Kolon und Satz. Beobachtungen zur Gliederung des antiken Satzes. II. 2 RM.
20. Kolbe, W., Randbemerkungen zur Archontenforschung. 2 RM.
21. Kees, H., Beiträge zur altägyptischen Provinzialverwaltung und der Geschichte des Feudalismus. II. Unterägypten. 1 RM.

NEUE FOLGE BAND I:

1. Pohlenz, M., Cicero de officiis III. 2 RM.
2. Hiller v. Gaertringen, F., Noch einmal das Archilochosdenkmal von Paros. 1 RM.

3. Latte, K., Zwei Exkurse zum römischen Staatsrecht. 1 RM.
4. Wilhelm, A., Drei griechische Epigramme aus Susa und aus Heliopolis-Baalbek. 1 RM.
5. Kees, H., Zur Innenpolitik der Saïtendynastie. 1 RM.
6. Hiller v. Gaertringen, F., Neue Forschungen zur Geschichte und Epigraphik von Lesbos. 1 RM.
7. Jachmann, G., Binneninterpolation. I. Teil. 1 RM.
8. Knoche, U., Über einige Szenen des Eunuchus (Erster Teil). 2 RM.
9. Jachmann, G., Binneninterpolation. II. Teil. 2 RM.
10. Krahmer †, G., Hellenistische Köpfe. Mit 32 Abbildungen auf 8 Tafeln. 4 RM.

NEUE FOLGE BAND II:

1. Kees, H., Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates. 1 RM.
2. Deicke, L., Die Überlieferung der pseudoplutarchischen Schrift de vita et poesi Homeri. 2 RM.
3. Geilmann, W., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzewaffen Niedersachsens. Mit prähistorischen Erläuterungen von K. H. Jacob-Friesen. 2 RM.
4. Pohlenz, M., Hippokratesstudien. 2 RM.
5. Müller, K., Über die Vermeidung störender Reflexe beim Photographieren griechischer Vasen. 1 RM.
6. Kees, H., Die Königin Ahmes-Nefretere als Amonspriester. 1 RM.
7. Kranz, W., Kosmos und Mensch in der Vorstellung frühen Griechentums. 3 RM.
8. Thiersch, H., Zur Bauinschrift des Asklepiostempels von Epidauros. 2 RM.
9. Pohlenz, M., Zenon und Chrysipp 2 RM.
10. Thiersch, H., Die Athena Areia des Phidias und der Torso Medici in Paris. Mit 20 Tafeln. 6,50 RM.
